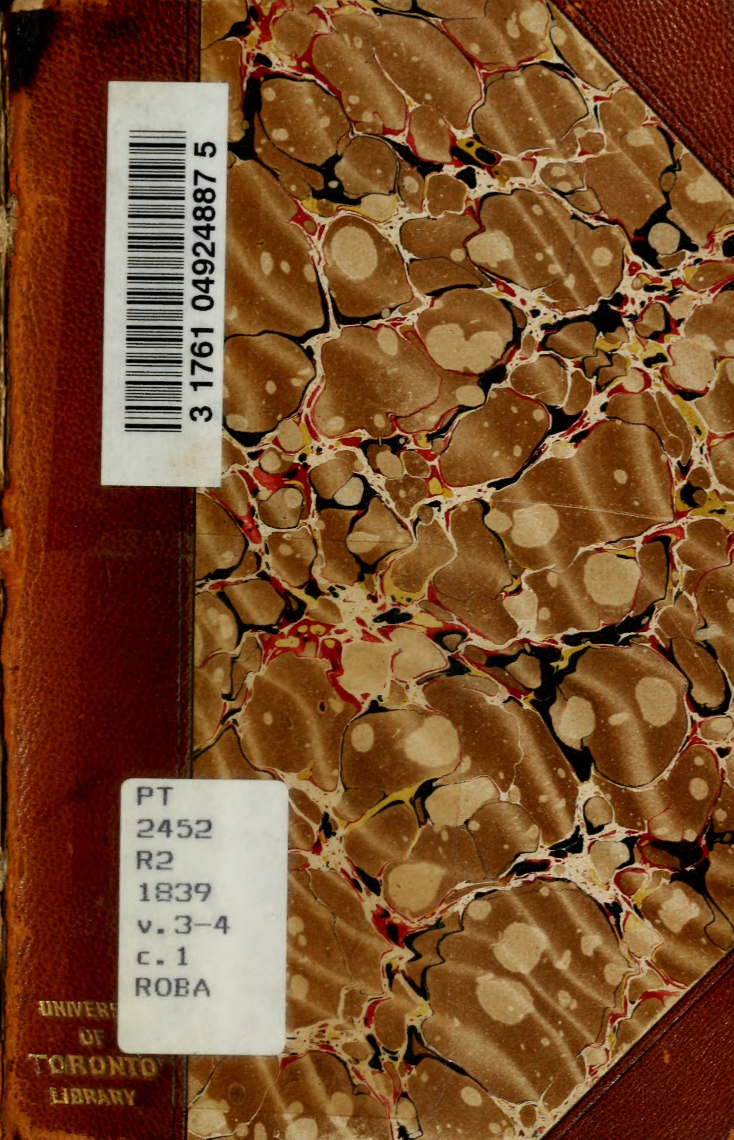
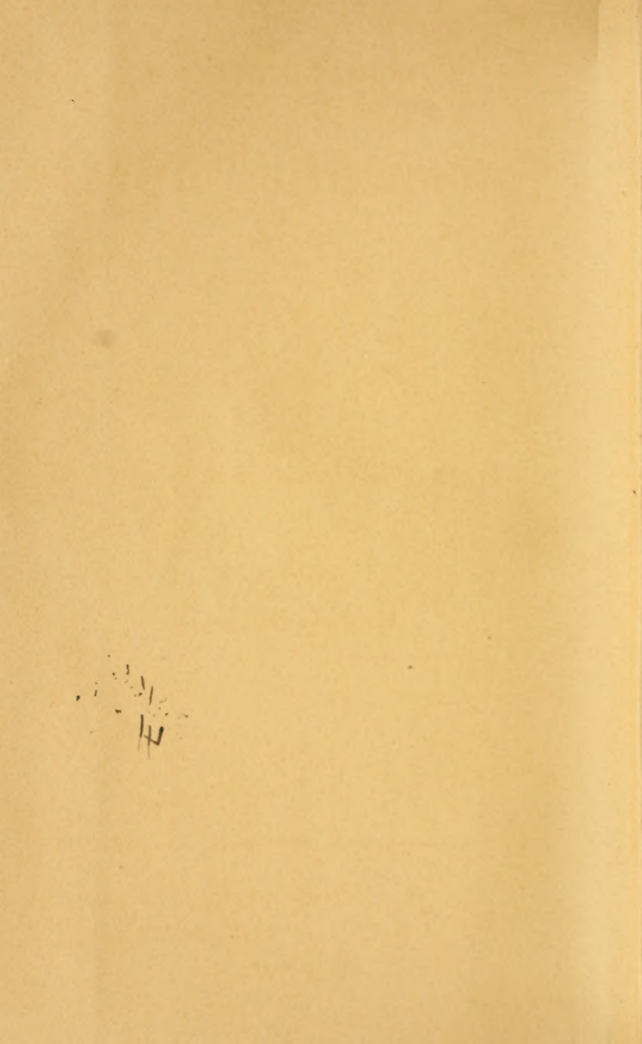

3 1761 04924887 5
PT
2452
R2
1839
v.3-4
c.1
ROBA
UNIVERS
OF
TORONTO
LIBRARY







…b Wilhelm Rabener's

sämmtliche Werke.

Mit einem Vorwort
und der
Lebensbeschreibung des Verfassers
neu herausgegeben
von
Ernst Ortlepp.

Dritter Band.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Antons Pansa von Mancha

Abhandlung von Sprüchwörtern,

wie

solche zu verstehen und zu gebrauchen sind.

Dem Verfasser

zum Besten und dem Leser zur Erbauung

ans Licht gestellt.

Antons Pansa von Mancha

Zueignungsschrift

an des großen Sancho Pansa

großen Esel.

Verewigter Esel!

Deine eigenen Verdienste, und das verehrungswürdige Andenken meines Urältervaters, Sancho Pansa, erfordern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit, daß ich diesen Abhandlungen von Sprüchwörtern deinen Namen vorsetze. Ich nahe mich also dir mit der ehrfurchtvollen Verbeugung, mit welcher sich ein verlassener Autor seinem Mäcenas naht, und lege diese Schrift zu deinem Hufe nieder. Das Ansehen, in welchem dein Name bei allen gesitteten Völkern steht, wird diesen Abhandlungen der sicherste Schutz sein, und durch deinen Namen, unsterblicher Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurückfallen.

Dieses würde genug sein, gegen dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich Alles

gesagt habe, was ein Klient in einer Zueignungsschrift seinem Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von Demuth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber du wirst mir hochgeneigt erlauben, mein Esel, daß ich diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige, welche so viel Einsicht, wie du, nicht haben, und doch Kunstrichter sein wollen. Glücklicher, ja dreimal glücklicher Esel, der du in den Tagen des weisen Sancho grau worden bist, wo man Verdienste auch an Eseln verehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten, zu unserer Schande, verändert! Man verehrt . . . aber nicht Verdienste, man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit einer reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdienste nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, als sieben Weise. Ich finde es also nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsschrift gemacht werden können. Dieses wird mich ganz natürlich auf deine eigenen Verdienste führen. Ich will zeigen, wie groß du gewesen bist, und wenn ich dieses zeigen will, so darf ich die Welt nur an deine Thaten erinnern. Wie leicht ist es, Verdienste zu loben, wenn man sie schon findet und nicht erst erdichten darf! Ein Vorzug, den du vor vielen Menschen hast, welche dich nur als Esel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, ist die gründlichste Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, sobald sie diese Zueignungsschrift erblicken. »Einen Esel zum Mäcenas!« werden sie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwa der Erste, der dieses thut? Oder vermißt ihr nur an meinem Mäcenas

die menschliche Pracht der eurigen? Seid nicht so ungerecht, zu glauben, daß mein Esel dieser Zueignungsschrift unwürdig sei, weil ihr ihn für dumm haltet! Ihr werdet selbst euren Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenas eines Autors zu sein?

»Aber wird der Esel die Zueignungsschrift lesen? »Und noch mehr, wird er das Buch verstehen, das »du ihm zueignest?« Aber, meine Herren, ist denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein spanischer Esel ist, und ich freilich nur ein deutscher Autor bin. Allein ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenas die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viel sind im Stande, sie zu verstehen? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Muttersprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländischen, oder wohl gar in todten Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen sie doch vielleicht nicht einmal die Buchstaben kennen. Genug, sie sehen ihr Bildniß oder ihr Wappen, sie sehen den prächtigen Band des Buchs, sie sehen ein gekrümmtes Geschöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus schließen sie, daß dieses Geschöpf ein Autor ist, daß unter ihrem Bildnisse oder Wappen eine Zueignungsschrift stehen wird, und daß sie ein Mäcenas sind. Sehen sie also nicht alles, was der Autor will, daß sie sehen sollen, und ist es erst nöthig, daß sie die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehen müssen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bei vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. »Wirst du von »deinem Esel für die Zueignungsschrift nur einen »Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten »können?« Nein, ihr habt Recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euren Mäcenaten anpaßt; allein bei Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euren Helden lächerlich, und die Zueignungsschriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar außen bleibt, oder welche doch euer Mäcenas so spärlich zumißt, weil er, wie August, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich mir auf eine Beförderung Rechnung machen. Aber wie Viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsschriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts ist wohl Alles, was ihr durch eure Demüthigung von eurem Mäcenas erpressen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, so werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigem: **Votre Serviteur!** sich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der sie besser zu brauchen weiß. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenas einer von den Groß=

müthigen ist, welche alle Menschen glücklich zu machen wünschen; wird er deßwegen auch im Stande sein, es zu thun, oder wenigstens es so zu thun, wie er es hofft? Und ist er auch so gefällig, daß er sich bei seinem Range neue Verdienste und Hochachtung durch seine Freundlichkeit zu erwerben sucht; so wird er euch zwar in den gnädigsten Ausdrücken das Vergnügen versichern, das er hat, euch zu dienen; allein seine Geschäfte, und der Anlauf so vieler eurer Collegen, werden machen, daß er euch vergißt, die ihr keine Verdienste weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich also durch meine Zueignungsschrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieses sind, berühmter Esel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind, so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige deiner besondern Verdienste erinnere, die dich, großer Esel, über Viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Klienten zu verewigen sucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Familie gibt mir ein Recht, den Ruhm deiner seltenen Verdienste zu wiederholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor deinem ehrwürdigen Schatten mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele nieder-

wirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unserer Zueignungsschriften sind Satiren auf die Mäcenaten unserer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sei, da doch das halbe Land unter seinen Räubereien entkräftet seufzet. Aber du, glücklicher Grauschimmel, du bist von allen diesen Vorwürfen frei, und eben dadurch befreist du auch mich von den Vorwürfen der Schmeichelei. Sobald ich des großen Sancho Pansa großen Esel nenne, sobald versteht mich die ganze Welt, und weiß es, daß ich den ehrwürdigen Esel meine, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet-Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittener Mohr, und du ein christlicher Esel warst, daß die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf deine Ohren herabgewirkt, daß du der tiefsinnigste Esel deiner Zeit gewesen. Ein großer Beweis deiner Fähigkeit war es, da du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Großen in Spanien kaum lernen, welche drei Jahre und länger in Ossuna zu den Füßen ihrer Lehrer sitzen.

Mehr als ein Baccalaureus in Salamanka war eifersüchtig auf dich: aber deine Bescheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Gelehrte unerträglich macht, war für dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf: aber du, der du sie am Verstande und Witze unendlich übertriffst, hingst deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten deines Lehrers erinnerten Dich beständig an deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist! Ich kenne Deutsche, welche an deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von deinen Schriften aufzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unserer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler deiner Zeit, wo man noch wenig schrieb, und desto mehr dachte. Bei unsern Zeiten ist dieses der Fehler, daß Viele ohne Ueberlegung schreiben, was Du, weiser Esel, nur zu denken, dich würdest geschämt haben. Hätte dir die Natur die Vorzüge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde dein Ruhm gestiegen sein! Und dennoch bist du schon unsterblich, da Myriaden von Schriftstellern seit deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergessenheit gestürzt worden sind.

Die Mäßigkeit ist eine Tugend, welche unsern meisten Sittenpredigern nicht allemal eigen ist. Wenigstens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meister der Weisheit hieß,

der sein Brod durch das Lehren der Moral verdiente, und der Alles, was er verdiente, durch die niederträchtigsten Ausschweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeachtet seines Lorbeers, unter dir, gesittetem Esel, stehen sollen. Die ganze Geschichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß du jemals in einen Fehler gefallen wärest, welcher so sehr menschlich ist. Vermuthlich trug die Uebereilung der alten Rosinante, und ihre demüthigende Strafe viel zu deiner Mäßigung bei. Die Welt weiß die traurige Geschichte von den Stuten aus Gallicien. Rosinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Er sah die Stuten und vergaß sich. Benengely macht zu seiner, und vielleicht auch zu vieler Menschen Entschuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengst so alt sei, der nicht noch einmal im Mai wiehere. Allein die Eseltreiber von Jangois dachten nicht so billig. Die Strafe folgte der Wollust auf dem Fuße nach. Rosinante empfand es, und als eine neue Züchtigung ihrer alten Jugendsünden mußte sie die Demüthigung ausstehen, daß der tapfre Quixote sich auf dich, tugendhaften Esel, setzte, und sie, die stolze Rosinante, an deinen Schwanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ist dasjenige Kleinod, welches auch die für das Kostbarste halten, die niemals großmüthig genug sind, Andern in der Noth beizuspringen. Wie sehr beschämst du, freundschaftlicher Esel, alle diese unempfindlichen Seelen! Sogar die Rosinante, die deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertest du. Deine Schritte waren noch langsamer, als die Schritte eines ge-

lassenen Esels von Natur sind; du wolltest dem Unglücklichen Zeit lassen, nachzukommen. Ein Mensch würde sich diese Demüthigung seines Nächsten zu Nutz gemacht, und mit einer stolzen Grausamkeit noch mehr zu seiner Kränkung beigetragen haben; aber so ungerecht dachtest du nicht; denn du warest des weisen Sancho liebreicher Esel. Wie trostlos hingst du die Ohren, als dein Herr, Sancho, durch Zulassung des Himmels und Don Quixotes geprellt ward! Er sah flehentlich auf dich herab, und wenn er am höchsten flog, so war deine freundschaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigste Stärkung.

Die Gelassenheit ist überhaupt eine Familientugend der Esel: bei dir aber hatte sie einen weit rühmlichern Ursprung; denn du warst mit Ueberlegung gelassen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreiten Galeerensklaven hieltest du standhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixote Sancho und Rosinante lagen um dich herum. Nur dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht stürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixote seufzte nach seiner Dulcinea, Sancho nach seinem Mantel, Rosinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von dir sagt der Geschichtschreiber, daß du gelassen unter deinen Freunden gestanden, und mitleidig die Ohren geschüttelt habest.

Bei dieser deiner Mäßigkeit, deiner geselligen Freundschaft, deiner Gelassenheit — konntest du wohl bei allen diesen Tugenden des geringsten Neides fähig sein? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Esel der Domherren von Toledo ist hiervon der stärkste Beweis. Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren

natürlicher Weise sein müssen, welche ihr Futter bei der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da du bei den mühsamsten Abenteuern immer Hunger leiden mußtest; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da deine ganze Decke in einem schlechten Reitkissen bestand; welche muthwillig um dich herum scherzten, wie Esel vom Stande zu scherzen pflegen; welche dich, als einen dürftigen Laienesel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, die Esel der Domherren waren mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bei dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämst du, genügsamer Esel, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und, da sie zu ohnmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spöttereien oder durch Beschuldigungen zu bereden, daß selbige dieses Glücks ganz unwürdig wären?

Bei keinen von allen Abenteuern hat Sancho Pansa so unverwerfliche Proben seines großen Geistes abgelegt, als bei Regierung der Insel Barataria; aber eben dieser Zeitpunkt ist derjenige, welcher auch zugleich deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzt hat, das eine Reihe von späten Jahrhunderten nicht verdunkeln kann. Du warst der Bruder und vertrauteste Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne dich zu regieren; man mußte dich, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt. Cid Hamet weiß von dir und dem Sancho bei dieser Gelegenheit nichts Schmeichelhafters zu sagen, als daß Sancho, wel=

cher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, dich, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich von Herzen über den glücklichen Zustand zu freuen, in welchem er dich erblickte. Auch alsdann warst du noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen deines Herrn zu deinem und der deinigen Vortheil, und zum Schaden deiner Feinde zu mißbrauchen? Beides hast du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht dich bei dem prächtigen Einzuge zum letztenmal, und bekommt dich eher nicht wieder zu Gesicht, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho, von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu sein; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu mißbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks gelassen zu ertragen, ja sogar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als demselben sich zu nähern: das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bei dem Esel des erleuchteten Pansa gefunden hat.

Vielleicht hattest du diesen jählingen Umsturz der

Hoheit deines Sancho voraus gesehen? Benengely gesteht dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu. Ich glaube, er hätte nicht nöthig, dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, deine Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie Viele gleiten bei diesem wichtigen Schritt, welche vorsichtig und erfahren genug zu sein glauben! Aber ihr Herz ist nicht so tugendhaft, als das deine war; und eben darum kann sie weder Vorsicht, noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bei ihrem hohen Glücke schwindlicht werden und niederstürzen, wenn sie gleich, wie du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

Da Adler wieder Adler zeugen, ist es wohl ein Wunder, daß ein Theil deiner guten Eigenschaften auch bis auf deine späten Nachkommen fortgepflanzt worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuth. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen den Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von dir abzustammen! Ungeachtet sie dich zu ihrem Ahnherrn haben, so ist doch nicht ein Einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andere Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben, aber freilich nicht von so gutem Hause, und

nicht von so edler Geburt sind, als sie. Im Uebrigen wissen die Einwohner zu Mancha diesen Vorzug an ihnen billig zu schätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren sie das Andenken seines Grauschimmels noch bis auf diese Stunde so unverbrüchlich, daß sie sein Geschlechtsregister mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuscher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelsten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieses wird genug sein können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, dir, theuerster Esel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Ursache angegeben, woher ich dir so viel Verbindlichkeit schuldig bin; da du in den Tagen des Don Quixote einen so wichtigen Theil unserer Familie ausgemacht, da du als des Sancho Freund und getreuester Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgestanden hast. Die wenigen Proben, die ich aus der Geschichte von deinen großen Eigenschaften und bewährten Tugenden angeführt habe, sind, wo ich mich nicht ganz irre, unwidersprechliche Beweise, daß du es wohl verdienst, mein Mäcenas zu sein. O du Spiegel und Blume der vortrefflichsten Esel! Wie rühmlich ist für mich diese meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken hast; deine tugendhafte Mäßigung und exemplarische Sittsamkeit, welche dir so eigen, und bei uns nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit ist; deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen deinen Herrn und deine Freunde überhaupt; deine stoische Gelassenheit bei allen Unglücksfällen, welche dich und dei=

nen Herrn trafen; die seltene Tugend der Zufriedenheit und die schwere Kunst, das glänzende Glück Anderer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wissen, mit gelassenen Augen, ohne mißgünstige Empfindungen, anzusehen; die politische Vorsicht, sich mit dem ungewissen Glück seines mächtigen Freundes nicht allzu genau zu verbinden, und die praktische Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters sein zu können: alles dieses sind Vorzüge, welche du, tugendbelobter Esel, vor allen Eseln und vor vielen Mäcenaten hast!

Mit einem Worte: Der Fleiß ist des Glücks Vater; das Glück dreht sich geschwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längsten; hoch macht schwindlicht; wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesicht; was hilft das Laufen, wenn man nicht auf dem Wege ist; süß getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bei sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldene Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, versengt sich den Rock; Mancher trägt einen Sack, und heißt seinen Nachbar einen Esel ..... Aber Gott versteht mich! sagte Vater Pansa.

Ich küsse Ew. Eselei den Huf.

J.. in Westphalen. Anton Pansa von Mancha.

Vorbericht.

Es ist vor einigen Wochen eine Schrift an unsern Verleger gesendet worden, welche den Titel führt: Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind; dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung, ans Licht gestellt. In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfasser seine Absichten und die Einrichtung des Werkes selbst. Es ist dieses Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers und die Demuth eines verlassenen Autors verräth. Der letzte Umstand geht nur unsern Verleger an, und wir überlassen es ihm, wie er sich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von seinen Vorältern und von seinen eigenen Umständen einstreut, verdienen angemerkt zu werden. Es sind nützliche Anekdoten zur Lebensbeschreibung des unsterblichen Don Quixote, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfasser erzählt uns, daß der berühmte Stallmeister Sancho Pansa von Mancha sein Urältervater gewesen sei. Da er nach dem Tode seines Ritters der witzigste und weiseste Kopf in ganz Mancha gewesen; so habe er sich durch eben diesen Witz und seine weisen Sprüchwörter viele Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier und den Geistlichen des Orts übersehen zu können, und deßwegen habe er sich lieber in der Gesellschaft seines Esels und seiner übrigen Familie eingeschlossen, als daß er mit jenen die alte Freundschaft hätte fortsetzen sollen. Dieses

sei der Grund zu seinem Unglücke gewesen. Der Geistliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Christ sei, und kein Schweinfleisch esse. Die Inquisition sei aufmerksam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil sie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiser gesprochen, als die alten Christen ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt gewesen. Der rechtschaffene Sancho sei also wirklich verbrannt, und der erste Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieses Unglück habe seine ganze Familie zerstreut. Des Herrn Verfassers Aeltervater, welcher sich durch seine hohen Geistesgaben schon bis zur Würde des untersten Schulzen in dem Flecken Mancha emporgeschwungen gehabt, habe sich entschlossen, lieber seinem Vaterland, als seinem angebornen Verstande zu entsagen. Er habe sich mit seinem reichen Vorrath von Sprüchwörtern nach Lissabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geistlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder sei er den Händen der Inquisition entronnen, und in die Niederlande gekommen, wo er sein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlassen. Hier gibt der Herr Verfasser noch viele Nachrichten von seiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig sind. Wir können mit seiner Erlaubniß nicht unerinnert lassen, daß er bei dieser Gelegenheit den Stolz seines Vaterlandes ein wenig zu sehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meisten Witz seiner Familie zu danken hätten. Ja, er treibt diese lächerliche Einbildung so hoch, daß er glaubt, ver=

schiedene ihrer größten Kunstrichter hätten die Geschicklichkeit, Andere mit ihren lateinischen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung seines Urältervaters zu danken; als dieser, wiewohl mit unglücklichem Erfolg, die Kunst gelehrt, zu schreien, wie ein Esel.

Die Umstände, welche der Herr Verfasser endlich von seinem eigenen Leben beigefügt, können uns auch gleichgültig sein. Nur dieses verdient angemerkt zu werden, daß er sich zu J.., einem Städtchen in Westphalen, aufhält, und bei einer mäßigen Einnahme so lange ruhig leben und Bücher schreiben will, bis er seine Verbesserung findet.

Die drei letzten Seiten seines Schreibens bestehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnsüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen sucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfasser ausgeführt hat, sind diese: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Jung gewohnt, alt gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am längsten. Kleider machen Leute. Gedanken sind zollfrei. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Alte Liebe rostet nicht. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. Frisch gewagt, ist halb gewonnen; und andere mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieses Buch Beifall finden werde, da man es außerhalb Westphalen schwerlich verstehen, am wenigsten aber das Feine davon einsehen könne. Er will daher nur eine

Probe davon liefern, und die beiden Artikel: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und: Kleider machen Leute, als einen Versuch abdrucken lassen. Von der Aufnahme dieses Auszugs wird das Schicksal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieser, wider Vermuthen, Beifall finden; so ist er entschlossen, diese Abhandlung einer Sammlung anderer solcher Schriften vordrucken zu lassen.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.

Wenn irgend ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird; so ist es dieses, wenn man sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwei Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstand begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedacht: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüchwort machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchwort verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er Verstand; und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: Wem er ein Amt gibt &c. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art, zu reden, wem Gott ein Amt gibt, noch wohl entschuldigen. Jetzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwischen muß ich doch zum Ruhm unserer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervorzusuchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, der über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtsame sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich Jemand also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weiß, daß ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhigt. Es ist dieses ein Zeugniß, daß die Religion bei uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daß diese Art von Gott

zu reden nur ein Ehrenwort sei; Ich glaube es selbst; aber das thut nichts.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beizubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu besorgen, daß mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daß Gott das Amt gibt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung dawider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freilich nicht; aber ein guter Ausleger weiß Alles zusammen zu räumen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf, und doch ist es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weiß ich Niemand, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amt gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müssen (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen); wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig sein, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeigehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der Einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den Uebrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advokat, das Unglück, daß er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerei nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinn altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben: aber ein edler wohlweiser Rath sah die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stand in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedeln am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmännin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreit sah. Der Frau Bürgermeisterin war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhte, bis diesem angefochtenen Mann die Gerechtigkeit der Stadt und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein Jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sei diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein Jeder wünschte, daß man sich bei dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienst gelangt ist, das weiß die ganze Stadt. Er hatte es durch seine patriotischen Bemühungen so weit gebracht, daß ganze Dörfer wüst, und eine ansehnliche Menge

nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabei gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu sein, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es mit dem Landesherrn nicht redlich meinen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meine. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zwei Priester in unserer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch jetzt Kandidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meinte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Kapellan zu seinem Kollegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu sein schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Branntwein brennt; so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Abschweifung würde über-

flüssig sein, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchworts: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, auf eine so bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Fürsorge nur gar zu matt geworden und fast gänzlich abgekommen sei. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bei der auch der beste Advokat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreierlei Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind endlich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen.

Die letzten fühlen dabei in ihrem Herzen den freudigen Trost, daß Gott, welcher nach ihrer Meinung so vielen Narren Aemter gibt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Diese Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und sie

beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Fürsorge bei denjenigen, welche die Pflicht auf sich haben, die Aemter zu besetzen. Bei Verschiedenen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig sein; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eigenen Vaterlandes, für die gefährlichsten Bösewichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bei der Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eigenen Personen ein so erstaunliches Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demüthigen Klienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amts die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirkt in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weiß nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig sein, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daß der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beizuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bei seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freilich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erforderte. Denn, wenn eine Schäferei durch Verwahrlosung ausstirbt; so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrn die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabei viele gute Wünsche für seine Schäferei. »Morgen,« fuhr er »fort, »morgen müssen Sie noch bei mir bleiben; »mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und »wir wollen tausend Spaß mit ihm haben.« Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weiß, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirthes. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche und erstaunte, als ich einen großen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein

Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherz seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. »Mein Reitknecht?« sagte er endlich. »Zerreiß mich »der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! »Er ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will »noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zu»sammendrucken lassen, und es meiner Gemahlin »zueignen. Er ist ein guter Narr; ich wollte Holz »auf ihm hacken.« Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bei mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bei seinem albernen Gewäsch eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigennutz zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater, Sancho Pansa, mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. Sogleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Kompliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsch bei dem Eintritt in die Stube machte, war, daß er sagte: »Komm Er, komm Er, Herr Magister, trink Er »das Glas Branntwein, es ist Ihm sauer gewor»den; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! »gepredigt wie ein Superintendent. Nur das ver»fluchte Schmälen gewöhne Er sich ab; das leide »ich mein Seele nicht; und wenn Er einmal auf

»mich schmält, so soll mich der Donner erschlagen,
»wenn ich Ihn nicht über die Kanzel herunter wer=
»fen lasse, daß Er die Beine in die Höhe kehrt.
»Da! trink Er!« und darauf trank der theure Kir=
chenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas
aus. Wir setzten uns zu Tisch; ich war dem=
ungeachtet ganz kleinmüthig, und sah die armen
Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß
wenig. »Weiß Er denn, Herr Magister, wofür
»Ihn Herr Pansa angesehen hat? Für meinen
»Reitknecht!« »Das wundert mich nicht,« rief der
schon halb trunkene Pfarrer aus. »Die Diener
»des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein
»Anstoß, und Herr Pansa hat noch ketzerisches Blut
»in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern,
»verbrannt worden; so hätte unsere Religion auch
»einen Verächter weniger.« Ich entfärbte mich
über diesen Unsinn, und stand eben im Begriff,
ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser
Wirth merkte, daß sich dieser Auftritt mit Ver=
druß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem
Deckelglas, und brachte es seinem Pfarrer auf die
Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher
auch redlich Bescheid that; und auf diese Weise
ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro
Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen,
daß Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trun=
ken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf
eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre,
als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort,
weil ich merkte, daß er einen Religionsstreit mit
mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte
mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von

seinem Pfarrer hielte? »Ich halte ihn,« sagte ich, »für einen Mann ohne Verstand, ohne . . . .« »Ach,« sagte er, »was Verstand! Wem Gott ein »Amt gibt, dem gibt er auch Verstand! Er ist »mein Informator gewesen, ich habe ihm die Pfarre »schon lange versprochen, und um deßwillen hat »er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was »ich verspreche, das halte ich als ein Kavalier. Der »Kerl wird schon werden. Saufen kann er, wie »ein Teufel!« Hier verstummte ich auf einmal. Ich sah, daß der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloß, daß er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meinen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eigenen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bei der Erzählung dieses Abenteuers länger aufgehalten, als ich Willens gewesen, und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb sein wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hiervon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen sein wird, wie es komme, daß man bei der Besetzung anderer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos sein, und nach Allem eher, als nach

dem Verstande und der Geschicklichkeit der Kandidaten fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz, mein jetztlebendes Vaterland zu schreiben; sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, daß ich von der zweiten Gattung der Menschen ein Paar Worte sage, denen unser Sprüchwort bei allen möglichen Fällen zum kräftigsten Trost gereicht. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daß sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfordert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Mißtrauen, welches ihrer männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter gibt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie genießen bei dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn

ich drei Kandidaten beisammen stehen sehe, so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zwei davon keinen Verstand haben, und bei dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsere Aeltern sind gemeiniglich gegen die Fürsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bei der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankommt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zu Uebernehmung eines Amts und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daß Jemand die unbescheidene Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäßen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eigenen Kinder bekümmert sein sollten. Ja, sie machen sich ein Gewissen daraus, und sie sind deßwegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Lauf zu stören, oder in ihrem Werk zu meistern. Sie haben wohlgestaltete Kinder gezeugt, und die wenigstenmale war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestaltet hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmste an dem Menschen, wenigstens heut zu Tage, ist; so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er

ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deßwegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam sein, und ihn der Aufsicht der Französin entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muß. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nähterei, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weiß alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist Niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen; so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften und der Welt angeleitet, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuren Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muß, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehen, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald außer sich gekommen, als ihr die alte Französin, bei der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billi=

ger Fürsorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen ließe. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter; und nunmehr glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahl. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bei der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Kommando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteste Musketier, er säuft, wie ein Korporal, hat sich schon zweimal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einigemal widersetzt und Alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Mätresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in Allem gleich werde. Ist nicht dieses Alles ein Beweis, daß der Verstand mit dem Amte kommt? Und hätte wohl Jemand geglaubt, daß bei einer solchen Erziehung derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land sein, in welchem ein Ueberfluß von solchen Personen vorhanden ist, bei denen man ungewiß bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muß ich gestehen, daß nicht der Mili=

tärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann, sondern daß wir durch die weise Sorglosigkeit unserer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst überlassene Dummheit des größten Theils unserer hoffnungsvollen Jugend, denjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Kandidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiedenen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeigehen ein wenig zu verewigen und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland, nach meinem Vermögen, kennbar zu machen.

Cajus ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen, nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn, wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen, so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landesherrschaftliche Kassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann; so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends Reste, ausser in seiner Kasse, leiden kann. Unter

andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu sein scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweimal hat er bei zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Kasse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist Keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er es thut. Diese Beschäftigungen haben ihm von Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daß er jetzt, da er zwanzig Jahre alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weiß, noch das Geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan sein würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu sein, so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunktus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgut hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen,

welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch jetzt dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt, so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beide sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doktor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doktor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meinung nach, zu einem Kanonikat erfordert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohlgewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bei einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daß er in Kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Kavalier lernen soll. Er ist auch niemals so wenig, als jetzt, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viele junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hin=

derten, ein Hofmeister zu sein! Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand, so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht Einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bei einer so ausgemachten Sache, als das Sprüchwort ist: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigene Leibes- und Seelenruhe und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bei dieser Station, und mancher große Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bei aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deßwillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr, es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkoren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich: die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweifle ich fast, daß ich solche hohe Kapriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht

ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand gibt, dem er ein Amt gibt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krüppel gesunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem geborenen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bei weitem nicht so viel zu besorgen haben, als es von einem Mann befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt und bei dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das Geringste davon; so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiß mehrere Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in

solche gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu sein, wäre gleichwohl eine hübsche Sache!

Kleider machen Leute.

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so Vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemüht. Thoren sind es, welche sich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch

winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht bemerken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakai weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamin, und steht Allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient,

hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, Niemand um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat nicht das Geringste gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er Jemandem dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für

ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchts- vollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinun- ter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sei. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch auf- wecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürst- lich gekleidet sind. Nicht Alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einemmale verschwun- den. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kommt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und unge- zwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Da- men murmeln unter einander, und ärgern sich über

die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr sein wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heiducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darin, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine Jede fragt ihre Nachbarin, wer dieser Herr sein müsse? es kennt ihn Keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu sein. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarin an die Kutsche

zu führen. Er thut es mit einem ungezwungenen Anstand. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr; Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Kamin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist jetzt die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unserer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhl hingen zwei Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwei Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden

Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuche für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zwei Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stand bei dem Meister, hielt den Hut unterm Arm, und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe; so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört

aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe bewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich, wider Vermuthen, erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bei den Meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde

sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Komplimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblick erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiß, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: »Daß Niemand ein reiches »oder seidnes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein Jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bei sich tragen.« Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer sein kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr Viele, gewiß sehr Viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher

erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einemmale Alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in * * * und bei vornehmen Versammlungen sein!

Fortsetzung.

Vorbericht.

Herr Anton Pansa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertrieb seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt ein Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Besserung lassen und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchwort: Ehrlich währt am längsten, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen besseren Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sei, als die ersten beiden Sprüchwörter. Fände, wider alles Vermuthen, auch dieser Versuch keinen Beifall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publicum ganz ab=

ziehen, und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwei Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet sein soll, um seinen Verächtern und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beifall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem jetzigen allgemeinen Geschmack und die sichersten sind, bei einem kleinen Verstand und noch geringerm Witz vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten.

Ich speiste in der letzten Ostermesse in einem Gasthause, und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht sonderbarer hätte wählen können. Sie bestand aus einem Kaufmann, welcher zwei sehr vortheilhafte Bankerotte gemacht hat, und jetzt in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweite war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämmtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen seine Bekanntschaft von Neuem suchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das Ihrige gebracht

und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerium sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt und seine Kaution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eigenen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doktor Juris und ehedem berühmter Rechtskonsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen sein; denn wegen alltäglicher und gemeiner Betrügereien pflegen die Advokaten nicht ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doktor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern Einer oder der Andere von ihnen eine Defension **pro avertenda tortura** (Vertheidigung zur Abwendung der Tortur) brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortrefflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden nicht ohne Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer wären, welche die große Welt kannten, und Alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freimüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen sein würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frei herum gingen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaube.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerotte

Kaufmann ein Glas, und brachte die Gesundheit aus: Ehrlich währt am längsten! Ich erschrack, weil ich glaubte, es sei eine Satire auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sah, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern fuhr, und mit einmüthiger Stimme rief: Ehrlich währt am längsten! Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bei dieser Gesundheit stutzte, und mein Glas etwas langsamer austrank, als sie. Sie spotteten darüber, und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüssigkeit, die ich dabei gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weiß, daß Niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich sein will. Ich wandte daher vor, daß ich bei mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme, und wie weit es gegründet wäre. Wissen Sie das nicht? rief der bankerotte Kaufmann; das will ich Ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung; und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte von frischem so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu sein, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts Ehrlich, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein Jeder in der Gesellschaft seine eigentliche

Meinung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortstreit hinaus laufen möchte. **Verba valent, sicut numi** (Worte gelten wie Münzen), antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weiß nicht, was hier zu Lande Mode ist. Bei uns währt ehrlich am längsten, weil es eine Gesundheit ist, und Gesundheiten trinkt man, weil man dabei Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantische Untersuchungen darüber anstellen wolle. So gar pedantisch nicht, als Sie meinen, versetzte der Doktor. Das Wort **Ehrlich** wird in zweierlei Verstande gebraucht: **terminative** und **applicative**. Was **Ehrlich terminative** heißt, das weiß auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weiß, so ist er eben der Pöbel. **Applicative** ehrlich sind diejenigen, welche eine Sache **cum grano salis** (mit Verstand) ansehen. Und da Alles, was in der Welt ist, dem Menschen zum Besten erschaffen ist; so ist auch die Ehrlichkeit dem Menschen zum Besten gegeben. Sie ist ein Mittel, zu unserm Zweck zu gelangen. Sobald wir finden, daß sie unserm Zweck zuwider ist, so wäre es eine Thorheit, sich ungeschickter Mittel zu bedienen; und diese Thorheit begeht Niemand als der Pöbel, der nicht versteht, **quid juris** (was Rechtens ist). Und das von Rechtswegen, rief der abgesetzte Beamte, und suchte durch eine ernsthafte Amtsmiene seinem gesprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich war der Einzige, der seine Meinung noch nicht gesagt hatte. Man verlangte sie von mir, und ich antwortete, daß diese Gesundheit nichts mehr sagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige

und dem Lande wohl! Ich wäre in Gesellschaft gewesen, wo diese Gesundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt sich hören, meinten sie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerin, welche meiner kritischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsere Wortforschung, und wir gingen auseinander.

Sobald ich in mein Quartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hause wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bei der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichen Appetit, verzehrte. Ich erzählte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bei dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

»Da sehen Sie es, sagte er; nun werden Sie »mir bald Recht geben. Sie sind nur zufälliger »Weise in eine Gesellschaft von sechs Personen »gekommen, wo nicht ein ehrlicher Mann dabei »gewesen, und wo der Ehrlichste verdient, in der »Büttelei und nicht auf diesem Saale zu essen. »Habe ich nun wohl unrecht, daß ich alle Gesell»schaften so sorgfältig meide? Wer noch ein red»liches Herz und einen Tropfen patriotisches Blut »in den Adern hat, der kann dergleichen Frevel ohne »innerlichen Jammer nicht ansehen. Diese ganze »Gesellschaft nährt sich von den erpreßten Räube=

»reien unglückseliger Mitbürger, welche kaum Was-
»ser und Brod zu der Zeit haben, da ihre Henker
»beim Wein und bei den niedlichsten Speisen über
»die Ehrlichkeit der unterdrückten Unschuld spotten.
»An den Pranger sollte man diese Nichtswürdigen
»stellen; aber nein! Man verehrt sie noch, man
»schmeichelt ihnen, und jeder sucht seinen Antheil
»von ihrer gemachten Beute zu erhaschen. Man
»gibt ihnen Gelegenheit, ihre Bosheit noch höher
»zu treiben, man erhebt sie zu Ehrenämtern, man
»besoldet sie wohl für ihre Spitzbübereien, und läßt
»dagegen Andere in Kummer und Elend schmach-
»ten; redliche Männer, welche ihr Leben fürs Va-
»terland aufopfern, ihren letzten Blutstropfen für
»den König und die Unterthanen mit Freuden hin-
»geben würden; aufrichtige Patrioten läßt man
»verhungern. Ich rede nicht von mir, noch von
»dem Unrecht, das man mir bei meinen redlich-
»sten Absichten angethan hat. Ich übersehe es mit
»Großmuth, und habe gelernt, mit meinen Um-
»ständen zufrieden zu sein. Wie gesagt, ich rede
»nicht von mir, noch von meinen übelbelohnten
»Verdiensten. Niemals aber kann ich gleichgültig
»bleiben, wenn ich höre, daß die Unschuld darbt,
»und die Verruchten sich blähen. Durchgehen Sie
»unsere Stadt jetzt, da in der Messe Leute von
»allen Orten zusammen kommen. Suchen Sie mir
»den redlichen Patrioten, den Mann, dessen größ-
»ter Ruhm in der Ehrlichkeit besteht, den Mann
»ohne Falschheit. Suchen Sie ihn; aber überei-
»len Sie sich nicht. Der geringste Krämer, wel-
»cher sein ganzes Vermögen auf dem Rücken herum
»trägt, ist abgerichtet, den andern durch Freund-

»lichkeit, durch Zureden, durch ungestümes Bitten
»zu betrügen; und daß dieser nur in Kleinigkeiten
»betrügt, davon hält ihn nicht sein Gewissen, nein,
»sein Unvermögen, seine Armuth hält ihn ab. Er
»geht niemals vor dem Laden eines großen Kauf-
»manns vorbei, ohne eifersüchtig zu sein, daß die-
»ser oder seine Aeltern ein größeres Vermögen zu-
»sammen betrogen haben, als er jemals hoffen
»kann. Inzwischen thut er doch in seinem Herzen
»die Gelübde, sich und seinen Kindern zum Besten,
»so lange zu betrügen, bis er auch ein angesehe-
»ner Kaufmann werden kann. Kleine Schelme ent-
»schuldige ich noch immer eher, als Schelme von
»Stande; diese schaden mehr und werden seltener
»bestraft. Noch diesen Vormittag habe ich einen
»elenden Kerl in das Gefängniß bringen sehen,
»welcher aus Hunger, und wie ich nachdem erfuhr,
»aus äußerster Bedürfniß, worin er sich mit seiner
»Frau und einigen unerzogenen Kindern befindet,
»sich hatte gelüsten lassen, einem königlichen Be-
»amten die Börse aus der Tasche zu ziehen. Die-
»ser merkte den Diebstahl, ergriff ihn bei den Haa-
»ren und hielt ihn so fest, bis die Stadtwache
»dazu kam. Der Kerl verdient seine Strafe, es
»ist wahr; ich kenne aber auch den Beamten, wel-
»cher der größte Bösewicht im Lande ist, und un-
»ter dem scheinbaren Vorwand, das landesherr-
»schaftliche Interesse zu beobachten, Steuern und
»Gaben der Verfassung gemäß einzutreiben und die
»Justiz zu befördern, eine ganze Pflege seufzender
»Unterthanen mit seiner legalen und schreibenden
»Bande plündert. Das Geld, welches der Unglück-
»selige ihm entwenden wollte, war ein Theil der

»erpreßten Beute; und wenn alle diejenigen, welche
»zu diesem Raube das Ihrige beitragen müssen,
»die Freiheit gehabt hätten, diesen ungerechten Haus=
»halter auch so, wie er seinem Diebe that, in ge=
»fängliche Haft zu bringen, so würden hundert Hände
»nicht zugereicht haben. Mit einem Worte: Kleine
»Diebe überliefert man der strafenden Gerechtigkeit,
»vor Hauptdieben zieht man den Hut mit Ehr=
»furcht ab. Das ist noch nichts; die Zeiten wer=
»den noch viel schlimmer werden. Unsere Jugend
»ist schon jetzt so boshaft, als ihre Väter; wie
»weit wird sie es nicht künftig bringen? In den
»ersten Jahren gewöhnt man die Kinder zur Ver=
»stellung, bei zunehmendem Alter wird eine Falsch=
»heit daraus, welche in den männlichen Jahren in
»eine berufsmäßige Betrügerei ausbricht. Aber sie
»sehen es nicht besser in dem Hause ihrer Ael=
»tern, wo der Vater alle diejenigen, mit denen er
»zu thun hat, die Mutter den Vater betrügt, und
»wo es bei einer so verderbten Zucht die Kinder
»so weit bringen, daß sie im Stande sind, Vater
»und Mutter zu betrügen! Herr Pansa, ach lieber
»Herr Pansa, was für eine Nachwelt; was für Zei=
»ten werden daraus werden! O wie glücklich ist
»derjenige, welcher sie nicht erlebt! Und wie glück=
»lich sind wir beide, die wir nach dem ordentlichen
»Laufe der Natur den größten Theil unserer Jahre
»in dieser falschen betrügerischen Welt schon durch=
»gelebt haben! Wie blind ist die Welt! Wie we=
»nig versteht sie ihr wahres Glück! Wir suchen
»tausend Abwege, dasjenige Glück zu erlangen, wel=
»ches unsere Zufriedenheit befördern soll. Wir ar=
»beiten uns durch eine nicht zu übersehende Menge

»von Widerwärtigkeiten durch; wir ertragen Frost
»und Hitze; wir stellen uns der größten Beschim=
»pfung, den empfindlichsten Vorwürfen unsers eig=
»nen Gewissens bloß, und warum dieses Alles?
»Damit nach unserm Tode, oder wohl gar noch
»bei unserm Leben, die Welt sagen möge: Das
»war ein Schelm! In welcher Gemüthsruhe, in
»welcher Zufriedenheit würden unsere Tage vor=
»bei fließen, wenn wir um nichts besorgt wären,
»als den Namen eines ehrlichen Mannes, eines
»rechtschaffenen Patrioten zu erlangen! Dazu ge=
»hört die Unruhe, die Mühe, die Gefahr bei wei=
»tem nicht, welche erfordert wird, ein Betrüger zu
»heißen. Wir dürfen nur reden, wie wir's mei=
»nen, thun, was wir versprechen, und Andern die=
»jenige Billigkeit wiederfahren lassen, die ein Je=
»der von dem Andern erwartet. Wir sind über=
»zeugt, daß wir uns nicht glücklich machen können,
»ohne die Beihülfe unsers Mitbürgers. Wir sind
»niederträchtig genug, solche mit den größten Schmei=
»cheleien zu verlangen. Wir versprechen dagegen
»ihm alle Dienstfertigkeit, alle Freundschaft von
»unserer Seite, und haben doch die Absicht, ihn
»zu betrügen. Unser Mitbürger denkt auch so.
»Er schmeichelt uns, er verspricht uns, er schwört
»uns Freundschaft und Redlichkeit zu. Wir be=
»trügen beide einander. Keiner traut dem Andern.
»Wir scheuen uns Einer vor dem Andern. Keiner
»erlangt sein Glück, welches von einer beiderseiti=
»gen Hülfe abhängt. Und wenn auch der Eine
»von uns zu seinem großen Endzweck, zu seinem
»gesuchten Glück gekommen zu sein scheint; so ist
»es gewiß nur derjenige, welcher den Andern an

»Bosheit und Schelmereien übertroffen hat. Aber »dieses Glück ist mit einer beständigen Angst und »Sorge verknüpft. Alle Augenblicke muß er ge»wärtig sein, daß ihn ein Anderer darum bringt, »welcher in der Kunst zu betrügen ihn übertrifft. »Und dieses geschieht allemal. Wie ruhig muß ein »Mann sein, welcher das Vermögen hat, Andern »redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden dient! »Es bittet ihn ein anderer redlicher Mann um »seine Hülfe. Er hilft ihm durch einen aufrichti»gen Rath, durch einen zu rechter Zeit eingelegten »Vorspruch bei den Obern, er hilft ihm mit sei»nem Vermögen, und macht dadurch ihn und seine »ganze Familie glücklich. So Viele er glücklich ge»macht hat, so viele aufrichtige Freunde hat er sich »erworben. Alle eifern um die Wette, erkenntlich »zu sein, und sein Glück wieder zu befördern. In »allen Gesellschaften rühmen sie diesen ehrlichen »Mann; wider alle seine Feinde vertheidigen sie »ihn. Sie warnen ihn, sobald sie merken, daß »etwas zu seinem Schaden geschmiedet wird. Sie »wagen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem »Unglück zu retten, das ihm bevorsteht. Sie freuen »sich, wenn er ihm entgangen ist. Und wenn auch, »wie es immer geht, die Bosheit ihn auf einige »Zeit niederdrückt; so beweinen sie sein Unglück »mit redlichen Thränen, und erwarten den Augen»blick mit ängstlicher Ungeduld, welcher niemals »außen bleibt, die Unschuld zu retten, und die Red»lichkeit zu krönen. Sind die Vortheile so wich»tig, wenn Privatpersonen es ehrlich mit einander »meinen; wie viel größer muß die Zufriedenheit »bei denjenigen sein, welche das Glück auf einen

»Posten gestellt hat, wo sie viele tausend Menschen »bloß durch ihre Redlichkeit glücklich machen kön»nen? Ein Jeder, der ihm begegnet, und den er »auch nicht kennt, ist sein Freund und Beschützer, »weil er durch seine Vermittelung einen Theil des »Glücks erlangt hat, welches er einem ganzen Lande »zuströmen lassen. Tausend Familien liegen täg»lich auf den Knien, und beten für das Wohl eines »solchen Mannes. Tausend sind untröstbar, wenn »ihn Neid und Verläumdung von dem Posten ver»drängen, den er so rühmlich bekleidet hat. Doch »wie ruhig muß ein solcher redlicher Patriot den »letzten Augenblick seines Lebens erwarten, wenn »er sich so vieler großmüthigen Thaten bewußt ist; »wenn er weiß, daß ein ganzes Land bei seinem »Grabe Thränen weint, Thränen, welche von Dank»begierde und von Liebe herrühren! Kostbare Thrä»nen! wenn er glauben kann, daß nicht Einer un»ter dem Volke ist, welcher nicht willig sein sollte, »mit seinem Leben das Leben des redlichen Man»nes, dieses Vaters des Vaterlandes, zu erkaufen; »wenn er gewiß hoffen kann, daß noch die Enkel »seiner Mitbürger durch ihn glücklich werden müs»sen! Wie unendlich kostbar ist eine Minute von »dem Leben dieses wackern Mannes, gegen eine »lange Reihe nagender Jahre, in denen sich ein »vornehmer Bösewicht ängstigen muß, welcher Seuf»zer der Unterthanen erpreßt, das Armuth der Stadt »verschwendet und sein ungewisses Glück auf das »Unglück ganzer Familien baut! Unter den tiefsten »Verehrungen flucht ihm der Mund der gedrückten »Unschuld, und fleht den Himmel um Rache wider »diesen Betrüger an. Selbst diejenigen, welche

»bei seinem Ueberflusse . . . und trunkenen Ehr-
»furcht . . . das prächtigste Leichengerüste . . .
»und allenfalls eine gekünstelte . . . sie sehen je-
»nes als ein Schaffot an . . . der verfluchte Ue-
»berrest des Bösewichts . . . wenn ich bedenke,
»daß zweierlei Umstände . . .«

Ich weiß nicht mehr, was mein Patriot in sei-
nem Eifer gesagt hat. Ich schlief ganz natürlicher
Weise über seiner Predigt ein. Selbst die letzten
Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe.
Ich habe sie so gebrochen hergesetzt, wie ich sie
hörte, und ich schlief so lange fort, bis mich der
Wachsstock an die Finger brannte. Ich erwachte
darüber und hörte, daß er immer noch fortredete. Er
hatte vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich ein-
geschlafen war. Ich war nicht im Stande, mich
zu ermuntern. Ich stand auf und sagte: Ja, ja;
auf diese zweierlei Umstände kommt es freilich an,
und wünschte ihm eine gute Nacht. Sie sind schläf-
rig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen
wir weiter davon reden, und ich will Ihnen das
Buch hinunter bringen, wovon ich jetzt gedacht habe.
Schlafen Sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Pa-
trioten nicht allemal zufrieden. Er sieht die Welt
an, wie es die alten Betschwestern machen, welche
über alle Sünden seufzen, weil man ihren abge-
lebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu
sündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte
Buhlschwester, welche auch unter den Runzeln her-
vor liebäugelt und nicht eifersüchtig ist, wenn An-
dere sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit
meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit

bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals mißvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch außerdem so beschaffen ist, daß ich zu Hause seine Gesellschaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabei, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam sein muß, wenn man Andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frei leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kommt. Sollte es etwas so Leichtes sein, Einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sei? Ich will beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt gibt, als man immerhin glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor unsern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt sind; so haben wir Ursache, diese Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen Fällen als ein Richter und seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sei. Dieses ist der Grund, worauf

ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es gibt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereien vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß Jemand ein Schelm sei, der es nicht selbst gesteht? und ich wollte fast wetten, daß nicht ein Einziger unter ihnen so treuherzig sein werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser großen Wahrheit überzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr sein werden; so können sie sich in die große Welt sicher wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche Belohnung für diese Entdeckung, da ich mich einer unzähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher immer verdächtig gewesen ist. Sie dürfen sich nur hüten, zu gestehen, daß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden, wenn sie auch ihrer Betrügereien sonnenklar überführt wären.

Ich bin schon so glücklich gewesen, durch diese heilsame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu gestehen, daß er ein Betrüger sei, weil es ihm alle Welt unter die Augen sagte. Er hatte seiner Gemahlin ein ansehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Gesellschaft verschwendet, und sich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und

zärtlichen Vaters angemaßt, ob es sich gleich zu=
letzt zeigte, daß er keines von beiden gewesen war.
Er hatte Gelder aufgenommen und bei Kavalier=
parole versprochen, sie wieder zu bezahlen. Seine
schriftlichen Versicherungen und Wechsel schloß er
allezeit mit den Worten: Leiste gute Zahlung und
nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder
seine Kavalierparole, noch die eidliche Versicherung
vermögend gewesen, ihn zu bewegen, daß er seine
einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs
brach aus. Kein Einziger, ausgenommen der Richter,
erhielten dabei, was sie zu fordern hatten. War et=
etwas natürlicher, als daß alle Welt sagte, daß dieser
Kavalier ein unredlicher Gemahl, ein grausamer Vater,
ein zu verabscheuender Betrüger sei? Im ganzen
Lande gab man ihm diesen Titel. Ich habe ihn
gerettet. Ich warnte ihn, nicht das Geringste
einzugestehen. Einen Theil der Wechsel schwor er
großmüthig ab, und für die übrigen Schulden wa=
ren Unglücksfälle genug da, auf welche er sich be=
rufen konnte. Die Welt hat es mir, vornehmlich
aber der Geschicklichkeit seines Advokaten, zu dan=
ken, daß sie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr
hat. Und wenn, wie die Rechte sagen, derjenige
der Ehrlichste ist, welcher seine Ehrlichkeit unter
den Händen des Scharfrichters und bei der Tortur
behauptet hat; so ist Niemand ehrlicher, als mein
Kavalier, wider den schon fünf Volumina Akten
zeugten, daß er ein Betrüger sei, und welcher doch
nunmehr, Trotz allen Gesetzen, in Sicherheit ist,
daß Niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekom=
men, es wagen darf, ihn also zu nennen. Kurz,
er gestand es nicht, und darum blieb er der ehr=

liche Mann, der er vorher gewesen war. Es besteht diese Ehrlichkeit nicht etwa nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel ist davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz ansehnlichen Charakter, den er sonst führte. Er heißt noch immer Seine Gnaden. Selbst diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, sind genöthigt, zu bekennen, daß sie unterthänige Diener von ihm sind; sie empfehlen sich seiner hohen Protektion demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für sein kostbares Leben. Man sieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Gesellschaft kommt, und räumt ihm eine Stelle ein, welche sich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch so ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er sonst gewesen ist. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt sich, ob etwas zu seinem gnädigen Befehle sei. Er borgt wieder, er verpfändet seine Kavalierparole von neuem; mit einem Worte, er ist der ehrlichste Mann von der Welt; er, welcher schon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieses? Er gestand seine Betrügereien nicht und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzsüchtigen sind allgemein, daß unter Freunden weder Treue, noch Glauben, noch Redlichkeit mehr sei. Diese Klagen sind ungerecht. Wenigstens werden sie künftig überflüßig sein. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr so weit kommen, daß man nicht mehr wissen wird, wo man mit allen Freunden hin soll.

Ich verlange, Niemanden für einen falschen Freund zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig Alles von Freunden wimmeln wird. Glückselige Zeiten, welche unsre Vorfahren nicht erlebten und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zusammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde ersticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das ist in der Messe der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubt man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Komplimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleien: wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an wird man ganz andere Meinungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heißen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weiß. Wir freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bei dem Wechsel des Jahrs, bei feierlichen Tagen und sonst! Ein Fremder, der zum erstenmale zu uns kommt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert

und nicht Einer darunter wäre, welcher dem Andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieses alles nichtsbedeutende Worte wären: daß derjenige den meisten Hochmuth besäße, der am unterthänigsten grüßte, und daß die im Herzem uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, sobald mein Grundsatz wird bekannt und allgemein werden. Es ist ohnedem unverantwortlich, von der Freundschaftsbezeugung und den Komplimenten so leichtsinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Mensch, wenigstens der Mensch, der, nach unserer Art zu reden, zu leben weiß, hat außer den Komplimenten so gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch diese Vorzüge rauben; wie unglücklich wird er sein! Und will man ihm gar zur Last legen, daß er diese Vorzüge nur gebrauche, Andre zu betrügen und unglücklich zu machen; wie tief setzen wir alsdann den Menschen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas Rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menschlichen Geschlechts auf eine so überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigstenmale unter die Menschen gerechnet werden, welche zu leben wissen; so muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie sind mir eben die Verbindlichkeit schuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Kreaturen erwarte. Man hat die meisten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß sie in ihrer Art so wenig redlich sind, als andere. Künftig darf man ihnen diesen Ruhm

nicht streitig machen, und das haben sie mir zu danken. Nunmehr können sie von ihrer großen Belesenheit, von ihrer Unparteilichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beste, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem sie durch ihre Schriften ein ganzes Land beseligen. Man ist schuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant sein, der es nicht selbst von sich sagt: Keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereien gehalten hat; und alle Zueignungsschriften werden unparteiische Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten sein, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile stand, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleien wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein Jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig sein darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht.

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese

große Wahrheit ausgeführt und festgestellt habe, daß Niemand ein Schelm ist, als wer es selbst von sich gesteht; so wird es meinen Lesern nicht mehr parador vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längsten währt. Dieses gibt uns den Schlüssel zu tausend Begebenheiten, bei welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernder Rache beschuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetisches Verzeichniß der berühmtesten Männer unserer Zeit einrücken, von denen außer ihnen, alle Welt versichert, daß sie die größten Schelme uud Betrüger sind, und die doch in so vergnügten und glücklichen Umständen leben, daß sie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, Niemand ins Gesicht sagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da sie es niemals zugestehen, daß sie Betrüger sind, so zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben sich Einer des Andern nicht zu schämen, weil gewiß Einer so ehrlich ist, wie der Andere, und ich habe gegen ihre Glücksumstände so viel Hochachtung, daß ich mir nichts Vortheilhafteres wünschen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundschaft. Ich werde mich der Kürze, so viel möglich ist und so viel es ohne Abbruch der Wahrheit geschehen kann, befleißigen.

Seine Hochwürdigen Gnaden . . . . .
. . . .
. . . . *)

---

*) So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freiheit läßt,, die für die schönen Wissen=

Bei dieser Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deßwillen noch zu vergeben ist, weil ich sie so aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß Keiner ein Schelm sei, der es nicht selbst bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von sich selbst sagten; so war ich mit der ganzen Welt mißvergnügt. Beständig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meistern. Es kam mir vor, als ginge man mit vereinten Kräften damit um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es ging mir,

---

schaften doch so unentbehrlich ist. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erst alle Bücher muß censiren lassen. Ich bin im Namen meines Verlegers ganz untröstlich, daß mir hier eine der schönsten und wichtigsten Stellen weggestrichen worden ist. Ich hatte das alphabetische Verzeichniß nach den drei Hauptständen eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich versprach alle Jahre noch eine kleine Nachlese von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachsen. Es hätte dieses auch alle Messen etliche Bogen betragen können, und mein unglückseliger Verleger hatte schon einen vortheilhaften Ueberschlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europaei zusammen drucken ließe. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorstellungen ungeachtet, war es nicht möglich, es durch die Censur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigsten dabei. Mein Entschluß ist schon gefaßt. Künftige Messe will ich dieses Verzeichniß als ein besonderes Werk zu Basel in groß Oktav drucken lassen. Auf jedes Exemplar werden

wie es abergläubischen und furchtsamen Leuten geht, welche immer Gespenster sehen, wo keine sind. Ich glaubte, daß man in diesem Unternehmen schon sehr weit gekommen wäre, und es sei hohe Zeit, sich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in Kurzem ganz vergeblich sein sollte. In diesem unbedachtsamen Eifer setzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koste auch, was es wolle. Ich glaubte sehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, besonders drei Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, sich kein Mensch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worin ich meinen verirrten Mitbürgern sehr patriotisch

---

zwei und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachlese, welche ordentlich kommen soll, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angesehene und glückliche Betrüger mit ihrem umständlichen Charakter einsendet, erhält ein Exemplar auf Schreibpapier umsonst. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe; so verspricht der dasige Verleger, bei der neuen Auflage die vornehmsten Betrüger in Kupfer stechen zu lassen. Es wird mir ein Gefallen geschehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht gibt, was der Eine oder der Andere für ein Ende genommen hat. Es kann geschehen, daß viele davon auf dem Rabensteine sterben, oder sich selbst erhängen; und es soll mir lieb sein, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieses Werk lustig und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derselben die Umstände seines Todes und seiner Aufführung dabei, so genau als möglich ist, zu beschreiben.

zu Gemüthe führte, wie unrecht sie thäten, daß sie das sechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen und den Sonntag abschaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich viele zusammen geschrieben, daß es ein ziemliches Oktavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glück fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle: das Werkchen würde nicht gehen, es würden sich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sei gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des sechsten Gebotes so öffentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unsere studirende Jugend würde noch sehr glimpflich urtheilen, wenn sie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbst Viele von denen, welche das sechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wissen. Wider die Abstellung des Sonntags zu eifern, sei gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es sei noch Niemand darauf gefallen, ihn abzuschaffen, so wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beibehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werden krank werden, wenn kein Sonntag mehr sein sollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequem-

lichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am bequemsten mit einander plaudern und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurtheilen, und am sanftesten schlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müßig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreiheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie an diesem Tage müßig gingen. Sollte meine Absicht etwa diese sein, den Leuten die Feier des Sonntags nach dem Exempel unserer ungesitteten Vorfahren anzupreisen; so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Waisenhause in Halle geben: denn bei uns würde sich sogar der Setzer ein Gewissen daraus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäsch zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verstünden sie gar nicht und ließen sich auch nicht darauf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ungefähr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren ging. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig und bot mir zur

Vergeltung Skrivers Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwei hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweite Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschlägigen Antworten fielen; so sehr erfreue ich mich jetzt drüber. Ich habe die Welt seitdem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne jetzt vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, Andern zum Exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Kamin geworfen und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduktion von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten noch daran spiegeln und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so Kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bei dieser Gelegenheit etliche Stellen davon bekannt machen, und ich versichere meine Leser, daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunliche

Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, jetzt bin ich ganz anders gesinnt; jetzt weiß ich, daß diese Welt die beste ist; jetzt weiß ich, daß Niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekenntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

. . . .
. . . . und dieses wären also die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meinung bin, daß man das sechste Gebot als ein Ceremonialgesetz ansehen und es noch einige Zeit, bis sich die äußerlichen Umstände ändern, beibehalten möge.

Es wird freilich mehr Beredsamkeit erfordern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sei, und daß ihre Beibehaltung auf unser ganzes Leben und auf unsere ökonomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich schmeichle mir gewiß, da ein Jeder nur auf seinen Nutzen sieht, so werde auch ein Jedweder, seines eigenen Nutzens wegen, meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beifall geben. Es betrifft hier nicht, wie bei den ersten Punkten, die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas Wichtigerem handeln muß, wenn ich den Beifall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas Wichtigerem; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von

allem dem, was uns in der Welt am nöthigsten und vor allen Dingen am liebsten ist; von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege Allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, soll er groß, soll er angesehen, soll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinnen noch Vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

. . . .

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich sein sollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen. Ich sage schon sehr viel, daß ich dieses einräume, und ich meine nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch viel Ceremonien machte. Jetzt ist es freilich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und Niemand zu leben weiß, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht.

. . . .

In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig sein wollen, wenn sie dieselbe noch denjenigen zulassen, welche ihr Stand oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden

zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. . . . .

Hierin geht man zu weit! Man schadet sich selbst! Da ich so billig bin und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen; so kann ich dieses als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieses: nein, ihres eignen Nutzens wegen wünsche ich es. Man verspotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich schäme man sich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieses verlange ich; mehr nicht. Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogener Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne sich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungesittet zu scheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit ist alt genug, sie ist ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äußerliche Höflichkeiten erzeigen. Freilich ist sie zu alt und zu mürrisch, als daß wir ihren täglichen Umgang und eine nähere Bekanntschaft mit ihr wünschen sollten; das ist meine Absicht gar nicht. Ein Jeder ist sich selbst so viel schuldig, daß er den äußerlichen Wohlstand in Acht nehme, daß er auf diesem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Gesicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit spotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig ist, oder das uns zu schwer fallen sollte? Uns, die wir von Natur zur Verstellung so sehr geneigt sind? Da ich,

wie ich hoffe, meinen Lesern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das ist, was ich von ihnen bitte; so will ich auch mit Wenigem zeigen, wie groß der Vortheil ist, den sie zu erwarten haben, wenn sie meinem Rathe folgen . . . .

. . . .

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigsten glauben, Leuten, die von Betrügerei leben, diesen ist die Ehrlichkeit, oder welches einerlei ist, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichsten. . . . .

Ich will mit meinen Beweisen bei den Richtern und Advokaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich sind, und es gibt deren noch verschiedene unter ihnen. Da diese die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben und lieber bei einem redlichen Gewissen verhungern, als bei einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem großen Haufen.

. . . .

Wer sich auf die Physionomie versteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsere Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heißen, und worunter doch viele sind, welchen man an ihren hungrigen Mienen ansieht, daß sie nur da stehen, um die armen Klienten zu belagern und der gedrückten Unschuld aufzulauern. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie Andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren,

von dem Provokationssatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringsten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meinen sie es mit sich selbst gut! wie viel glücklicher würden sie bei ihrer Praxi sein, wenn sie sich angewöhnen könnten, wenigstens von außen ehrlich zu scheinen! Das Erste, was sie ihren Klienten fragen, ist gemeiniglich dieses, ob er schwören könne? ob er Geld habe? Wie Viele werden dadurch abgeschreckt, welche noch einiges Gewissen und wenig Geld haben! Würden sie nicht viel weiter kommen, wenn sie mehr Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen; wenn sie thäten, als wollten sie sich der gerechten Sache ihrer Klienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn sie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelsucht des Advokaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Processe eiferten? Ihre Klienten würden bei diesen einschmeichelnden Reden betäubt werden und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Vater der Wittwen und Waisen, für seine redlichen Absichten taxmäßig zu bezahlen: da im Gegentheile bei vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, daß ein nur einigermaßen vorsichtiger Klient sich scheut, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Prozeß gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst; sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehr-

licher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabei . . . .
Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen sein und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, anstatt daß sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müssen, von welcher viele von ihnen außerdem sogar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bei einer gerechtigkeitliebenden Miene sind sie immer im Stande, Alles, was sie sagen, von Rechtswegen zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, daß sie auch in dreißig Jahren noch, denn so lange währt gemeiniglich der geringste Prozeß, eben die ehrliche Miene beibehalten, welche sie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befestigt ward. Ich finde um deßwillen bei den Richtern wenig zu erinnern, und es sind nur einige, welche sich so unvorsichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule ansehen kann, daß sie mit dem Advokaten einstimmig geworden sind, sich in die Beute zu theilen. Diese Wenigen werden sich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel Anderer erbauen und vorsichtiger werden, damit sie, obschon nicht ehrlich, doch reich werden mögen.

. . . .

Auf der Börse (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich so etwas behaupte, aber es sei drum!), auf der Börse, sage ich, ist die Ehrlichkeit beinah unentbehrlicher, als irgendwo . . . .
Was ich hier sage, ist freilich kein allgemeiner Satz

. . . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft sein, so wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo Verschiedene zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene und einem so zerstreueten Gesicht in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts Gutes zu ihnen versah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte sie offenherzig. Der Eine erzählte, wie viel er bei einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, dem er auf die Versicherung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Kapital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verschiedenen Waaren und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein Anderer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreißig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankrott machte, wobei er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Correspondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drei bis vier Geistliche und etliche Benachbarte von Adel Einbuße haben sollten. Noch ein Anderer erzählte den Profit, den er mit Kassenscheinen gemacht, welche er Einigen abgedrungen, die Wechselzah=

lung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr versteht, als einen Frachtzettel zu schreiben; so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen und mit Exempeln bestätigt hatte, daß man so viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen kann, wenn man, ohne Beunruhigung seines Gewissens, einen Wechsel abschwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein Jeder zu seinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankrott, sich und seiner Frau zum Besten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geschickte Herr Verfasser wird es selbst verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigstens drei tausend vier hundert und sechs und fünfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn sich ein Jeder von seinen Freunden, welcher sich eines oder des andern dieser glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an sich zu kaufen, entschließen sollte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländischen Juden ansah. Meine Miene, welche freilich die vortheilhafteste eben nicht ist, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländischer Jude sei, bat er mich, so viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er versprach mir drei Groschen vom Gulden Rabatt, und versicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hun=

dert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung gestand er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktische Anweisung, wie die Handelsbücher geschickt zu verfälschen wären, und worin der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweierlei Handelsbücher geführt würden. Er machte mir die Schmeichelei, daß er gewiß glaubte, ich würde sehr geschickt sein, ihm bei Verfertigung dieses Buchs beizustehen, und bat mich sehr verbindlich darum. Ich sah mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigsten ein holländischer Jude wäre. Er und die ganze Gesellschaft erschracken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorsichtige Offenherzigkeit sie gereute. Sie lenkten ihr Gespräche, so viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallenen Münzsorten, von den schweren Imposten und von den verderbten Zeiten . . . .

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; so muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur Wenige sind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine so ausnehmende Art bloß geben. Die Meisten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bei einer trunkenen Vertraulichkeit gestanden. Welche von beiden die Ehrlichsten sind, kann ich nicht wohl entscheiden.

Anderweitige Fortsetzung.

Alte Liebe rostet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von diesem Sprüchwort genau bestimmt, dem wird es eben so gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen ist. Er wird sich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchwort machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerspricht. Sind wohl unter zehn Ehen fünf, wo die alte Liebe nicht gerostet ist? Und auch unter diesen fünfen sind wenigstens drei, wo die Liebe doch nicht gar zu alt ist.

Diese anscheinenden Widersprüche werden wegfallen, wenn man diese Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen schon eine alte Liebe und im Ehestande ein Jahr schon eine Ewigkeit ist. Setze ich dieses voraus; so wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht gerostet sind. Freilich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das ist auch die Absicht unsers Sprüchworts nicht.

Man wird solches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheiratheter Personen versteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes und wider den Sprachgebrauch ist, wenn man die Liebe auf diese Art verstehen will. Für den Ehestand gehört Pflicht, und für unverheirathete Personen Liebe.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Lesern, wenn sie glaubten, daß ich diese Einschränkung bloß aus einem mißvergnügten Andenken wagte, welches bei mir von einer übelgewählten und unglücklichen Ehe herkomme. Es ist vorbei, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da sie so billig gewesen und gestorben ist. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entschuldigen. Der allgemeine Gebrauch unserer Sprache ist für mich die beste Entschuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe sterben! Von wem sagt man das, als von jungen Personen, die sich noch nicht verheirathet haben? Ein verliebtes Paar: Sind das Mann und Frau? Eine ewige Liebe zuschwören: Thut man das nicht vor der Verbindung? Die Liebe ist blind: Gewiß nicht in der Ehe; denn alsdann sieht Eines des Andern Fehler nur gar zu genau. Er schmachtet vor Liebe. Wer? Der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermädchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? Die ist rasend verliebt . . . . in den Heiducken. Tausend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheiratheten, niemals von verehlichten Personen, oder

in diesem Falle nur poetisch und metaphorisch gebraucht wird. Wenn man dieses einräumt, so ist unser Sprüchwort gerettet, und es bleibt allemal wahr, daß alte Liebe gegen Personen, die sich nicht verheirathet haben, niemals rostet.

Aber auch bei verehlichten Personen findet es seinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verstanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat seine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheirathet. Diese Liebe dauert nunmehr ins vierzigste Jahr und rostet nicht, so alt sie auch ist. Er liebäugelt gegen das Geld seiner Frau noch eben so zärtlich, als er es im ersten Jahre that. Seine Frau ist vergessen; schon vor neun und dreißig Jahren vergessen. Er würde sich gar nicht mehr darauf besinnen, daß sie seine Frau wäre, wofern sie ihn nicht alle Tage durch ihr eigensinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Klimene besser? Sie liebt . . . Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche sie, in Ansehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete; nicht ihn, denn sie hatte bei aller Eitelkeit doch zu viel Geschmack, einen Mann zu heirathen, den die vornehmsten Ausschweifungen seiner Jugend ekelhaft gemacht hatten; sie heirathete seinen Wagen mit sechs Pferden und sechs Bedienten. Diese Pracht liebt sie noch jetzt so sehr, als in der ersten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgeborne Vieh, folgt den gewohnten Ausschweifungen nach, und ist viel zu galant, als daß er

seine Frau ein einzigesmal daran erinnern sollte, daß er ihr Mann sei. Klimene haßt ihren Mann, und liebt seine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher rosten wird, als bis man ihren stolzen Rest auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In diesem Verstande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bei verheiratheten Personen nicht rosten wird.

Wider den Rost der Liebe zwischen verehelichten Personen ist ein abwechselnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beständige Aussöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die sich die Fehler nicht sagen, welche sie an einander wahrnehmen, nähren, bei dieser verstellten Zurückhaltung, beständig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes Paar, das sich aus voller Lunge zankt und sich die Fehler ohne Verschonung vorwirft; das ist immer geneigt, sich bald zu versöhnen. Nun ist ihnen das Herz leicht. Sie haben beide ihre Fehler erfahren; sie sind vom Zanken ermüdet, sie schweigen beide still. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab ging, sieht seine schöne Hälfte in einem Winkel bittere Thränen vergießen. Er ist zwar das Haupt und hat ein Recht zur Herrschaft, welches ihm Schrift und Gesetze geben; aber ein paar weibliche Thränen schwemmen dieses ganze prächtige Gebäude der Herrschaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr stehen: mein Kind, sagt er; aber sie bleibt stumm, und nunmehr verdoppeln sich ihre Thränen, da sie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht sich ihr, und nimmt

ihre beleidigte Hand, die sich trotzig zurück zieht.... Aber mein Engel! und er bemächtigt sich mit einer zärtlichen Gewalt dieser rebellischen Hand. Nun verdoppelt sich das Schluchzen. Der Mann soll es empfinden, wie sehr seine unschuldige Frau beleidigt worden ist; denn eine Frau, die sich mit ihrem Manne zankt, ist allemal unschuldig. Er setzt sich neben sie; sie weint noch. Er schlägt seinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; sie sieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand und sie seufzet. Er küßt ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küssen murrt sie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weiß sie ganz zu beruhigen. Und nun wundern sie sich beide, wie es möglich gewesen, daß sie sich über eine solche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben sich beide so zärtlich, als in den ersten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun schwören sie einander zu, sich ewig und ohne Verdruß zu lieben; und zanken sich doch in den nächsten vier und zwanzig Stunden noch einmal, versöhnen sich auf eben diese Art noch einmal, und schwören noch einmal. Auf diese Art bleibt ihre Liebe immer neu; sie kann nicht rosten, denn sie fangen alle vier und zwanzig Stunden von Neuem an, sich zu lieben. Ein solcher Zank ist in der Ehe wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man sich, warum ich dieses Bild so sorgfältig ausgemalt habe? Es ist eine Schmeichelei, die ich meinem Wirthe schuldig bin, welcher auch auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Ehestande lebt. Er und

seine Frau lieben sich so herzlich, wie die Kinder; sie zanken sich aber auch so. Zwölf Jahre hat er sich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgesöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo sie beide geschmollt haben. Diese beständige Abwechselung hat ihm seinen Ehestand so neu gemacht, daß er seine Frau noch diese Stunde nicht überdrüssig ist. Er liebte sie von ganzem Herzen; und sollte sie sterben . . ich wünsche es dem ehrlichen Manne nicht . . . aber sollte der Himmel über sie gebieten; er würde untröstbar, ganz untröstbar sein. Wenigstens in den ersten vier Wochen würde er nicht wieder heirathen.

Ich habe oben gesagt, daß die Liebe, welche nicht rostet, vornehmlich nur von der Liebe unverheiratheter Personen zu verstehen sei. Mich dünkt, ich habe diese Wahrheit schon deutlich genug erwiesen; aber zum Ueberfluß will ich noch ein Paar Geschichten erzählen, welche sie ganz unumstößlich machen sollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, sind wohl unstreitig diejenigen, die bei ihrer ernsthaften Liebe am beständigsten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäischen Gebirge, lebten, unter der Regierung Ferdinands, zwei junge Personen, die sich schon im ersten Jahre zwar kindisch, doch vorzüglich liebten. Diego und Isabelle waren ihre Namen. Beide waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern schienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder sehr wohl zufrieden zu sein. Die Liebe macht vor den Jahren verständig und alt; daher kam es, daß unser junges Paar schon in denen Jahren, wo andere

Kinder noch nicht aufhören zu spielen, sich ernsthaft liebten und eine ewige Treue schworen. Der junge Diego saß halbe Nächte unter dem Erker seiner Gebieterin, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither seine Liebe vor. Dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß sein Vater auf einmal sein ganzes Vermögen und seine Freiheit verlor. Isabellen rührte dieser Umstand nicht mehr, als sie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil sie großmüthig genug war, so gab sie ihrer Mutter zu verstehen, daß sie nunmehr durch Beschleunigung der Heirath die beste Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe sei. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz anderer Meinung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug sei. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, dessen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald sterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Versprechen der Aeltern und das Herz der Isabelle vor sich; aber er war zu arm, als daß der Richter seine Ansprüche hätte billig finden sollen. Es war ihm unmöglich, länger an diesem Orte zu leben. Er floh in seinem achtzehnten Jahre aus seinem Vaterlande; und Isabelle, die nun ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, war bei einem sehr zärtlichen Abschied zu tugendhaft, ihm etwas Mehreres zu erlauben, als die Hoffnung, daß sie ihn ewig lieben werde. Diego suchte, nach den Regeln der spanischen Romane, seinen Tod im Kriege. Diesen fand er nicht;

aber dafür eine traurige Gefangenschaft, welche ihn hinderte, seiner Freundin Nachricht von sich zu geben. Isabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, da ihr eifersüchtiger Tyrann starb, und ihr das Andenken vieler mißvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein ansehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war sie Herr von ihren Schätzen und ihrer Hand. Sie suchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehn Jahre lang erwartete sie seine Zurückkunft, nach dem Beispiel einer zärtlichen Penelope; welche Geschichte aber so sonderbar ist, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, sie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor fünfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sei. Sie weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann durch das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben und ihre Hand noch frei sei. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte, nur vor einigen Wochen, eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner großen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heirath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht,

sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sei so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bei seinem Abschied wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in Amerika sein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu großen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyrannei ihres Eifersüchtigen geseufzt, und ihr Unglück alsdann doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihre eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweitenmal so gefällig, sie aus diesem Joche zu reißen. Sobald die Zeit vorbei war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand zur Trauer erforderte; so gab sie sich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko sei. Man wußte nichts von seiner Heirath; und vor heftiger Liebe vergaß sie, sich darnach genauer zu erkundigen. Eben diese Liebe verhinderte sie, auf den Zweifel zu fallen, ob sie wohl ihrem Diego im vierzigsten Jahre noch eben so reizend sein werde, als sie es im sechzehnten gewesen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäischen Gebirge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam gesund an, und

war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß sie wenigstens nunmehr die Glückliche werden würde, welche sie seit dreißig Jahren zu sein gewünscht. Eben war sie im Begriff, ans Land zu steigen, als sie ihren Diego an dem Ufer gehen sah, um dessen Arm sich ein Frauenzimmer sehr vertraulich geschlungen hatte. Sie glaubte zu träumen; die Knie zitterten ihr, und sie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freilich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldin nicht wenigstens einmal ohnmächtig würde? Endlich erholte sie sich; sie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Ursachen dieser verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekannt waren. Der Schluß ward gefaßt, daß sie sich verborgen halten, und mit dem nächsten Schiffe nach Cadix zurück gehen solle. Es geschah dieses nach wenigen Tagen, die sie anwandte, von dem Glücke ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt sich während derselben sehr sorgfältig verborgen, und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Person so nahe sei, welche vielleicht allein vermögend gewesen wäre, so viel bei ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit seiner liebenswürdigen Frau gereut hätte. So großmüthig war Isabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu ersparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hause ihres Verwandten. Sie that dieses, um demjenigen näher zu sein, der ihr Herz hatte: so würde ich sagen, wenn ich einen förmlichen Roman schriebe. Aber, weil ich den nicht schreibe, so will ich aufrichtig gestehen, daß ich es nicht weiß, warum sie es that. Hier brachte sie dreizehn Jahre in einer

todten Einsamkeit, unter den zärtlichsten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er gesund und vergnügt lebe; sie freute sich über sein Glück, und vergoß stille Zähren, daß nicht sie dieses Glück mit ihm theilen sollte. Die beständig wiederholten Nachrichten, daß die Frau des Diego gesund sei, benahmen ihr alle Hoffnung, und brachten sie auf den frommen Gedanken, in ein Kloster zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die sie in der Welt ausgestanden hatte, und der Kummer, der an ihrem freundschaftlichen Herze nagte, machten ihr diesen Einfall angenehm und ernstlich. Der Geistliche, dem sie die Sorge für ihre Seele anvertraut hatte, ermunterte sie noch mehr dazu und freute sich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer und dem Kloster eine reiche Wittwe zuführen sollte. Binnen der Zeit hatte Diego so viel Reichthümer erworben, daß er, ob er schon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünschte sich, solche in seinem Vaterlande ruhig zu genießen, und wer Lust hat, Böses zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünschte, um sein Leben in der Gesellschaft der unvergessenen Isabelle zu beschließen. Er eröffnete sein Vorhaben seiner Frau, und diese widersprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweihundert Jahren verschiedene Exempel, daß die Weiber den Männern nicht widersprachen. Sie begaben sich beide zu Schiffe, und näherten sich glücklich den Küsten von Spanien. Nun werden meine Leser den Ausgang dieser Geschichte bald ahnen können. Vielleicht sind sie für mich besorgt, was ich mit

seiner Frau anfangen will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurückkehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kommt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblickten den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? . . . Gut; sie muß sterben! . . . . . Diego, den der Anblick seines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er in der That mehr liebte, als ein Weib, in seinen Armen starb. Dieser Vorfall nöthigte ihn, einige Monate in Cadix zu bleiben. Er hörte in verschiedenen Gesellschaften den Ruhm einer heiligen Isabelle, welche der Ueberfluß ihrer zeitlichen Güter nicht abhalten könne, den Ueberrest ihrer Jahre der Andacht und dem Kloster zu widmen. Die Neugier oder vielleicht ein unbekannter Trieb, bewegte ihn, diese fromme Heldin kennen zu lernen. Er sah sie, und er glaubte, er sähe die Mutter seiner angebeteten Isabelle. Sein Herz schlug ihm; er betrachtete sie genauer, und zitterte vor Freuden; denn er sah, daß sie wirklich seine Isabelle war. Er näherte sich ihr mit bebenden Schritten und redete sie stammelnd an. Isabelle nahm die Brille von ihrem ehrwürdigen Gesicht, und in dem Augenblick sagten ihr das Herz und die Augen, ihr Diego sei es. Sie sank vor . . . . nein, das war zu viel. Verliebte Wittwen von sechs und fünfzig Jahren sinken nicht mehr in Ohnmacht. Sie blieb also stehen. Sie freute sich, ihn zu sehen, wie sich eine Schwester über die unerwartete

Ankunft eines geliebten Bruders freut. Sie erkundigte sich nach der Ursache seiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bei der ihre Runzeln errötheten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander seinen Besuch. Er war frei. Isabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der sie genöthigt hätte, ein Gelübde zu halten, das ihr nunmehr gewiß eben so unerträglich würde gewesen sein, als es einem feurigen Kinde von fünfzehn Jahren ist, welche der Geiz des Vaters und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Isabelle gestanden also einander, daß sie sich noch beide eben so liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war kein Hinderniß weiter im Wege, welches sie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu gestehen. Sie reisten nach Buentara, und sahen einander noch eben so zärtlich an, als sie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt sein wollte: so setzte er sich mit seiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in seiner Jugend geseufzt hatte. Hier spielte er zu Ehren seiner Isabelle den horchenden Enkeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großväter so oft eifersüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte nicht lange. Er starb und hinterließ Isabellen, als eine Wittwe von ein und sechzig Jahren, welche über diesen Tod so untröstlich war, daß sie, wie man mich gewiß versichern wollen, sich nach seinem Tode niemals hat entschließen können, wieder zu heirathen. Ist wohl ein Beweis in der ganzen Welt stärker, als dieser, daß alte Liebe nicht rostet?

Ich habe meinen Lesern zum Beweis dieses Sa=

tzes noch ein Exempel versprochen. Es ist, wie ich hoffe, eben so erbaulich, wenn es gleich nicht so merkwürdig und so weitläuftig ist.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbniß einer ehrwürdigen Jungfer beigewohnt, welche sich nicht eher, als im siebenzigsten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte stören lassen, die sich im vierzehnten Jahre angefangen hatte. In diesem Jahre stand sie, als sie einen jungen Baron von gutem Hause kennen lernte, der sich in Leyden seiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, sobald sie ihn sah. Es war ihre erste Liebe, und die erste Liebe eines jungen Mädchens ist gemeiniglich so heftig, daß sie sich schwerlich verbergen läßt. Am wenigsten war sie Willens, solche vor dem Baron zu verbergen. Diese jungen Herren verstehen sehr oft auf Universitäten die Sprache der Augen besser, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, seine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht besser anwenden zu können, als wenn er mit dem hübschen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernsthafter. Sie schwor, ihn ewig zu lieben; dem Baron war es nichts Neues, eben so zu schwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz außer sich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hause gehen mußte. Er verließ die Universität, schwor beim Abschiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Diese Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr und ihrer Familie beschwerlich. In kurzem erfuhr sie, daß der Baron gleich nach seiner Zu-

rückkunft geheirathet hatte. Diese Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber sie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdann, da sie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieser Einsamkeit waren zwanzig Jahre vorbei gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen zu lernen. Es gibt Gesichter, die so frisch sind, daß sie auch noch in ihrem vier und dreißigsten Jahre einen jungen Menschen reizen können, der zum erstenmal in die Welt kommt. Ja oft reizen sie mit besserm Erfolge, wenn ihre Annehmlichkeiten mit einer künstlichen Koketterie verbunden sind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füßen zu sehen, den sie noch nicht vergessen hatte, und den sie nunmehr in seinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn so ernstlich, wie den Vater; doch mit dem Unterschiede, daß sie ihn allein schwören ließ, und selbst nicht schwor. Die Erfahrung hatte sie seit der Zeit gelehrt, daß ein Universitätsroman nicht länger, als höchstens drei Jahre dauert. Jetzt sah sie der Entwickelung ihres Romans ganz gelassen entgegen, und nutzte die kurze Zeit sehr vorsichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihren Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberin, sondern mit der ernsthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von sich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu sehen. Die Thränen, welche sie bei dem Abschied vergoß, waren Thränen, welche sie dem Andenken seines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie sein Vater. Er setzte sich auf seine Gü=

ter, heirathete und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen und an seinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die sie bei ihrem ansehnlichen Vermögen sich verschaffen konnte, war sie in ihr neun und fünfzigstes Jahr getreten, da sie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebeteten Barons, und der Sohn ihres noch unvergessenen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen sei. Es ging ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß die Familie durch verschiedenes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen sei. Dieses war eine Ursache mehr, warum sie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen sich selbst eine Liebe verbergen, die bei ihren Jahren lächerlich war; sie beredete sich also, es sei nur ein freundschaftliches Mitleiden, welches sie dem Andenken seines Vaters und seines Großvaters schuldig sei. Aber sie betrog sich selbst. Es war die uralte Liebe zu seinem Großvater, und die alte Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses unschuldige Kind war in seinem siebzehnten Jahre. Der Mangel nöthigte ihn, eingezogen, demüthig und fleißig zu sein. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang und die mütterliche Vorsorge der Brigitte bewirkte bei dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerin hatte noch in ihrem neun und fünfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Groß=

vater so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte: ehe die drei Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeiniglich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerin verschwenden. Sie empfand in diesem angenehmen Augenblicke ein dreifaches Vergnügen, daß sie bei den Schmeicheleien des Enkels sich mit einemmale aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters genossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden; so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerin, sondern von Euen war.

Werden meine Leser nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht rostet?

Ehe ich schließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheiratheten Mannsperson gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die zärtlichste und dauerhafteste Liebe sei. Die Ursachen, die man davon anführen wollen, sind bekannt; man weiß auch solche durch verschiedene Exempel erheblich zu machen, da eine solche Liebe sich erst nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann sein; und dennoch bin ich einer ganz andern Meinung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verschiedene besondere Rechte, die ihren Ursprung noch von den barbarischen Mauren haben mochten. Unter solchen war ein schreckliches Gesetz, welches dergleichen Liebe auf diese Art bestrafte. Ward eine

Frau, oder ein Mann eines solchen Umgangs über- zeugt, so trennte man zuvörderst die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Person, welche sie wider die Gesetze geliebt hatte, sofort zu heirathen; und eine solche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, diese Ge- rechtigkeit ist entsetzlich. Gegen diese sind alle an- dere Strafen, so unnatürlich sie auch zu sein schei- nen, doch nur ein Spiel. Man stelle sich einmal eine unglückliche Mannsperson vor, welche auf eine solche Art genöthiget wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die sie nur wegen ihrer Laster liebt. Hat dieser Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürliche Folge; und jetzt soll er gezwungen werden, seinen Ehe- stand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andere beschließen. Er kennt schon die Untreue seiner jetzigen Frau. Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer sein werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ih- ren ersten Mann zu betrügen; nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weiß das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß eine Hölle und ihm desto schrecklicher sein; denn er fühlt, daß er sie verdient hat. Ein jeder Blick von seinen Bekannten ist für ihn eine Spötterei. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen seiner Ver- brechen auf die Galeeren geschmiedet ist. Viel- leicht wäre seine Strafe nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüch- tigt würde. Aber er empfindet sie ganz allein,

da sie sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue jemals von ihrem jetzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der Erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unserer galanten Jugend anrichten! Was für Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen! Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen, wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heirathen müßte? Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häuser würden zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bei verschiedenen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegene Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche sie beim Leben des ersten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine Einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der glücklichste, der zuerst starb *).

---

*) Man sieht wohl, daß Herr Anton Pansa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen; so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben; denn in Sachsen, wo man zu leben weiß, gibt es noch hin und wieder solche glückliche Ehebrecher.

Ich habe es für nöthig angesehen, mich hierbei etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bei unverheiratheten Personen nicht rostet, bei dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

Eine Hand wäscht die andere.

In diesem Sprüchwort liegt der Grund aller geselligen Pflichten und aller daraus entspringenden Glückseligkeit der Menschen. Unsere Philosophen mögen gleich ganze Lasten moralischer Quartanten auf einander häufen, so werden sie doch darin weiter nichts sagen können, als was uns dieses einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieses in seinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorsicht eines vernünftigen Mannes ausübt, der kann seines Glücks gewiß sein. Er wird bei mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bei Jedermann beliebt sein. Versäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieses Sprüchwort lehrt; so ist er unvermeidlich verloren. Ohne die Tugend scheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu sein, der auf Rechnung sitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Kloß, wenn er vergißt, daß er auch für Andere lebt, und daß er nicht glücklich sein kann, ohne vorher Andere glücklich zu machen, oder, mit unserm Text zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand sich selbst waschen könne.

Ich gebe mir bei aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menschen so verderbt nicht sind, als es uns der finstre Eigensinn einiger milzsüchtigen Moralisten bereden will. Ich behalte mir vor, dieses in einer besondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdann mein menschenfreundliches Amt ausüben und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin; daß ich diese überführen kann, wie ängstlich es unsere Nebenmenschen sich angelegen sein lassen, in allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Jetzt bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, Andern zu dienen.

Hierzu gehört nicht mehr, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, welche täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beinah alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selbst einen noch größern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehrt! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advokat zankt sich und lästert für unsere gerechte und ungerechte Sache; etwa nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenas zu vergöttern; warum? Das weiß sein Mäcenas wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner großen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauen Aufmerksamkeit auch diejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu sein scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drei Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt und zog an diesen öden Ort, wo seine liebreichen Verdienste gegen den Nächsten etwas besser bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verschiedene Umwege zufließen läßt. Er wird es niemals gestehen, daß sie von ihm kommen. Sein Gesicht hat er gewöhnt, zu erröthen, sobald man ihm merken läßt, daß man nur ihn für diesen unbekannten Vater der Wittwen und Waisen hält. Er betheuert uns, er sei dieser Glückliche nicht, welchem der Himmel so vieles Vermögen anvertraut habe, daß er Andern wohlthun könne. Er betheuert dieses; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr seinen Betheurungen glaubt. Er weiß die Personen sehr vorsichtig zu wählen, durch die er seine guten Werke aussäet. Allzu verschwiegen dürfen sie nicht sein. Er macht sie geschwätzig, indem er

sie beschwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauscht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieses ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Testament einer reichen Betschwester oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die ansehnlichste Summe diesem Manne zufällt, der Nichts für sich, sondern Alles für die nothleidenden Armen besitzt. Die einträglichsten Aemter überläßt man ihm, da man Niemand kennt, der sie so uneigennützig verwalte. Die reichsten Familien halten es für einen Segen, sich mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; — könnte er durch Straßenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäckler ist bei seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdeckt wird.

Ich fühle es, ich werde zu ernsthaft. Ich predige Buße, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken. Meine Leser werden vielleicht mehr Vergnügen daran finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sei, daß eine Hand die andere wäscht, und wie sorgfältig unsere Mitbürger Andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eigenen Nutzen desto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kommt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken, und trägt einen

Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwei Hühner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand willst du waschen? Wer ist dein Gegenpart? . . . . Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige. Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welche er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. . . . . Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderst du dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! Was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachs machen? . . . Ja, das glaube ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bei eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Klafter Holz! bedenkt es nur selbst, fünf Klafter hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! . . . . Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehen, so geht immer hin! Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel bemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: Eine Hand wäscht die andere! völlig überzeugt ist. Die Hühner sollten dem Schreiber. »Aber, warum eben diesem?« fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bei der Frau Amtmännin. »Und das Mehl?«

Das kriegt des Bürgermeisters Frau. »Aber wie kommt diese dazu?« Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen. Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmännin, diese ihren Mann; auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterin, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, daß sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angesehen und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, so würde er sich in Rheinwein berauschen. Er liebt die Geschenke eben so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftiger Beklagte weiß sich dieses Alles zu Nutze zu machen. Sobald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand der Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksamkeit wäscht; so kann man selbst errathen, wie legal er die Ueb=

rigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Prozesses ankommt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke Alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten sich nunmehr unter einander selbst, sich von der Billigkeit der Sache dieses freigebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem Andern, wie bei einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erste Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maschine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das ist die Wäsche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu sagen, da nicht leicht einer von meinen Lesern sein wird, dem nicht die eigene Erfahrung Gelegenheit gibt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß Jemand so kurzsichtig sein und glauben wird, das Sprüchwort: Eine Hand wäscht die andere, sei nur ein juristischer Terminus, der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsstuben. Auf dem Markt, in der Küche, beim Katheder, überall findet man ihn; in dem schmutzigen Zimmer eines finstern Pedanten ist er eben so gemein, als unter dem freundschaftlichen Gewäsch in fürstlichen Vorzimmern.

Eifersucht, bittere Vorwürfe und kritische Grobheiten sind die Fehler, die man uns Schriftstellern gemeiniglich Schuld gibt. Man thut uns Unrecht; denn, nach einer andern Art von Geschöpfen, sind wir Autoren unstreitig diejenigen Kreaturen, die einander am liebsten krauen und sich unter einan-

der gemeinschaftlich die Hände waschen. Ein Scribent, welcher der Welt angepriesen sein will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialischen Vertraulichkeit sich vor demjenigen zu beugen, welchen seine kunstrichterliche Monatschrift in das Recht gesetzt hat, für Andere zu denken. Unser großer Aristarch . . . . so spricht der Stolz des demüthigen Autors, der von seiner Größe überzeugt genug ist, der aber wegen der Unwissenheit der Welt den angesehenen Mann zu seinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu dessen Pult, und streichelt ihm die richtende Hand. Dieser müßte ein Herz von Blei und Dinte in den Adern haben, wenn er bei der Erniedrigung seines Collegen frostig und unempfindlich bleiben sollte. Wir haben abermals das Vergnügen, unserm Vaterlande zu der gründlichen Gelehrsamkeit des schon durch viele Schriften verewigten und unsern witzigen Nachbarn schrecklich gewordenen Herrn N. Glück zu wünschen 2c. 2c. 2c. So muß es in den nächsten vier Wochen heißen, und heißt es nicht so, so gnade der Himmel unserm großen Aristarch! Der gebückte Autor wird sich in die Höhe richten; er wird auf seinen angebeteten Herold verachtend herabsehn und der Welt vorschreien, wie stolz und unwissend dieser parteiische Richter sei, welcher sich anmaße, die Schlüssel der Ewigkeit an sich zu reißen.

Auf diese Art waschen die Gelehrten einander die Hände. So loben sie sich, und so schimpfen sie sich. Denn das muß man wissen, daß sie in Beidem gleich stark sind. Aber die Unsterblichkeit ist auch hier das Geringste, worüber man kämpft.

Sollte dieses nicht dergleichen Heftigkeiten entschuldigen, da man gegen die Kutscher so nachsichtig und billig ist, welche sich oft über weit geringere Sachen, beinah noch größere Grobheiten sagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufsatz, welcher den Titel hat: **Kirchengeschichte von Mancha.** Mein Urältervater hat ihn nicht geschrieben; so viel weiß ich, und das wissen alle diejenigen, die seine Geschichte gelesen haben; denn er war einer von den großen Geistern, welche nichts schrieben, und desto mehr dachten. Ich halte es für die Hand seines Eidams Pedro, oder auch seiner Marie. Dem sei, wie ihm wolle; denn diese und viele andere Familien-Kritiken sind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es ist eine Kirchengeschichte von Mancha. Aber freilich nicht von Mancha allein; denn meine deutschen Leser werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß jene eben sowohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die zum Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu bringen wissen. In dieser Kirchengeschichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geistlichkeit in den glücklichen Zeiten des Don Quixote angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischof zu Toledo an, und geht bis an den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerlei Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberin des Don Quixote, als eines

Gerichtsherrn vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bei denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringt mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, Niemanden zu beleidigen, nöthigt mich hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern Kirche gewendet habe; so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetreten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß auf diejenigen Achtung geben, welche die große Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, sobald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über Andere erhebt. Eine jede Handlung, die sie vornehmen, wenn man sie recht betrachtet, ist nichts anders, als die Beschäftigung, Andern die Hände zu waschen, damit sie die ihrigen wieder waschen mögen. Eine Ver=

beugung verlangt eine Gegenverbeugung; ein unterthäniger Diener fordert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öffentlichen Gesellschaften redet man von demjenigen Gutes, den man in seinem Herzen, oder in der Gesellschaft weniger Freunde so sehr verachtet, als er es verdient. Warum? die Unverschämtheit dieses Mannes kann uns bei dem gefährlich sein, der unser Glück in seinen Händen hat. Er soll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in seiner Stadt kennen wird, sobald ich ihn eigennützig nenne, verspielt in einem Abend mit einer gelassenen Miene hundert Dukaten an die Gemahlin des Präsidenten. Man wundert sich; aber man weiß nicht, daß er im Begriff ist, mit Erlaubniß des Präsidenten, sein Amt zu verkaufen, und sich für seinen zehnjährigen patriotischen Müßiggang eine Pension von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird sie gewiß erhalten; denn die Gemahlin versteht das Spiel, und sie ist Präsident.

Die Gastfreiheit des fürstlichen Beamten setzt euch in Verwunderung! Er ist prächtig; alle, die mit speisen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller schaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Messe zu Frankfurt sich aufhält, so lange ist seine Tafel die offene Tafel für alle Diener seines Prinzen und für alle ihre Freunde. Ist das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz traktirt, und niemals der Beamte? Wer soll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen; ohne sich selbst um so viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den

Haß so Vieler auf sich zu laden, welche unmöglich reden können, da sie das Maul voll haben? Leben und leben lassen! Damit beruhigen sie ihr Gewissen und werden fett.

Aus diesem kurzen Abriß kann man sehen, daß in dem Sprüchwort: Eine Hand wäscht die andere, die Philosophie des Hofs und Alles begriffen ist, was der Mensch braucht, um sein Glück zu machen.

Wie können also diejenigen verlangen, glücklich zu sein, welche zu ungeschickt, oder zu eigensinnig sind, die Vorschriften dieses Sprüchworts zu beobachten? Es gibt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, sich ein Gewissen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beförderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgesperrtem Maul. Dieser stolzen Unbewegsamkeit wissen sie verschiedene Namen zu geben, die ehrwürdig genug sind, die aber sogleich verschwinden, wenn man genauer auf sie Achtung gibt. Der Hochmuth ist wohl die gemeinste Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienste; sie verlangen also, daß sie die Welt auch kennen und belohnen soll: und thut sie es nicht, so ist es ein Unglück für die Welt, welche diese großen Verdienste nicht zu gebrauchen weiß. Sie sehen, daß Andere, welche, wie sie glauben, gar keine Verdienste haben, dennoch empor kommen, da sie durch allerlei Dienstbeflissenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wissen, bei denen es steht, ihr Glück zu machen. Dieses sehen sie mit neidischen Augen; aber uns wollen sie bereden, daß sie sich schämen, so niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geschicklichkeit und Verdiensten; so gewinnen sie wenig=

stens dadurch, daß sie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienste nicht kennt, nicht sucht, und nicht belohnt. Bei Vielen ist die Unterlassung der Pflicht, Andern die Hände zu waschen, ein unvorsichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben so sehr, als diejenigen, welche leben und leben lassen: aber sie wollen diese Vortheile allein genießen; und wenn sie, wie es nicht fehlen kann, darin von denen gestört werden, welche allemal gerecht sind, wenn sie nicht einen Theil von der Beute bekommen, so klagen sie den Himmel an, daß dieser nicht, zu Rettung der Unschuld, ihren hungrigen Feinden den Mund gestopft habe. Eine Sache, die sie selbst hätten thun können, ohne sie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieses Sprüchwort für wahr halten, oder glauben soll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bei uns wenigstens ganz aus der Mode gekommen sei.

Alle Weltweisen, in der unendlichen langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unsern kleinen .... tummeln sich mit dieser alten Wahrheit, an der sie innerlich selbst zweifeln, weil ein Philosoph gar selten die moralischen Wahrheiten glaubt, die er Andere lehrt.

Und wo soll ich den Beweis von der Wahrheit dieses Sprüchworts hernehmen, wenn mir die Phi=

losophen heucheln, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeugt, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich so viel Menschen vor mir sehe, die in ihrem Alter etwas ganz Anderes thun, als sie in ihrer Jugend gewohnt gewesen sind?

Glaubte die Welt, daß die ersten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß auf den übrigen Theil des Lebens hätten; so würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, sehr unverantwortlich handeln, daß sie die Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man fast in allen Familien und in den meisten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt diese Folgen nicht glaubt, so ist es sehr billig, diesen Leichtsinn zu entschuldigen, der ohnedem nur eine Art des Wohlstandes und eine Hauptregel von derjenigen Kunst geworden ist, die heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit das Vergnügen gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche sich die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen wissen, und der guten Natur Alles überlassen, ohne sich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie sehr bemüht man sich, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verschiedene Thiere in Zeiten an Bewegungen und Töne zu gewöhnen, die uns belustigen können! Es würde ganz vergebens sein, dergleichen Unterweisungen alsdann erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe zu alt geworden sind; ja es würde gar lächerlich sein, wenn man diese Sachen und Dienste von ihnen fordern wollte, ohne sie dazu zu gewöh=

nen. Alles dieses räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwa dieses, daß man mit der Jugend auch so mühsam und sorgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge der Menschheit beleidigen, und vernünftige Geschöpfe bis zum Vieh herabstoßen.

Nur die Vernunft unterscheidet uns Menschen von dem unvernünftigen Vieh; müssen wir etwa diesen Unterschied erst durch die Erziehung erlangen? Müssen wir erst durch Regeln vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Vieh in den ersten Jahren unterschieden sein, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig sind! Ich erschrecke, wenn ich diesem verwegenen Gedanken weiter nachdenke. Sonst dachte ich auch so, ich läugne es nicht; ich war so einfältig zu glauben, daß die Erziehung Menschen mache, daß ein Mensch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Vieh unterschieden sei. So dachte ich sonst, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich schäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrten ein. Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeister, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen und Väter des Vaterlandes? Ist es nicht zu pedantisch, wenn man glaubt, nur an Poeten verschwende die Natur ihre mütterliche Vorsorge, und sei gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geschöpf ist in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenas? Ein Mann, der witzig ist, oder ein Mann, der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieser soll erst durch Kunst erzwungen werden?

Es folgt also hieraus, daß die Natur Alles thut, daß die Erziehung ganz überflüssig, wenigstens in dem Falle nicht nöthig ist, wo man nur die vornehme Absicht hat, angesehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umstände setzt, daß wir Verstand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeschickten Einwurf noch immer nicht verschmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Gesetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben so mühsam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bei den Thieren, haben könnte, und daß es der Kosten und Mühe wohl werth sei, die man darauf wenden muß?

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was ist Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlin, Ihr Hühnerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte Sie nicht kennen, ich müßte nicht eine Stunde lang bei Ihnen gewesen sein, wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen Pferd und Hund lieber sei, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gnaden; wie unendlich ist Ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadlichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht der Messe noch sehr wohl, wo Sie Ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller Ihrer Freunde auf, Sie brauchten drei Tage Zeit, ehe Sie sich zu diesem Kauf entschließen konnten, und nunmehr sind Sie von Ihrem guten Kauf so entzückt, daß Sie uns Stunden lang mit den Tugenden Ihres Apfelschimmels

unterhalten. Von Ihrer Gemahlin reden Sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen sie noch jetzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig. Denn sie heiratheten sie weder zum Umgang, noch zur Wirthschaft, sondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Diesen großen Endzweck haben Sie erlangt; die Güter bleiben bei der Familie und Sie haben Alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwarten können. Es ist wahr, Ihre Gemahlin ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich der Armuth und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist großmüthig, ohne stolz zu sein, sie ist eine liebreiche und sorgfältige Mutter, eine gute Christin . . . . . Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich sehen Sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Gemahlin sagen . . . was das für ein Apfelschimmel ist! Wie die Schenkel arbeiten! er geht, als wenn er tanzte! welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortreffliches Gebäude! . . . Sind Sie nun wieder besänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn . . . Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziger Wort! Er wächst heran; die Jahre kommen, wo er eine anständige Erziehung nöthig hat. Sie müssen ihm einen Hofmeister halten. Gelehrt soll er nicht werden; das wird er ohnedem so geschwind nicht; nur darf er nicht so unwissend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; Sie müssen ihn unter fremde Leute thun, damit er sich

der Dorfluft entwöhnt . . . O! Sie verstehen mich unrecht, gnädiger Herr, lassen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne Ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereien nicht, da haben Sie völlig recht; aber, der Hof . . . verstehen Sie mich . . . . es ist freilich schlimm genug, aber es ist einmal so: Der Hof will schlechterdings haben, daß unsere Kavaliere noch zu etwas Mehrerm zu gebrauchen sind, als Füchse zu graben; vernünftige, gelehrte, geschickte Männer will er haben, und nicht adeliche Bauern. Der Hof sagt das; ich sage es ja nicht. Es kostet etwas Geld; freilich kostet es Geld; aber was sie an seine Erziehung wenden, ist ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Lassen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr... Mein Gott, wie können Sie so hitzig sein! ... Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das ist ein prächtiger Hühnerhund! Wie schön er behangen ist! Wie schön er gezeichnet ist! Der muß theuer gewesen sein, und Ihnen viel kosten, ehe er so vollkommen abgerichtet worden ist . . . Zehn Louisd'or? Ist das möglich? Aber dafür haben Sie auch einen Hühnerhund, der Ihrem Revier Ehre macht.

Was glauben meine Leser? Hat mein Dorfjunker nicht Recht? Ich sollte es wohl meinen. Und wenn es nun nach seinen Grundsätzen wahr ist, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtschaffene Frau und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte seines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlstand und Gelehrsamkeit nennt; wenn dieses wahr

ist: wozu sind uns denn die kostbaren Leute nöthig, die uns alles dieses erst lehren sollen? Und wenn der Adel sich an der Fürsorge der Natur genügen läßt, ohne an seinem Verstande zu künsteln; was wollen denn wir Bürger uns unterstehen, der Natur durch eine sorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das ist ein strafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute gesprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von seiner ersten Jugend an gekannt haben. Bei ihm ist Alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, so unwissend wie seine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutschlands, wenn er mit seiner Nachbarschaft soff. Dieser ehrliche Vater ließ es unserm Junker Hans weder an Essen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Fürsorge der Himmel dergestalt segnete, daß er schon im achten Jahre starke dauerhafte Knochen kriegte. Nun setzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre schoß dieser hoffnungsvolle Junge seinen ersten Hasen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Diese Ritterübung trieb er bis ins zwölfte Jahr, da sich der Vater entschloß, ihm zu allem Ueberfluß so viel Unterricht geben zu lassen, als nöthig war, seinen Namen zu schreiben, und Geschriebenes zu lesen. Der Schulmeister quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war schon ziemlich weit in beiden gekommen, als der Vater starb. Nun hatte die Pedanterei ein Ende. Die Vormünder wollten die Kosten nicht weiter dran wenden, und in der That schickte sichs auch nicht, daß so ein ansehnlicher Landstand in die Schule ging. Was er als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu wissen nöthig hätte, verstand er nach ihrer Meinung

schon. Er konnte essen, trinken, schlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bei einem gnädigen Fräulein schlafen; um deßwillen ließ er sich mündig sprechen, nahm die Güter an, und heirathete. Sollte man wohl glauben, daß Junker Hans bei dieser Erziehung derjenige geworden ist, den seine Nachbarn wegen seiner guten Tafel lieben, wegen seiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einsicht bewundern, und wegen der Unvorsichtigkeit, mit welcher er bei Tische wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle diese Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren und sorgfältig erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angeführt habe, wird hinreichend sein, zu beweisen, daß man, wenigstens in der großen Welt, eine mühsame Erziehung der Jugend für überflüssig hält; daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther schon selbst, ohne diese Erziehung; daß man sich die geringste Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß auf die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe sich die Mühe und prüfe die Kinderzucht seiner Bekannten. Zwei Drittheile von ihnen bekräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, gar keine allgemeine Wahrheit sei.

Der Graf N. N. stand bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch und ein Staatsmann zu werden; die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blöckte ihn bei jedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt. Hätte man nicht glauben sollen, daß er sich bis in sein Alter damit beschäftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, daß er ohne Zügel war. Diese Freiheit war ihm ganz neu; er wußte sich nicht darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstraße zwischen einer pedantischen Sklaverei und einer ausschweifenden Freiheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit los; in diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwor zugleich Alles, was zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er floh sie. Und da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fing er an, sie zu ver=

achten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebet so oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn Niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzten Drucks bewegt. Nach und nach ward er in seiner maschinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in Kurzem leichtsinnig. Die Gesellschaft roher Jugend brachte ihn so weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutschland ein witziger Freigeist war; dieser zeigte ihm auf die lustigste Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Gespenst für kriechende Geister, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sei. Was konnte unserm unglücklichen Grafen angenehmer sein, als diese Entdeckung, welche seinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er seinen Engländer, trank Punsch und spottete über die christliche Dummheit, die einen Gott glaubt. Sobald er diesen wichtigen Schritt gethan hatte, waren ihm alle Verbrechen gering, zu denen er hingerissen ward. Sein ganzes Leben war nur ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten und lasterhaften Ausschweifungen, die ihn sehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er starb endlich mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Mühe gegeben hat, sich und Andere zu

bereden, daß kein Gott sei. Dieser Elende, welcher seine erste Jugend unter gelehrter Pedanterei und einer übertriebenen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte und starb endlich als ein Verächter der schönen Wissenschaften und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian starb er, nur unwissender und nicht so vornehm verstockt!

Was für ein Lärm entsteht unter meinem Fenster? Ich höre eine gebieterische Stimme trotziger Heiducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen; ich brauche Ihr Bild.

Dieser prächtig geputzte Klumpen Fleisch beschäftigt die Hände von sechs Bedienten; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er sei geboren, Andere zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat das Alles vergessen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth seinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienstfertig und sparsam; der Sejan, der jetzt mit einer finstern Strenge diejenigen beleidigt, denen er seinen Dienst versagt, und auch die mit seinem Stolze demüthigt, denen er seinen Dienst nicht hat abschlagen können. Seine Sparsamkeit war eine Folge des Mangels und keine Tugend. Jetzt lebt er im Ueberflusse; er verschwendet also bei aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freigebigkeit großmüthig und edel sein könnte. Die Verfolgungen, welche seinen Vater unschuldiger Weise trafen, erweckten in ihm einen billigen Ab-

schen vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an; und jetzt läßt er unschuldiger Weise die Strenge seiner Rache unzählige Unglückselige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen flehen und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in seiner Jugend im Schoos der Mußen erzogen; nun schämt er sich ihrer, sieht verächtlich auf sie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt gewesen sei. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bei, die ein Jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger und ein rechtschaffener Mann sein will. Er verlangt Beides weiter nicht zu sein. Für die Religion ist er jetzt zu groß; er gibt sich Mühe, sie zu verachten, weil sie ihm nicht zuläßt, daß er seine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in seiner Jugend demüthig, dankbar, dienstfertig, auf eine anständige Art sparsam, mitleidig; sein Herz war freundschaftlich, seine Seele edel; er war zu allen Tugenden gewohnt, und eben daher liebenswürdig. Jetzt, da er vornehm und älter geworden, ist er dieses Alles nicht mehr; man haßt ihn.

Das ist Ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie sich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückselige! Wie sehr wäre ihm zu wünschen, daß er noch in seinem Alter das thun möchte, woran er in seiner Jugend gewöhnt worden ist!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markt unter den Buden herum schleicht und sich in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüßen

Sie ihn, er kann Ihnen nicht danken, denn er trägt unter dem Mantel in beiden Händen die Käse und die Wurzeln, die er selbst eingekauft hat, um sich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daß er sei? Urtheilen Sie nicht nach seiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerrissenen Kleidern, die ihm an dem Leibe verfaulen. Er hat zehntausend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieß so viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch ist Alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, daß er in seinem achtundsechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könne. Seine nächsten Anverwandten müssen neben ihm darben. Er läßt sie nichts von seinen Schätzen genießen, denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so arm werden lassen; und den Absichten des Himmels sich zu widersetzen, das hält sein frommer Geiz für eine große Sünde. Er weiß, daß seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deßwillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung, noch Kleider brauche, so wünschte er sich freilich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn er sich nur nicht vor den Begräbnißkosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß sie den Geistlichen zuläßt, so viel Unkosten für ein kleines Grab zu fordern. Die Erde ist ja des Herrn, wie er immer seufzt; und ihm würde es daher einerlei sein, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte.

Seiner Schwester Sohn, einem vernünftigen und geschickten Mann, hat er den Fluch gegeben, weil er wider seinen Willen ein tugendhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieser aus einer guten Absicht, und seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevatter bat, so schwor er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu besänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weise sorgen sollte. Den Wein flieht er, wie die Pest; wenigstens auf seiner Stube flieht er ihn. Wenn er ein Mädchen sieht, so schüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keusches Herz gegeben hat, welches alle üppige und kostbare Laster verabscheut. Die Kleiderpracht ist ihm etwas Schreckliches; man kann es wohl aus seinem Anzuge sehen. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verschwender ihre gestickten Kleider bei ihm versetzen. Er thut dieses allemal mit einem jüdischen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend außer Stand setzt, sich durch Hoffarth in Kleidern zu versündigen. Nach der Verschwendung ist ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, so weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter stecke, und auf seine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr stehen; das hat er mir gestern selbst geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein starker Schoß von den Köpfen, ohne Ansehen des Alters, und eine erhöhte Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden solle. Er bittet

Gott, er möchte ihn vor dem nächsten Termin zu sich nehmen; und wenn er ihm ja sein kümmerliches Leben fristen sollte, so könne er doch ganz unmöglich von seinem bischen Armuth etwas geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieser niederträchtige Greis ist in seiner Jugend der größte Verschwender gewesen. Von seinem fünfzehnten Jahre an hatte er sich in die kostspieligsten Ausschweifungen gestürzt. Sein Vater kränkte sich über diesen ungerathenen Sohn und starb. Die Hälfte des hinterlassenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bei Lebzeiten seines Vaters durch die hungrige Dienstfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr war die andere Hälfte in der Gesellschaft der lüderlichsten Weibspersonen und der niederträchtigsten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äußersten Armuth zu thun hätte und ihnen hernach zur Last fallen würde. Sie stellten dieses der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verschwender, in das Zuchthaus. Die kostbaren Kleider und das prächtige Hausgeräthe, so noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Kapital daraus, wovon er sehr nothdürftig leben sollte.

Auf diese Art brachte er sechszehn Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia starb, und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorwand weiter, ihn eingeschlossen zu halten. Er ward frei gelassen; und von diesem Augenblicke an hat er so gelebt, wie er jetzt lebt.

Wer hätte glauben sollen, daß aus diesem unsinnigen Verschwender ein so niederträchtiger Wucherer werden sollte?

Hier habe ich unter so vielen hundert Exempeln nur drei gewählt, die, wie ich glaube, hinreichend sein werden, deutlich zu beweisen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: Jung gewohnt, alt gethan, gar nicht allgemein ist.

Und dieses deutlichen Beweises unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter gewesen, als jetzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken und mich unter meinen Mitbürgern aufmerksamer umzusehen.

Es sind mir so Viele in die Augen gefallen, welche die guten und bösen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beibehalten haben. Und wenn man auch beim ersten Anblick zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden, so wird man doch bei einer genauern Untersuchung merken, daß es eben die Leidenschaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anstrich sind. So wie das Gesicht des Greises in Ansehung der Hauptlineamente noch eben das Gesicht ist, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Ansehen gegeben.

Wer sollte glauben, daß die Frau Richardin, diese alte Betschwester, noch in diesem Augenblick eben die feine Buhlerin ist, die sie vor fünf und zwanzig Jahren war? Damals schminkte sie sich, um schön auszusehen; jetzt thut sie es nicht, um den heuchlerischen Ruhm einer frommen und einfältigen Christin zu erlangen. Ihre schmachtenden Blicke flatterten in Gesellschaften und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen. Diese Bewegungen sind ihre Augen einmal gewohnt; sie

können noch jetzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt diese matten Augen nicht weiter bemerken will, so wälzen sie sich andächtig herum und sehen gen Himmel. Man gebe einmal auf sie Acht, wenn sie in ihrem Betstuhle kniet, den sie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche und vor den Augen des Priesters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf sie Acht. Wenn die ganze Versammlung still ist, so wird man hören, daß sie mit den großen silbernen Schlössern ihres Gebetbuchs eben so künstlich rauscht, als sie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzte sie; sie seufzt noch jetzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte; was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigen Handlungen anderer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie gefallen. Hat sie wohl eine andere Absicht, wenn sie jetzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe, lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte und bei allen Gelegenheiten allein plauderte; hat sie sich vielleicht hierin geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreit eine ganze christliche Gemeine, mit ihrem gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter, mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viele Leute ihrer Eitelkeit und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist

keine Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; jetzt wählt sie eine ansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Wort, die abgelebte Frau Richardin ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühling ihrer Jahre war; der einzige Unterschied ist dieser: In ihrem zwanzigsten Jahre buhlte sie mit der Welt, im sechzigsten buhlt sie mit dem Himmel.

Bei Messalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß sie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die sie in ihrer Jugend gewesen. Sie war das seltene Beispiel einer standhaften Jungfer, welche sich niemals hat entschließen können, eine Mannsperson ganz und gar zu heirathen. Dieses hinderte sie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigste in einem beständig abwechselnden Ehestande zu leben. Der Reiz verschwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte sie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen und ihr den letzten Dienst leisten wollte, den Sterbende verlangen; noch da ließ sie sich den Spiegel vors Bett setzen, schlug den sparsamen Rest ihrer grauen Haare in Locken, drückte zwei kleine verrätherische Muschen zwischen die Runzeln an den Augen; lächelte sich im Spiegel wohlgefällig an, und schob das Halstuch nachläßig zurück. Durch diese Zubereitung zu ihrem Ende erkältete sie sich, und starb, noch ehe der Beichtvater kam, der beim ersten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieser geschmückten Mumie allerdings sehr erschrack.

Da ich noch in Leyden war, starb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, und keinen Menschen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte sie von ihrer Mutter, die sich sehr gern, sehr sorgfältig und bei aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieser Fehler war noch zu entschuldigen, da sie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wollust, sondern blos aus Angewohnheit that, nur, um sich zu putzen. Sie war eben so vergnügt, wenn sie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verschwendete nichts; denn ihr Putz war sehr wohlfeil, aber nur immer neu. Von keinem Menschen redete sie in Gesellschaft Böses, aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, von dergleichen artigen Tändeleien sprach sie beständig. Unter dieser angenehmen Beschäftigung brachte sie ihr sechs und dreißigstes Jahr heran, wo sie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal so heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig gestand, es sei unmöglich, daß sie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer sollte diese traurige Botschaft der Kranken bringen, die so gern lebte, und mit so vielem Geschmack gelebet hatte? Ihr Mann liebte sie zu sehr, und war in der That allzu sehr bewegt, als daß er im Stande gewesen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geistliche sollte es thun. Er that es auch mit der Vorsicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fordern kann. Er beklagte sie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Genesung; zugleich stellte er ihr auch die Möglichkeit eines geschwinden Todes

vor; und zeigte aus verschiedenen Zufällen, die sie selbst entdeckte, wie wahrscheinlich diese Möglichkeit sei. Bei dieser Vorstellung hielt er sich einige Minuten auf; nach und nach führte er sie unter den angenehmsten Beschreibungen eines sanften Todes auf den Punkt, welcher so kitzlich zu sagen war, und als er sie endlich mit so vielen Umschweifen vorbereitet hatte, so wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müsse sterben. Ich sterben? rief sie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem sechs und dreißigsten Jahre sterben? Was fehlt mir? Bin ich so krank? Wo ist der Medikus? Sie sah sich wild in der Stube um; sie erblickte ihren Mann und ihre Freunde in der traurigsten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geistliche wollte noch einen Versuch seiner Redekunst wagen; aber sie war außer sich. Sie fiel ihm mit Ungestüm in die Rede, und hieß ihn schweigen. Ich sterbe nicht, rief sie: Bin ich allein die Sünderin, die so früh sterben sollte? Sie drückte ihrem Mann die Hände, und bat, er möchte den Geistlichen von ihr gehen lassen, welcher auch so bescheiden war, und in das nächste Zimmer ging. Inzwischen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief sie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Ist es wahr? muß ich sterben? Der Arzt schwieg und zuckte die Achseln. Sie verstand diese traurige Sprache. Verräther! durch Ihre Verwahrlosung sterbe ich! Das sagte sie mit einer ihr ungewöhnlichen Wuth. Der Arzt wollte ihr nach dem Puls greifen; sie stieß ihn von sich, und hüllte den Kopf in das Bett. Was sollten wir nun anfangen? Wir sahen aus ihren Bewegungen die Angst der Verzweiflung, mit der

sie rang. Der Arzt versicherte uns, daß dieses ihren Tod beschleunige, und daß sie, bei diesen heftigen Erschütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren außer uns. Endlich trug man es mir auf, sie zu besänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutz zu machen, und ihr den Tod so geputzt zu zeigen, als es möglich sein wollte. Ich näherte mich ganz gelassen ihrem Bett. Sie schlug die Augen auf, und sah mich schüchtern an! Sind Sie auch ein Bote des Todes? Ja! ich will sterben, ich Unglückliche, ich will gern sterben. Das sagte sie mit knirschenden Zähnen. Vielleicht ist diese Furcht noch zu früh: war meine Antwort. Meinen Sie, Herr Schwager, sollte ich wohl noch leben können? Ist diese Furcht noch zu früh? Sie sind doch ein rechtschaffener Freund von mir; mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glauben Sie in der That noch, daß Hoffnung übrig ist? Aber schmeicheln Sie mir nicht! Bei dieser Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte sammelte, die Freude auszudrücken, die sie über ein längeres Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieses vortheilhaften Augenblicks, setzte mich an ihr Bett, und faßte sie bei ihrer sterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig sein könnte, daß wir es Alle so sehr wünschten, als sie es selbst kaum wünschen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröstbar sein würde, wenn sie sterben sollte. Ich hoffte, es solle nicht geschehen. Weil aber doch ein vernünftiger Mensch sich auf alle Fälle müsse gefaßt halten; so bäte ich sie, mir zu sagen, wie sie auf diesen unverhofften

Fall wünschte, im Sarge angekleidet zu sein. Ich hatte diese Worte kaum ausgesprochen; so fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls stärker schlug. Ihre halbgebrochnen Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; sie lächelte mich mit einer christlichen Gelassenheit an, drückte mir die Hand, und sagte: Wie Gott will! Wir sind Alle sterblich! Und wenn ich ja sterben soll, so beschwöre ich Sie bei Ihrer Freundschaft, lassen Sie bei meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichenem Holze sein; aber Herr Schwager, ja nicht so einen schlechten fleckigten Sarg, wie ihn die Stadtrichterin hatte. Lassen Sie ihn so glatt bohnen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr sie, fast eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beschlagung des Sarges, dessen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, die um den Sarg stehen sollten, die Leichenprocession, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bei seiner Trauer im ersten Jahre beobachten sollte; mit einem Wort, die geringsten Kleinigkeiten vorzuschreiben, die ich nicht verstand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden sehr entkräftet; ich bat sie, sich zu schonen. Lieber Gott, antwortete sie seufzend, lassen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben. Diese will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn sehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe Alles bei mir sehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Mann und meinen lieben Kindern im sechs und dreißigsten Jahre, ja wohl in der Blüthe meines Alters!

dahinreißt, so wird man es mir bei meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlas zum Kissen nehme. Auf eben die Art soll auch der Sarg ausgeschlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kann kaum mehr reden. Wie flüchtig ist doch unser Leben! .. Hier ruhte sie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geistlichen wieder holen möchte.... Also, mit rothem Atlas ausgeschlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Kommode, im mittelsten Fache rechter Hand, bei meinem neuen Fächer .... den haben Sie wohl noch nicht gesehen, Herr Schwager? Sie sollen ihn gleich sehen .... dort liegt ein Stück silberne Spitzen. Mit diesen wollen wir die Kissen und den Atlas im Sarge besetzen, Alles bogenweise; sehn Sie auf mich, Herr Schwager, so, wie ichs Ihnen hier weise (und sie wies mir es mit Fingern auf dem Bette); aber so, ja nicht anders, und die Bogen bei Leibe nicht zu klein; es ist sonst gar kein Geschmack darin. Die Haare soll mir meine Schwester frisiren lassen, so, wie ich sie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter stand; nur nicht zu weit ins Gesicht; man sieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber .... Hier trat der Geistliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvater, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fälle fassen können. Vielleicht fristet mir der Himmel das Leben noch; inzwischen will ich doch, als eine gute Christin, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geistliche war über diese geschwinde Veränderung erstaunt, und schickte sich an, seine Kranke die letzte

Handlung eines sterbenden Christen verrichten zu lassen. Ich wollte mit den Uebrigen aus der Stube gehen und sie allein lassen; aber sie hielt mich fest beim Rocke, und sagt ganz sacht zu mir: Sie müssen bei mir bleiben; ich habe noch Verschiedenes mit Ihnen zu reden. Ich blieb also bei ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher sie die Vermahnung des Geistlichen hörte, und ihren Tod mit einer zuversichtlichen Gelassenheit zu erwarten schien. Ueber dieser andächtigen Handlung mochte wohl eine halbe Stunde verstrichen sein. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und sie war so matt, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam sie wieder zu sich selbst. Sie fragte, wo ich wäre? und ich stand bei ihr; aber die Augen waren schon trübe. Sie faßte mich wieder bei der Hand. Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das letzte sein. Zu meinem Sterbekleide also nehmen Sie weißen Atlas, so rein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit silbernen Spitzen besetzen, von dem Muster, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe . . . Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen. Was sind wir elende Menschen doch mit allen unsern weitaussehenden Anschlägen! . . . Meine Wäsche . . . Hier fiel sie in eine neue Ohnmacht; aber sie erholte sich geschwind wieder; denn sie hatte mir noch zu sagen, daß sie nicht wüßte, was sie für Schuhe anziehen sollte. Ich schlug ihr in der Angst vor, sie sollte die Brautschuhe nehmen; allein sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte: Die altväterischen Schuhe. Endlich wählte

sie ein anderes Paar Schuhe, ich weiß nicht mehr, welches. Die dritte Ohnmacht überfiel sie. Es kostete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeister zurück zu bringen. Endlich gelang es dem Arzt. Sie erwachte, aber die Sprache hatte sie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den sie zärtlich umarmte. Man führte ihre beiden Kinder ans Bett, denen sie die Hand auflegte und einige Thränen dabei fallen ließ. Gegen die Anwesenden macht sie eine freundschaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abschiedes vertrat. Wir waren Alle aufs Aeußerste gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten. Sie versuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etlichemal zwischen die Brust und ward ungeduldig, daß ich sie nicht verstehen konnte. Sie wiederholte diese Zeichen noch einmal, und drückte die zusammengeballte Hand zwischen die Brust. Nun verstand ich sie und sagte: Einen Straus meinen Sie? Sie sollen ihn recht schön haben! Sobald ich dieses gesprochen hatte, lächelte sie mich dankbar an, drückte sich die Augen selbst zu und verschied.

Sieht man wohl oft so ein ruhiges Ende, als das Ende dieser Heldin war! Noch ihre letzte Miene war ein Beweis, daß man das im Alter und im letzten Augenblick des Lebens thut, was man in der Jugend sich angewöhnt hat.

Diese drei Exempel sind so überzeugend deutlich, daß ich nicht Ursache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweisen, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, eine ziemlich allgemeine Wahrheit sei. Aber ich darf hierbei nicht stehen bleiben. Diese Exempel sind alle drei

von dem weiblichen Geschlecht entlehnt. Dadurch würde ich mich den empfindlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Cleve bloß stellen, welche mir immer Schuld gibt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu sehr an dem Frauenzimmer versündige. Sie lobt mich mit Beifall, wenn sie findet, daß ich keinem Stand und keinem Alter schmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenstand, auch die Geistlichen, alle überläßt sie mir; ja, gewisser Ursachen wegen, würde sie es gern sehen, wenn ich weniger behutsam mit den Obern verführe; denn sie ist eine hitzige Patriotin, und ihr Mann ist kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann sie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzimmer so oft, und, wie sie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeichelei angesehen werden könne. Darüber eifert sie mit einer Heftigkeit, die dem Zank sehr nahe kommt. Sie würde mich böse machen, wenn sie nicht schön aussähe. Aber, ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er schmält; ihre Augen sind auf eine besondere Art angenehm, wenn sie ein wenig grimmig werden. Ich liebe diese kleine Kunstrichterin in der wilden Unordnung, worein sie die Liebe zu ihrem Geschlecht setzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf diese Art versündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich sie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird sie mit ihren weißen Zähnen knirschen, wenn sie diese Stelle so unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Parteilichkeit der Welt verrathen wollte, wenn sie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That

hat sie bei ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Ursache, sich der Fehler ihres Geschlechts anzunehmen. Sie sollte bedenken, daß ihr Geschlecht die Hälfte der Welt ausmacht; so würde sie selbst nachrechnen können, daß ich niemals zwei tugendhafte, oder zwei lächerliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entschuldige ich bei ihr diese Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leser thut, welche es zwar geschehen lassen, daß man aller Fehler spottet, aber alsdann die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kommt. Sehen Sie, Madam, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige, so will ich dieses Sprüchwort nicht eher schließen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bei uns Mannspersonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können Sie wohl mehr von mir verlangen, Madam? Ich küsse Ihnen die Hände!

Der ungerechte **Herkommann**, dieser Vater der Sporteln und Hohepriester der Chikane, wird auf dem Rathhause unvergessen sein, so lange man noch einen Schelm nennt. Den ersten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen und dem geraubten Brode der Waisen erbaut war. Dieser geschworne Feind der Gerechtigkeit empfing ihn, als den hoffnungsvollen Sohn seines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß der Vater unsers Herkommanns im Gefängniß gestorben war, und dieses um einer Kleinigkeit willen. Mit einem

Wort, er hatte ein paar falsche Wechsel gemacht. In der That war dieses unter allen seinen Verbrechen das kleinste. Herkommann entdeckte seinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne sich auf der Universität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, schritt er gleich im ersten Jahre zur Praxis. Es vergingen nicht vier Monate, so war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bei müßigen Nebenstunden übte er sich in der Geschicklichkeit, Siegel nachzudrücken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben und desto mehr aufgemuntert werden möchte; so lehrte ihn sein Gönner die einträgliche Kunst, Zeugnisse abzulegen, und brachte ihn in Kurzem dergestalt in die Kundschaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit seinem Zeugnisse gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreifachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward so unverschämt, als nach den Grundsätzen seines Lehrers ein Advokat seiner Art sein mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Erfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Diese zwei letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn sein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen und zu prakticiren. Seinen ersten Prozeß verlor er. Sein Gegner war ein Advokat, der geschickt, ehrlich und unerschrocken war. Sein Richter war einsichtsvoll und unparteiisch. Unser Herkommann war noch nicht abgehärtet und unverschämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit mu=

thig machte, die augenscheinliche Ungerechtigkeit seiner Sache zu vertheidigen. Er konnte sich nicht fassen. Der Richter überführte ihn seiner Bosheit; sein Klient verlor seine Ansprüche und sein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber schlich beschämt nach Hause und klagte seinem Meister den traurigen Ausgang seines ersten Angriffs. Dieser erfahrene Mann munterte ihn auf. Er gestand ihm, daß es sehr schwer sei, vor den Augen eines unparteiischen Richters und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelassen zu vertheidigen. Zugleich aber versicherte er ihn, es sei ein sehr seltenes Phänomenon, einen solchen Richter und einen solchen Gegner beisammen zu finden. Muth müsse er fassen, dem Richter beständig widersprechen, seinen Gegner durch persönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Wort, wenn er sie nicht mit der Bündigkeit der Beweise überführen könne, so müsse er sie durch die Stärke seiner Lunge überschreien. Oft lernt ein junger Feldherr durch den Verlust einer Schlacht mehr Kriegskunst, als durch den vortheilhaftesten Sieg. Unserm Herkommann wiederfuhr eben dieses. Durch sein Unglück ward er groß. Bisher hatte er sich vornehmlich nur dieses angelegen sein lassen, wie er die unbequemen Regungen eines sterbenden Gewissens niederdrücke, und sein Gesicht gewöhne, niemals zu erröthen. Nun arbeitete er auch an seiner Lunge, und arbeitete mit einem so glücklichen Erfolg, daß er mit der Dreistigkeit eines alten legalen Betrügers in kurzer Zeit den Richter betäubte, und den Gegenpart überschrie. Nunmehr ward er allen Richterstuben schrecklich und in der

ganzen Gegend als ein großer Advokat berühmt. Wittwen und Waisen zitterten vor seinem Namen; aber allen denen war er eine sichere Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So seltene Verdienste sind einer seltenen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiser unsers Herkommanns erstaunte über den geschwinden Fortgang dieses jungen Rabulisten. Er freute sich über dieses Werk seiner Hände, und liebte ihn, wie ein reißender Wolf seine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, sich reich zu plündern. Schon im Geist stellte er sich die Größe und die Reichthümer seines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung seiner ihm geleisteten Dienste wollte er sein Glück mit dem Glück dieses hoffnungsvollen Mannes verbinden. Er gab ihm also seine einzige Tochter. Die vertraulichste Einigkeit der Straßenräuber ist von keiner Dauer und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann und sein Schwiegervater waren beide zu boshaft, als daß sie lange Zeit mit einander in Einem Hause ruhig leben konnten. Ihre Feindschaft brach mit Heftigkeit aus; sie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerksam, wie bei dem rasenden Kampf zweier grimmiger Bestien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den sein Schwiegervater zum Raube eingesegnet, und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieser undankbare Herkommann bestritt ihn mit seinen eignen Waffen, und siegte. Er war so geschickt, daß er seinen Schwiegervater um das Haus und um sein ganzes Ver=

mögen brachte Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, um ungehindert zu würgen. Er that es dreißig Jahre lang und verwüstete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug; auch nach seinem Tode wollte er noch schaden. Er machte ein Testament, welches seine Erben in die größte Erbitterung und in Prozesse stürzte, die ihnen nicht allein die Erbschaft zernichteten, sondern auch noch ihr eignes Vermögen kosteten. Herkommann that also in seinem Alter das, woran er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Bösewicht, ein alter Räuber und auch nach seinem Tode noch ein schändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung seiner standhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor seinem Tode entschloß er sich, des Wohlstandes wegen den Beichtvater zu sich kommen zu lassen. Dieser segnete ihn endlich ein, und beim Einsegnen merkte Herkommann, daß er contrebandes Tuch zum Priesterrocke hatte. Er ließ den Fiskal rufen, gab es an und starb.

N. N. ward durch den Tod seiner Aeltern der unwürdige Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Sein rechtschaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder kennen. Er hatte gemerkt, daß sein Sohn, von den ersten Jahren an, das Geld, das man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigste Art verschwendete. Er bemühte sich, den Folgen davon durch ein sehr sorgfältig eingerichtetes Testament vorzukommen. Diese Sorgfalt war vergebens. In der verabscheuungswürdigsten Gesellschaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er sein Vermö-

gen durch, ohne es selbst zu genießen. Jetzt lebt er von dem Almosen seiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth, noch eine Zeit von fünfzig traurigen Jahren sind vermögend gewesen, ihn vernünftig zu machen. An seine rasenden Ausschweifungen denkt er mit Vergnügen, und versichert mit den schrecklichsten Flüchen Alle, die es hören wollen, daß, wenn sein Vater heute stürbe, er noch heute Anstalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerstreuen, wie er es vor dreißig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in seinem Dorfe der gelehrteste Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeister alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht so fix lesen und schreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von seinen Mitschülern widersprach, und da ihm die Natur, außer seinem großen Verstand, auch große Fäuste gegeben hatte, so prügelte er auf die armen Jungen despotisch los. In dieser Gemüthsverfassung kam er auf eine Stadtschule, wo er alle Tage gelehrter und alle Tage unbescheidner ward. Auf hohen Schulen brachte er es in der Grobheit immer weiter. Er war unermüdet fleißig, um Andern ins Gesicht sagen zu können, daß sie unwissender Pöbel wären. In Kurzem sagte er dieses seinem eignen Lehrer; und damit er die Freiheit erlangen möchte, es öffentlich behaupten zu dürfen, so öffnete er sich den Weg zum Katheder, und wies der Welt im schönsten Latein, dessen sich

in Rom kein Bootsknecht hätte schämen dürfen, daß alle seine Kollegen unwissende Esel und deutsche Ochsen wären, und daß nur Einer von den Musen gesandt wäre, seinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu setzen, der Knollius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrsamkeit, um die er wahre Verdienste hatte; seine Feinde selbst konnten ihm das nicht absprechen. Aber auch seine besten Freunde mußten gestehen, daß diese Verdienste durch seine Eigenliebe und beleidigende Grobheiten dergestalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich sei und ein unparteiischer Richter immer unschlüssig bleibe, ob man mehr Ursache habe, ihn hochzuschätzen, oder ihn zu verachten. Diese Aufführung, welche sogar die Kritiker in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Gegner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernsthaften Gelassenheit, theils mit beißender Bitterkeit, theils aber in seiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteste Lümmel seiner Zeit sei. Bei allen diesen Anfällen blieb er muthig stehen. Er war von seinen Verdiensten so trunken, und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die späteste Nachwelt bezeigen würde, so gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuth verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer gewesen, und eben um deßwillen waren sie den feindseligen Spöttereien ihrer neidischen Gegner ausgesetzt. Dieses war sein Trost; aber er besann sich nicht, daß auch Bav und Mäv verspottet worden waren. Unser großer

Knollius hatte in lateinischen Büchern gelesen, daß die ungesittetsten Männer durch die Liebe menschlich und bescheiden worden waren. Dieses nannte er weibisch. Er floh also den Umgang mit Frauenzimmern. Er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete sich vor der Liebe hinter seine fürchterlichen Folianten, um nicht menschlich und gesittet zu werden. Denn nun hoffte er, zur Vergeltung seiner Unempfindlichkeit, ein desto größerer Gelehrter, seinen Feinden um so schrecklicher, und unsterblicher zu werden. Unter dergleichen menschenfeindlichen Beschäftigungen ist er alt worden. Man will der Nachwelt seinen Ruhm überlassen, und fängt daher schon jetzt an, ihn zu vergessen. Diese Verachtung fühlt er nicht. Noch schreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, so unbescheiden er auch ist. Die junge grobe Brut gibt seinem gelehrten Hochmuth immer neue Nahrung. Er zieht sie für die Nachwelt heran, so, wie er erzogen worden ist. Er braucht sie bereits zu kleinen kritischen Streifereien, und segnet sie in seinem väterlichen Schooße, wenn sie mit Schlägen zurück gejagt werden. Es ist zu befürchten, daß unser Knollius noch lange lebt. Man kann aber gewiß glauben, daß er sich niemals ändern wird, da er sich in fünfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorf bei seinem Vater war er der unerträglichste Bube, der mit Fäusten darein schlug, wenn ihm widersprochen ward. Noch in diesem Augenblicke ist er eben so ein kritischer Bengel, und verfolgt Alle die mit seinen gelehrten Grobheiten, die so unbedachtsam sind, ihm zu widersprechen. Ich freue mich, daß

ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprüchworts beweisen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle die Umstände zusammen, nöthigen, zu arbeiten, diese sind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine sehr leichte Sache sei, daß aus demselben viel Schaden für das gemeine Wesen entstehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich sei, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug haben könne, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf diese Vorwürfe will ich nur mit Wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für sie sein würde, wenn sie es selbst thun sollten.

Es ist ungerecht, zu sagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache sei. Man betrachte nur die unruhige Wirksamkeit der Seele, welche sich beständig beschäftigen, beständig mit neuen Gegenständen unterhalten, niemals, sogar im Schlafe nicht ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, die geschäftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie schrecklich muß einem Menschen, der des Müßiggangs noch ungewohnt ist, die traurige Aussicht in das Leere des langen Tages sein, welchen er beim Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt seinen Körper, sucht sich in Gesellschaft anderer Müßiggänger zu zerstreuen, und freut sich, wenn die erquickende Stunde kommt, wo er sich vor dem Getös der arbeitenden Welt in sein

Bett flüchten kann. Wie dieser Tag ist, so sind die vielen tausend Tage, die er zu leben hat. Bei einer solchen gedankenlosen Einförmigkeit würde sich ein Engländer hängen; aber ein sich selbst gelassener Deutscher wird dabei fett. Ist der Müßiggang so leicht, warum fliehen ihn diejenigen so sehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Also ist es nicht leicht, müßig zu gehen; ich will aber auch beweisen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Wesen entsteht, sondern daß solcher demselben ungemein vortheilhaft ist. Die Stärke eines Landes besteht in der Nahrung, das ist ausgemacht; die meiste Nahrung ist da, wo das Meiste verzehrt wird, das ist auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt, als wo viel Müßiggänger sind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. Sobald ein Müßiggänger aufsteht, sobald fängt er an zu verzehren; und kaut noch in dem Augenblick, wo er sich, obwohl spät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wachte, werden acht mit Essen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürstet, so sind es nur theure Speisen und kostbare Getränke, die er wählt, seinen Geschmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit sein Brod verdient, lebt die meisten Tage über sparsam und verthut gemeiniglich nur wenige Groschen. Ein Müßiggänger hingegen, dessen Vater ihm das Brod verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groschen braucht. Nun rechne man selbst nach (denn jetzt rede ich nur mit denen, die rechnen), welcher von beiden dem Vater=

lande am meisten nützlich sei. Ich will weder von dem übrigen Aufwand in Kleidung, im Spielen, noch von dem kostbaren Vieh reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu seiner Gesellschaft unterhält. Man sieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Kommerze sind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verstehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum sind diese zur Arbeit verdammt, weil sie Pöbel und arm sind. Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, sich von reichen Müttern gebären zu lassen, oder denen die Vorsicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunst verstehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Außer diesem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Ansehung des Konsumo, wie man es kunstmäßig nennt, zuwächst, ist auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß sind, als daß sie arbeiten sollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche diese ihr Brod verdienen können. Und wenn auch, wie es oft geschieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; so hat doch der Himmel, der alle seine Gaben so weislich vertheilt, gemeiniglich dasjenige, was er durch den Rang und das Vermögen an sie verschwendet, ihnen wieder an Verstand abgebrochen, und dadurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für sie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verstand genug haben.

Was ich hier mit Wenigem berührt habe, ist weiter nichts, als ein kurzer Entwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: Die schwere Kunst, müßig zu gehen, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand fristet. Jetzt also will ich davon weiter nichts sagen und nur diejenigen freundschaftlich warnen, welche immer so übereilend sind, auf den Müßiggang zu schmälen, und die Müßiggänger zu verachten, ohne zu bedenken, daß sie unrecht haben und sich der Feindschaft so vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger aussetzen.

Der letzte Vorwurf ist noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht begreifen, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte also Seine Excellenz, den Herrn Baron von * * *, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels und seines ererbten Vermögens, zwei und siebzig Jahre rühmlichst müßig gegangen ist. Er lag eben auf dem Kanapee und rauchte Tabak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit seiner faulen Miene an und sagte: Sind Sie auch so ein Narr, Herr Pansa? Wissen Sie das noch nicht? Nach Tische will ich es Ihnen sagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis jetzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrießlich, wenn ich ihn

an sein Versprechen erinnere. Ich muß also warten, bis die glückliche Stunde kommt, wo er sich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müssen sich meine Leser gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarschaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen seiner Wuchereien berühmt. Er hielt die empfindlichsten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräth und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in dasiger Gegend bei ihm, als Pfänder, versetzten. Durch beständige Prozesse gewann er beinah noch mehr, als sein Advokat. Er stritt mit allen Nachbarn, und brachte die ansehnlichsten Familien an den Bettelstab. Mit einem Worte: er scharrte ein erstaunliches Vermögen zusammen, welches er seinem einzigen Sohne, meinem größten Mäcenaten, hinterließ. Dieser kam auf die Welt, da sein Vater schon fünf und sechzig Jahre alt war. Die Feinde seiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten seine Geburt für sehr problematisch, und machten seinen Vater, nicht so wohl durch die Vorstellungen, daß er ein Hahnrei sein könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil seines Vermögens auf die Erziehung dieses ungehofften Kindes würde verwenden müssen. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb er fast ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieses Kind sehr wenig Nahrung zu sich nahm, und wenn es am

heftigsten weinte und schrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward und munter lächelte, sobald man mit einem Beutel voll Geld klimperte. Diese Sparsamkeit und dieser natürliche Hang zum Gelde überzeugten ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieses Kind sein leiblicher Sohn sei. Er freute sich über diese Entdeckung; er nahm sich großmüthig vor, seinem Sohn eine anständige Erziehung zu verschaffen, und ihn schreiben und rechnen zu lehren.

Dieses liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichsten Merkmale von sich, daß ihn die Natur erschaffen habe, nichts zu thun. Er schlief beständig, und niemals ruhiger, als an der Brust seiner Amme. Mit dem ersten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühsam, zu kauen; man sah sich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu stillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte, allein zu laufen, sondern beständig im Stuhle sitzen blieb. Um diese Zeit fing er auch an, zu reden, aber sehr langsam; und noch jetzt ist seine Sprache so lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu sehr, wenn er ordentlich und vernehmlich rede. Des Wohlstandes wegen hielt man ihm einen Hofmeister, welcher sehr scharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigsten strenge zu halten. Es blieb ihm also weiter nichts zu thun übrig, als dieses, daß er seinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für seine Nahrung sorgte, nach Tische sich neben das Kanapee setzte, und von dem kleinen Junker, so lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen ab-

wehrte; hernach Kaffee mit ihm trank, ein paar Stunden spazieren ging, um ihn zum Abendessen vorzubereiten, und wenn auch dieses überstanden war, ihn endlich zu seiner Ruhe brachte. Dieses waren die täglichen Beschäftigungen seines Hofmeisters. Wie viel geschickte Hofmeister würden in der Welt sein, wenn man auch so billig wäre, von ihnen weiter nichts zu fordern, als was der alte Junker von diesem forderte! Ungeachtet dieser spielenden Art, zu unterrichten, war doch unser junger Herr schon im achtzehnten Jahre so weit gekommen, daß er buchstabiren konnte. Um deßwillen schickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drei Jahre lang schlief und aß; und nach rühmlichst absolvirten akademischen Studien, wie ihm alle Professoren und Weinschenken bezeugten, mußte er auf Reisen gehen. Man packte ihn also, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners und eines erfahrenen Kochs, in einen sehr bequemen Reisewagen, und fuhr ihn fast zwei Jahre in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden herum. Alsdann ließ ihn seine gnädige Mama nach Hause kommen, um zu sehen, wie sich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemästet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen stieg, denn man hatte ihn bei seiner Abreise gewogen; und da fand man ihn, zum unaussprechlichen Vergnügen seines hohen Hauses, zwanzig Pfund schwerer, als vor zwei Jahren. Den nächsten Sonntag darauf mußten alle Bauern Gott danken, der diese Reise so augenscheinlich gesegnet hatte. Es gab in der Nachbarschaft leichtsinnige Gemüther, welche über diesen zwanzigpfündigen

Segen spotteten; aber ich glaube nicht, daß sie recht thaten. Wie viele von unsern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren kostbaren Reisen so vielen Nutzen bei weitem nicht, als dieser hatte! Durch den Tod seiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, sah sich unser Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen. Weil er aber noch jetzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufsicht seines Hofmeisters geführt hatte; so war es ihm nicht zuzumuthen, daß er sich um die Einnahme und Ausgabe selbst bekümmern sollte. Er trug also diese gemeine Arbeit einigen seiner Bedienten auf; und weil er sieht, daß ihm weder am Essen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, so ist er mit ihrer Verwaltung sehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das ist Alles, was er wünscht; denn dazu ist er zu faul, daß er geizig sein, und erst mühsam untersuchen sollte, wo seine Bedienten in so kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen können. Er hat sich niemals entschließen können, zu heirathen; denn seine Lehnsfolger haben ihm bei jeder Gelegenheit die schrecklichsten Vorstellungen gemacht, wie mühsam der Ehestand sei. Die schwerste Arbeit, die er in seinem Leben unternommen, und unglücklich ausgeführt hat, ist diese, daß er in seinem fünfzigsten Jahre Baron geworden ist. Aber auch diese hat ihn tausendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht, und sich die Möglichkeit vorgestellt hat, daß bei einem allgemeinen Aufgebote der Rit=

terschaft er vielleicht mit aufsitzen und als Baron sich an die Spitze stellen müsse, da er außerdem, als ein gemeiner Edelmann, sich in dem dicksten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurst ist sein Fehler nicht, ob er sich schon niemals ohne Harnisch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünstig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drei Wochen hat dieser ehrwürdige Greis sein zwei und siebenzigstes Jahr angetreten, und den billigen Vorsatz gefaßt, den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er sich ein geraumes Kanapee mit Stahlfedern machen lassen, in welchem er von zehn Uhr des Morgens, bis Abends um acht Uhr wohnt, und unter Essen, Trinken und Tabakrauchen, in der Gesellschaft einiger artigen Möpse, seinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünsche, ist dieses, daß ihm der Himmel nur so lange noch sein theures Leben fristen möge, bis er mir und meinen Lesern die schwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich sei, daß ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahinraffen, ehe wir dieses von ihm erführen; so wird uns doch sein ungeschäftiges Leben zu einem Beweis dienen, daß auch ein Müßiggänger in seinem Alter nichts thue, da er in seiner Jugend nichts zu thun gewohnt gewesen ist.

Der Satz ist sehr richtig, daß man schon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Hand=

lungen der Kinder mit einiger Zuverlässigkeit prophezeihen kann, was für eine Rolle sie bei zunehmenden Jahren und im Alter spielen werden. Mein Onkel ist ein alter Winkelschulmeister, und hat sich durch seinen Fleiß so beliebt gemacht, daß ihm fast die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweisung anvertraut. Dieser Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzustellen. Ich bin beständig unter diesen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da sie mich gewohnt sind, und ich bei allen ihren kindischen Thorheiten freundlich bleibe; so verstellen sie sich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetischen Auge in die Nachwelt unserer Stadt zu sehen, und für sie tausend gute und schlimme Folgen zu entdecken, die Andern, welche nicht so aufmerksam sind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin so weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu bestimmen, was wir in fünfzehn Jahren für neue Sekten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung stehen wird, welche Art von Witz alsdann Mode sein wird, und ob die Aemter auf dem Stadthause eben so unachtsam und mit eben der Ungeschicklichkeit, wie jetzt, werden verwaltet werden. Ich habe hiebei eben die Belustigung, die ein Mensch hat, der mit einem Fernrohr meilenweit neue Aussichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bei ihren schwachen Augen nur wenige Schritte vor sich hinsehen können. Da ich, als ein wahrer Menschenfreund, niemals ein Vergnügen allein genießen kann; so will ich auch dieses mit meinen

Lesern theilen und ihnen von einigen Knaben die Charaktere beschreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können solche als moralische Aufgaben ansehen; denn ich überlasse ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieser charakterisirten Knaben werden dürfte.

Christoph, der Junge eines Hufschmieds, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückisch hervor guckt. Er spricht wenig mit andern Jungen; mit sich selbst aber redet er beständig. Wenn er allein zu sein glaubt, so streichelt er sich mit einer schmeichelhaften und beifälligen Art auf den Backen, und heißt sich den großen Christoph. Wenn er zwei Jungen auf der Gasse beisammen sieht, so glaubt er, daß sie mit Bewunderung von den Vokabeln reden, die er gestern in der Schule gelernt hat. Er weiß mit einer wohlausgesuchten Unachtsamkeit den Donat, oder ein anderes Schulbuch vor der Werkstatt seines Vaters liegen zu lassen, damit die Vorbeigehenden merken sollen, daß in diesem Hause der gelehrte Junge wohnt, der lateinisch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieser Bube dem Kapellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und so bald er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter mit großem Geschrei, daß er den Spruch besser beten könnte, als der Magister. Schreiben kann er noch nicht, denn er ist erst neun Jahr alt: dem ungeachtet schmiert er sich beständig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben sollen, Schmieds Christoph könne schon schreiben. Ja, er geht so weit, daß er Dintenflecke in die Wäsche macht; und als ihm seine Mutter unlängst dieses mit ein

paar Ohrfeigen verwies, so war der kleine Schurke so boshaft, daß er sie mit einer verächtlichen Miene ansah, und ihr vorwarf, sie rede, wie der unwissende Pöbel, der es auch nicht besser verstehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll kritzelt, und mir sodann mit einer tiefen Verbeugung solches überreicht, wobei er mich allezeit mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter Leser. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und lasse mir erklären, was er eigentlich geschrieben haben wolle. Im Anfange schrieb er nichts als Gesangbücher. Hiebei hätte er gar wohl können stehen bleiben, da es ehrwürdige Männer gibt, die auf die Unsterblichkeit einen Anspruch machen, wenn sie die christlich singende Gemeine mit einem vermehrten und verbesserten Gesangbuch irr gemacht haben. Aber mein ehrgeiziger Christoph ging weiter. Denn da er das kleine a b c schreiben konnte; so schmierte er einen Bogen in Quart voll, und sagte, er überreiche mir den ersten Band seiner Herzenspostille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich diesen Bogen durchlesen konnte, ohne zu gähnen und ohne zu schlafen; ich vergaß aber damals, ihm seine gewöhnlichen zwei Kreuzer zu geben, welches den Buben dergestalt ärgerte, daß er allen Leuten sagte: Herr Anton Pansa ist ein Feind der Geistlichen und kann nicht einmal Geschriebenes lesen. Noch weit schlimmer ging es in voriger Woche einem von seinen Mitschülern, welchem er einen vollgekritzelten Zettel wies und ihn bereden wollte, es sei ein Kalender, den er geschrieben habe. Weil aber dieser arme Knabe in seiner Einfalt sagte,

das wäre nur ein Wisch und kein Kalender; so drückte ihn Christoph unter sich (denn handfest ist Christoph), und prügelte ihn unbarmherzig, damit er gestehen sollte, es sei ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte (denn gemeiniglich sind die Leser eigensinnig), so kniete er ihm auf den Leib und wollte ihn mit geballter Faust zwingen, das Blatt zu fressen; ja er stopfte es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unschuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leser, was wird wohl aus dem Christoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiskal, mein Nachbar, hat zwei rothköpfige Jungen, über die ich mir viel Sorge mache. Der älteste wird ungefähr fünfzehn Jahr alt sein. Er weiß mit einer gefälligen Art sich in allen Häusern einzuschmeicheln, und dieses thut er nur in der Absicht, seiner neugierigen Mutter ins Ohr zu sagen, wo frische Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Kaffeebesuch erwartet wird, ob es wahr ist, daß jener Nachbar seine Frau prügle und was eigentlich die Ursache sein müsse, warum diese oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienste gejagt hat. Alle diese gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieses kleinen Spions ein boshaftes Ansehen; und er hat sich von seiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden und richtenden Mienen angewöhnt, welche sie bei der Anhörung eines neuen Mährchens macht. Diese Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabei lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klatschereien von andern Familien erzählen, so geht er

in fremden Häusern herum, und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erst vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten ist, scheint mir noch weit gefährlicher zu sein. Er hat durch seine Schmeicheleien das Herz meines Onkels, seines Schulmeisters, so einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon jetzt ist er ein vollkommener Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von seinem Alter fähig ist, und dennoch heißt ihn der Schulmeister beständig seinen lieben Sohn, sein bestes Kind. Er hat ihm um deßwillen aufgetragen, in seiner Abwesenheit auf die übrigen Knaben Achtung zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht still sitzt, und kindische Ausschweifungen begeht. Dieses Amt macht den Buben dem ganzen Haufen schrecklich, und er mißbraucht es eben so, wie mancher fürstliche Bediente, dem die Aufsicht über einen Theil des Landes aufgetragen ist. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geschmissen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache ist ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht besänftigt; er rächt sich, so oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüsse oder Aepfel in der Tasche hat, so stellt er ihm so lange nach, bis er ihn auf einem Versehen ertappt; und alsdann ist nichts möglich, diesen Unglückseligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm seine Nüsse und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher sich bestechen läßt, und doch auf den Schein einer unparteiischen Ge=

rechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaften Streiche anstellt, und sodann mit der heuchlerischen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielin in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser verrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen, so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche, und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beim Schulmeister. Vor Kurzem ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte wider ihn auf, öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wuth eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bei den Hosen, und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihn die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der arme Inquisit thun, da er überzeugt war, und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schilling bußfertig aus, kroch zu den Füßen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung, und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten und seinen vorigen Posten wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen könne, welche jetzt über ihn triumphirt hatten. In wenigen Tagen war er wieder der vertraute Liebling, der er sonst

gewesen. Nun ist er seinen Mitschülern weit gefährlicher, als jemals. Es ist keine Art der Verfolgung, die er nicht wider sie ausübt. Mein Onkel ist ein Liebhaber von jungen Tauben; der Bösewicht weiß das, und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälse um. Den Morgen darauf wird eine scharfe Untersuchung angestellt. Unser Tartüffe tritt auf, und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, dessen unversöhnlicher Feind er ist, weil dieser bei der großen Exekution ihm die Hosen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieser Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtschulze werden sollte?

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bei einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter diesen bin ich besonders auf zwei Knaben und ein Mädchen aufmerksam.

Der älteste von ihnen ist ein stilles und fleißiges Kind, welches alle Tage seinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für jeden Spruch einen Pfennig gibt. Er bekommt auch bei andern Gelegenheiten einige Groschen in seine Sparbüchse, die er sehr sorgfältig sammelt, anstatt daß seine übrigen Geschwister ihr Geld vernaschen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er sein Geld noch beisammen hat. Er ist in der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekommen, daß er einigemal den Bettelleuten den Kreuzer, den er ihnen bringen sollen, unterschlagen und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern, und

zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schriftliche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm sodann in neuen Münzen, mit einer starken Interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, vom Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf und zugleich der feinste Bösewicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und versprach ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obst zu geben. Er zahlte auch die Interesse einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinen übrigen Geschwistern solche abzuschwatzen. In Kurzem waren sie diese Freigebigkeit überdrüssig. Die Interessen blieben also außen, und der Gläubiger drang auf die Bezahlung. Was soll unser junger Schuldner in der Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehen, daß man ein Blatt Papier gibt, welches ein Wechsel heißt. Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zettelchen, ungefähr in der Größe, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren.

Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit, weder Kapital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogene Gläubiger klagte es seinen Eltern, und bescheinigte seine Forderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichtfertigen Betrügereien; ich aber erschrack ungemein, weil ich bei beiden die Folgen übersah, die ihre Wucherei und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf meine Parere, der ganze Konkurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankerottirer das erborgte Kapital hingethan hätte, und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche der Knabe unendlich liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwand, sich einige Tändeleien zu kaufen, das Meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwa einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefordert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem dienstfertigen Bruder, der sie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch,

daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil seines übrigen Verlustes ersetzen sollte. Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabei so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerotten Kaufmanns kaum bezeigen kann, welche durch ihren Aufwand und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammengeplünderten Vermögen die betrogenen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinem Leser nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drei Geschwister in ihren ältern Jahren spielen werden.

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreizehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Eltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Miene, und sogar alsdann sieht er noch süß und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. Sobald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändelei. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neugierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nachbars Lieschen sei. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus und seufzet;

zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weiß, daß diese Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu bessern ist, so lasse ich ihn ruhig in dieser Narrheit, damit er nicht in eine noch größere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabei mache, ist seine Dreistigkeit, mit welcher er sich in die Gesellschaft von Mädchen drängt, bei denen er oft, und besonders seit einigen Wochen, so unverschämt wird, daß die Mädchen im Ernste anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in seinem Alter sein wird, ist schon so weit verführt, daß sie ihn vorgestern sehr vorsichtig auf die Hand schlug, und den losen Christel hieß.

Damit ich diesen siegenden Korydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; so bediene ich mich der Großsprecherei eines andern Knaben, den ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieser besitzt bei der größten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zittern zu machen. Wenn er auf der Gasse geht, so drückt er seinen Strohhut tief ins Gesicht, ist in seinem Anzuge unordentlich und fährt allen Jungen in die Haare, die schwächer, oder noch furchtsamer sind, als er. Er ist so sinnreich, daß er sich alle Vorfälle zu Nutz machen, und neue Beweise seiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab fallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden sein; so erzählt er die Sache allemal zu seinem Vortheil, und versichert seine Mitschüler

mit männlichen Schwüren, daß er diese Striemen bekommen, als er ein gewisses Mädchen, das er nicht nennt, einem gewissen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewissen Hausthüre, die sie wohl selbst errathen würden, abgejagt und sie im Triumphe nach Hause geführt habe.

Ich hoffe, durch diese Exempel bewiesen zu haben, daß zwischen dem Knaben und dem Manne kein Unterschied ist, als die Größe, und daß man schon aus seinen kindischen Handlungen die Thorheiten, oder auch die Bosheiten bestimmen kann, durch die er sich bei zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird.

Meine Leser werden sich eine ganz besondere Art des Vergnügens verschaffen, wenn sie mit kritischer Aufmerksamkeit, eben so, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eigenen Familien, oder auf die Kinder anderer Leute Acht haben, und urtheilen, was sich die Nachwelt von diesen jungen Bürgern zu versprechen habe. Vielleicht hat sodann die Aufmerksamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieser Kinder durch eine desto sorgfältigere Erziehung zu bessern sucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist, so ist auch nichts natürlicher und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienste besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Un=

terschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe, das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Maulesel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deßwillen hängt er die demüthigen Ohren. Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deßwegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich, seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr aus; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er die Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdient den Strang. Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil (denn ich weiß es doch, du meinst Gargilen) Gargil, der Sohn des vergessenen Taglöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherz und verehrungswürdig in seinen Geschäften; ein Vater der Armen, ein Patriot! denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als sein Vater war. Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall; man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sicherer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleien seinem Geld, und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht, wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen, wenn er nur auf seine Schätze stolz war, wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftigen Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe bemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spöttereien vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebei eine sehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Fürsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eigenen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl derjenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüßte die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen; so würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig und großmüthig zu sein, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bei seinen Handlungen empfindet, ist der angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weiß, und dessen Größe ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehen zu werden; und er kam in eine Welt,

welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Gargil, oder die Welt?

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurück tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie Andern lehrt, der durch diese Lehren und seine Exempel dem Staat tausend gute Bürger schafft; dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen: denn seine und Anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug sein, zu beweisen, daß das Sprüchwort: Gut macht Muth, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen nicht eifersüchtig zu sein, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht sowohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich glaube, ich habe Alles gethan, was man von einem unparteiischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andere Seite von meinem Sprüchworte ansehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug und in Gesellschaften oft weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmutzige Cyniker, welcher dort an

seinem Pulte die Nägel kaut und mit einer bittern Wuth lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um sich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrissener Mantel bedeckt ein stolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er ist eben derjenige, der am meisten wider die eifert, welche Verdienste nicht belohnen, da sie doch die Gewalt hätten, ihn aus seinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück und Geschicklichkeit, sich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er spottet also über die Pracht der Großen, und nennt sie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben diese Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich zu sein? Versteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unser Timon besser versteht, als seine Muttersprache? Die Sitten der Griechen sind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laßt euch mit ihm an seinem Pulte in eine Unterredung ein! Er wird eure Unwissenheit beschämen; er wird euch mit Syllogismen stumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf seiner Studierstube eben so unwissend und albern vor ihm da stehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieses nicht Verdienste genug, welche belohnt werden sollen, welche dem Timon ein Recht geben, bei seiner gelehrten Armuth stolz zu sein, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechisch noch Latein verstehn, welche den Hektor für eine große Dogge halten, welche sich einbilden, bündig zu denken,

und doch nicht einmal wissen, in welcher Form sie denken, welche bei aller dieser Unwissenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weise Timon geniesen sollte, wenn der Himmel gerecht und die Welt erkenntlich wäre? Mitten in seiner Armuth ist Timon so muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf sein Elend stolz ist, von welchem er sich nicht loszuwickeln weiß.

Man glaube nur nicht, daß Timon beständig so großmüthig gedacht hat. Der erste Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, seinen Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch bettelnd vor den Füßen derjenigen herum, die jetzt sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beifall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste und ihren Verstand: zwei Sachen, die er ihnen jetzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bei uns der Mißbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens Einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenas vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor. Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn er sang; und sein unempfindlicher Mäcenas schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofes; es war die Sprache eines Pedanten. Dieses macht ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete

und ihn mit seiner Weisheit zum Narren machte (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte sein können), so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bei seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine Gelehrsamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigene Empfindung war; aber die fortdauernde Verachtung und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bei ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bei seiner Armuth stolz und verachtet alle diejenigen, welche in Ansehen und Ueberflusse leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satiren wider den Reichthum und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich gewesen und durch verschiedene Unglücksfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, Andere zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äußern; denn sie sind selbst arm geworden. Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wüthend, so wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines geborenen Muselmanns.

Zu diesen beiden Exempeln von dem Muthe der Armen will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unterhält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die Einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Kredit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelang ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Eltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte, und mit vielem Geräusch dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Klienten und aller Wucherer. Nun fing er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit großer Pracht. Seine Freunde genossen seine Verschwendung und zogen ihren Beutel zurück. Seine Klienten zuckten die Achseln und verloren dadurch ihren Mäcenas, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wucherer drängten sich zu ihm, und hofften bei seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwa ein christlicher Räuber am Strande, unter

dem Schutze seiner Gesetze, unglückliche Reisende plündert, welche an seinem Ufer gescheitert sind.

Aber die Wucherer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fordern ihr Geld; aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger und der Zeit für gut befindet. Nun weiß alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverschämten Hochmuth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehen. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbei, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er jetzt anhat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an; denn im künftigen Monate ist große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblick kommt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt, und geht fort. Das sieht der unzufriedene Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten.

Er grüßt seine Excellenz demüthig und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird endlich in Gnaden erhört und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Versicherung vom Schutze und hohen Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, welcher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bei dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unseren Familiennachrichten mein Ureltervater, Sancho Pansa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person und ihre Art zu leben, dieser Betrügerei ein verführendes Ansehen zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt und wird, wider seinen Willen, unter einer Art von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Kredit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist, verliert sich, sobald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm und endlich verachtet. Der große Sancho sah dieses, und stampfte dreimal mit seinen krummen Füßen; und dreimal strich er zornig den Bart, und schwor bei der heiligen Hermandad, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser

verschworen sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weiß diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Projekt bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners aus der Kasse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes sein, niemals die Freiheit haben, den Hut auf der Straße aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der geringste Handwerksmann, kniend die Hand küssen und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht es mir doch, wenn ich an dieses unglückliche Projekt denke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben sein. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Granden und Bischöfe geworden sein, und ich . . . wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Dieses Sprüchwort wird auf zweierlei Art verstanden. Die erste Art ist zu wichtig und allzu ernsthaft, als daß ich in gegenwärtiger Abhandlung weitläuftig davon reden sollte. Der andere Ver=

stand, in welchem es die Meisten nehmen, gehört zu meinen Absichten, und ich will mich darüber erklären.

Schon unsere Vorfahren haben das Geheimniß erfunden, ihre Thorheiten dem Himmel Schuld zu geben. Wir sind noch thörichter, als unsere Vorfahren; und, wenn der alte Satz wahr ist, so werden unsere Nachkommen noch mehrere Thorheiten begehen, als wir, wo es anders möglich ist. Um deßwillen ist es sehr ersprießlich, daß wir das Geheimniß beibehalten, und auf unsere Nachwelt fortpflanzen. Nichts schmeichelt unserer Eigenliebe mehr, als das Vergnügen, sich zu entschuldigen und jemand auszufinden, dem wir unser Vergehen zur Last legen können.

Je größer dieses ist, desto sorgfältiger sehen wir uns nach einer Ausflucht um. Und da einer von den griechischen Weisen bemerkt haben will, daß in keinen Handlungen mehr Fehler begangen werden, als bei Schließung der Ehen; so sind diese Thorheiten wichtig genug, daß wir sie dem Himmel Schuld geben. Ein Ueberrest vom Gewissen, welchen man nicht allen Leuten absprechen kann, verhindert uns, auf den Himmel zu lästern; wir finden also wenigstens bei einem innerlichen Murren eine ziemliche Erleichterung, und wir glauben, recht andächtig zu murren, wenn wir sagen, daß unsere Ehen, welche wir öfters auf eine so närrische Art anfangen, im Himmel geschlossen sind. Können also wir etwas für unsere Thorheiten? Ist es unser Fehler, wenn wir Narren gewesen sind? Die Ehen werden im Himmel geschlossen! Wir sind völlig entschuldigt.

Dieses ist der wahre Ursprung des Sprüchworts in dem allgemeinsten Verstande.

Die Quellen sind vielerlei, aus denen solche Ehen entspringen, deren unglücklichen Ausgang der unschuldige Himmel auf seine Rechnung nehmen soll.

Die Ehen aus Neigung machen die stärkste Anzahl davon aus. Derjenige ist der hochdeutschen Sprache noch nicht mächtig genug, und kann mich also nicht verstehen, welcher glaubt, Neigung bedeute so viel, als eine freundschaftliche und vorzügliche Liebe, die sich auf Tugend und Verdienste des geliebten Gegenstandes gründet. Diese Begriffe haben noch jetzt Einige, es ist wahr, und diese Einige sind beneidenswürdig; aber unsere Muttersprache ist viel reicher, als daß sie sich auf eine so enge Bedeutung einschränken sollte. Wenn ich sage: ich habe Neigung gegen dieses Frauenzimmer; so heißt das so viel: die Augen dieses Mädchens gefallen mir, sie hat einen schönen Mund, ihre runde Hand reizt auch einen Philosophen zum Kusse, sie ist wohl gebaut, ihr Gang edel, ihr Fuß englisch, ihr Verstand . . . Nein, das war falsch, der Verstand gehört nicht dazu; genug, das Mädchen ist schön, ich liebe sie, ich bete sie an, ich seufze, ich seufze, bis sie mich erhört. Und wenn diese Schöne so fein ist, daß sie die Seufzer dieses schmachtenden Seladons nicht allzu zeitig erhört; so hat sie das gewünschte Glück, seine Frau zu werden. Er hat sie aus Neigung geliebt und aus Neigung geheirathet. Noch einige Zeit liebt er auf eben diese Art brünstig. Er wird ihre reizenden Augen, ihren schönen Mund gewohnt; er liebt sie noch, ohne sie brünstig zu lieben. Das

Feuer der Augen verliert sich; die Liebe zu ihr wird matt. Nun wird er gegen seine Frau gleichgültig; er wird bei dem täglichen Umgange frostig gegen sie. Sie hat nicht Verstand genug, sich seine Liebe zu erhalten. Eine Krankheit stürzt mit dem Reste der Schönheit alle Neigung über den Haufen. Nun ist sie ihm ganz unerträglich. Er seufzt noch, der unglückliche Seladon; aber er seufzt nicht mehr für seine Schöne. Er seufzt über sich, über die traurige Verwandlung; über den Himmel seufzt er, daß er ihn nicht bei den Haaren von einer Thorheit zurück gezogen, zu welcher ihn seine Neigung riß. Alle Freunde, welche seine Frau nicht vor dem Verfall ihrer Schönheit gekannt haben, wundern sich über seine lächerliche Wahl. Einer von ihnen ist so vertraut, ihn zu fragen, wie er sich habe entschließen können, eine Frau ohne Schönheit, ohne Geld, ohne Aufführung, ohne Verstand zu heirathen? Er zuckt mit den Achseln; die Ehen werden im Himmel geschlossen, antwortet er. Er thut sehr wohl, daß er so antwortet. Soll er etwa sprechen: Diese matten Augen, mein Herr, waren voll Feuer, als ich sie liebte; ihren unwitzigen Mund küßte ich mit Entzücken, denn er war schön; ich liebte die schön gemalte Puppe, und war ein Thor, sie zu heirathen, und war so närrisch, daß ich glaubte, ich heirathete sie aus vernünftiger Neigung? Nein, dieses offenherzige Geständniß kann man ihm, zu thun, nicht zumuthen. Der Himmel, wie gesagt, nur der Himmel ist Schuld daran! Seladon bleibt vernünftig; nur ist er unglücklich.

Nach diesem Charakter, den ich von ihm gemacht

habe, wird seine Frau allein Ursache an dieser unglücklichen Verbindung sein? Sie hat ihn verführt, sie hat ihn mit ihren flüchtigen Reizungen geblendet. Nein! Sie ist eben so wohl, wie er, zu entschuldigen; sie hat ihn aus Neigung, aus bloßer Neigung geheirathet. Was beim Frauenzimmer Neigung heißt, brauche ich hier nicht zu erklären; die Bedeutung soll in der neuesten Auflage des Frauenzimmerlexikons ausgeführt werden. Es war auf einem Balle, wo sie ihn das erstemal kennen lernte. Er tanzte, und dieses mit der Artigkeit eines Menschen, welcher tanzt, um bewundert zu werden. Ein weißer seidener Strumpf hob den Werth eines wohlgemachten Fußes und einer beredten Wade. Selinde wird niedergeschlagen; er hat mit ihr noch nicht getanzt. Nun tanzt er mit ihr; sie bewundert ihn. Alles überführt sie von seinen Verdiensten; der Kopf, die Bewegung der Arme, seine Blicke. Er führt sie wieder an ihren Ort, er küßt ihr die Hand. Wie zärtlich küßt der artige Seladon! Er nennt sie eine Göttin. Sie antwortet ihm ganz sittsam mit einem schamhaften: »Ach nein!« Er küßt ihr die Hand noch feuriger, und schwört, sie sei ein Engel! Soll das gute Kind seinem Schwur nicht glauben? Er redet von seelenvollen Augen, von zernichtenden Blicken, von lachenden Grübchen, vom Purpur der Lippen, vom blendenden Schnee ihrer runden Hände; und dreimal hat er schon geseufzt, da er dieses sagt. Er schwatzt ihr viel Zärtliches von Opfern und Herzen vor, und will in Fesseln vor ihren Füßen sterben. »Ach nein, mein Herr,« sagt sie ganz weichmüthig zu ihm, »ach nein;« und über-

läßt ihm ihre Hand, ohne es zu wissen, und ohne etwas weiter zu sagen, als ein stammelndes: »O, gehn Sie doch!« Sie verspürt in sich selbst etwas gegen ihn, das sie Neigung nennt; sie ist ihm gut, dem artigen Seladon. Der Ball endigt sich. Er führt seine Schöne zum Wagen, und ist so geschickt, ihr einen Stab in dem Fächer zu zerbrechen, um das Vergnügen zu haben, ihr morgen mit einer neuen Garnitur aufzuwarten. Der schalkhafte Seladon! So weit hat er es in einem einzigen Abende gebracht!

Wer die Welt nur ein wenig kennt, der wird mir bezeugen können, wie vortheilhaft es einem Liebhaber sei, wenn er zu rechter Zeit einen Fächer zerbricht, und auf eine anständige und freigebige Art diesen Schaden wieder ersetzt. Auf eine anständige Art, sage ich, damit es sich derjenige gelehrte Schriftsteller nicht anmaße, der im vorigen Sommer einen Fächer für acht Thaler zerbrach, und dafür dem Frauenzimmer zwei Bände von seinen Schriften verehrte, die in seinen Augen einen unendlichen Werth hatten, dem Frauenzimmer aber nur zu Papilloten nützlich waren.

Nach dieser Ausschweifung komme ich wieder auf unsern Seladon. Man kann glauben, daß ihm sein Sieg nicht schwer gemacht ward. Da er schon am ersten Abend es so weit gebracht hatte, so nahm sich seine Schöne nicht mehr Zeit, als es die Vorsicht und der Wohlstand erforderte, ihn auf eine verbindende Art der Neigung zu versichern, die sie gegen seine tugendhaften Vollkommenheiten oder, die Wahrheit zu reden, gegen seine artige Person, seinen wohlgewachsenen Körper, seinen gut=

gestalteten und flüchtigen Fuß, gegen seinen schmeichelhaften Mund und seine erobernden Blicke empfand. Sie gab ihm ihre Hand, und ward seine Frau.

Und seine Frau mußte sie bleiben, ungeachtet bei einem täglichen Umgang sich mit ihrem Reiz auch seine tugendhaften Vollkommenheiten verloren. Seine artige Person war nicht mehr für sie artig; sein Mund schmeichelte allen Schönen, nur ihr nicht; und seine erobernden Blicke hatten sich in mürrische Blicke eines mißvergnügten Ehemanns verwandelt. Womit beruhigt sich diese Unglückliche? Mit dem Schicksal, welches so grausam ist, daß es den Thoren nicht mit Gewalt verwehrt, Thoren zu sein, oder, andächtig zu reden, mit dem Himmel, in welchem ihre närrische Ehe soll geschlossen worden sein.

Es kann dieses genug sein, den Satz von den Ehen zu erläutern, welche aus Neigung geschlossen werden. Allemal ist es nicht nöthig, daß so vielerlei reizende Umstände zusammenkommen, welche zwei junge Personen zärtlich machen. Ein einziger ist oft hinreichend. Eine weiße runde Hand, welche zu rechter Zeit aus den Falten eines schwarzen Sammtmantels einen verrätherischen Ausfall that, hat einen jungen Menschen um seine Freiheit gebracht, der auf seinen flatterhaften Leichtsinn stolz war. Eine volle Brust, welche hinter dem leichten Palatin auf Eroberungen lauerte, hat meinen besten Freund unglücklich gemacht. Ein Paar schmachtende blaue Augen sind die ersten Dollmetscher einer Liebe gewesen, die sich nunmehr in die traurigste Ehe verwandelt hat. Meine selige Frau hatte ein Paar schwarze Augen, so schwarz,

als keine selige Frau in ganz Westphalen! Sie entzückten mich, und machten mir ihre ganze Person angenehm. Ich heirathete sie; ja wohl heirathete ich sie! Könnte sie wohl ein Paar so schwarze Augen haben, wenn sie nicht der Sitz einer tugendhaften, vernünftigen und zärtlichen Seele wären? so dachte ich bei mir selbst; aber länger als ein Jahr, dachte ich nicht so. Schwarz blieben ihre Augen immer, es ist wahr; aber Tugend, Vernunft, Zärtlichkeit . . . ja, meine Herren, es ist vorbei! Der Himmel, welcher diese Ehe schloß, hat sich meiner Noth erbarmt. Sie ist todt! O wären meine drei Freunde auch so glücklich, die unter dem tyrannischen Joch einer kleinen weißen Hand, einer vollen Brust, und ein Paar blauer schmachtender Augen, über die Strenge des Himmels noch jetzt seufzen müssen.

Alles, was ich hier gesagt habe, wird den Satz bestätigen, daß die meisten Ehen, die aus dem Anblicke einer oder mehrerer Schönheiten entstehen, nicht im Himmel, nein, vor dem Spiegel geschlossen werden.

Da ich mit meinem eignen Schaden erfahren habe, was das sagen wolle; so möchte ich, als ein wahrer Patriot, wohl wünschen, daß man sichere Mittel ausfindig machte, diesen gefährlichen Reizungen zu steuern.

Dadurch möchte man dergleichen, zärtlichen Uebereilungen wohl schwerlich vorbeugen, wenn man das Frauenzimmer auf morgenländische Art beständig im Zimmer oder unter Kappen gefangen hielte. Ja, es würde die Mannspersonen zu verliebten Einbrüchen und galanten Gewaltthätigkeiten ver=

führen. Die Verhüllung des Gesichts würde nichts helfen; sie würde uns nur neugieriger machen. Der Ellbogen, die Spitze von einem kleinen Fuße, würde unter den empfindenden Mannspersonen alsdann eben diese traurige Verwüstung anrichten, welche wir einem ganz aufgedeckten Gesicht Schuld geben.

Wäre es nicht rathsamer, man gewöhnte die Jugend beiderlei Geschlechts gleich in den ersten Jahren dazu, daß sie vertraut mit einander umgehen möchten? Geschieht das nicht schon mehr, als zu sehr? wird man sagen. Nein, so sehr noch lange nicht, als ich will, daß man es thun solle.

Bei dem Umgang junger Leute, den man bisher zugelassen hat, ist eine beständige Art des Zwanges, den man Wohlstand nennt. Es sind nur gewisse Jahrszeiten, gewisse feierliche Lustbarkeiten, gewisse Stunden des Tages, wo man der Jugend verstattet, mit einander umzugehen. Bei diesen abgemessenen Zusammenkünften bringen die Mädchen alle ihre Reize und Schönheiten in die Waffen, und werden gefährlich. Die jungen Mannspersonen richten ihre ganze Natur und Kleidung auf Eroberungen ein. Sobald die ersten Gepränge des Wohlstands vorbei sind, so seufzen sie ein wenig, werden ziemlich unverschämt, und siegen. Man weiß wohl, wie gefährlich eine Mannsperson ist, die bei einem wohlgebauten Körper die vornehme Kunst weiß, mit Anstand unverschämt zu sein. Es ist also diese Art des Umgangs meinen Absichten mehr hinderlich, als nutzbar.

Ich will, ich wünsche es wenigstens, daß man künftig jungen Personen beiderlei Geschlechts, ohne Unterschied der Stunden, ohne die geringste Ein=

schränkung, die Freiheit lasse, sich zu sprechen und zu besuchen. Hier muß keine argwöhnische Mutter, keine mürrische Tante in den Weg kommen. Dieser Zwang würde dem Besuch eine gewisse Annehmlichkeit geben, deren Folgen gefährlich wären. Wie viel werden manche Mädchen verlieren, wenn man sie überrascht, ehe sie Zeit gehabt haben, ihr Gesicht in Ordnung zu bringen! Nach der Einrichtung, wie junge Leute jetzt einander besuchen, ist es beinah nicht möglich, den wahren Charakter eines Frauenzimmers zu entdecken. Sie ist beständig auf ihrer Huth, um artig, um sittsam, um gefällig, um gelassen zu scheinen. Man überfalle sie einmal alsdann, wenn sie noch nicht Zeit gehabt hat, die zornigen Runzeln aus ihrem kleinen heuchlerischen Gesichte zu streichen, welche sich über den Eigensinn ihrer Mutter, über die Unvorsichtigkeit ihres Bedienten, über andere Kleinigkeiten zusammengezogen haben; alsdann überfalle man sie: so wird man in dem Gesichte seiner huldreichen Göttin die wüthende Miene seiner künftigen Frau sehen. Wie sehr kann das zu unserer Besserung dienen! Würden wir Gelegenheit haben, bei dieser Wahl vorsichtig zu werden, wenn wir nicht die Freiheit gehabt hätten, unsere Schöne unangemeldet zu besuchen?

Aber auf diese Art ist dergleichen uneingeschränkter Umgang den Mannspersonen allein vortheilhaft, und für das Frauenzimmer allein verrätherisch. Nichts weniger. Ein Mädchen, das die Freiheit hat, alle Tage Mannspersonen, alle Tage ihren Liebhaber um sich zu sehen, wird sich mit seinen thörichten Schmeicheleien, mit seinem abgeschmack=

ten Tändeln, mit seinen gedankenlosen Seufzern so bekannt machen, wie mit der Sonne, die alle Tage scheint. In Kurzem wird sie gleichgültig dabei werden. Bald wird sie bei allen diesen Possen, bei diesen verliebten Verzückungen und zärtlichen Sprüngen nichts sehen, nichts hören und gar nichts fühlen. Wie viel hat ein Mädchen schon alsdann gewonnen, wenn sie vor dergleichen Anfällen sicher ist! Die Art, mit welcher diese hirnlosen Buhler stündlich um sie herum faseln, wird ihr erst zur Last, und endlich ekelhaft. Sie wünscht sich einen vernünftigen Umgang. Sie wird immer Mannspersonen genug finden, welche vernünftig und doch im Umgange artig sind. Von diesen wird sie sich einen Mann wählen, und wird glücklich sein. Wäre sie es wohl geworden, wenn sie nicht die Erlaubniß gehabt hätte, die Gesellschaft nach ihrem Gefallen zu wählen? Würde sie so leicht Gelegenheit gehabt haben, ihren vernünftigen Mann kennen zu lernen, wenn nicht der tägliche und freie Umgang mit ihren abgeschmackten Liebhabern ihr vor den Thorheiten derselben einen Ekel gemacht hätte?

Ich dächte, das wäre genug bewiesen, wie vortheilhaft mein Vorschlag dem gemeinen Wesen sei; wie nöthig es sei, daß junge Leute durch einen täglichen und freien Umgang sich genau kennen lernen. Ich habe gezeigt, daß man auf diese Art die verstellten Fehler eines Mädchens und das Lächerliche eines Liebhabers am leichtesten entdecken kann. Wie viel unglückliche Ehen wird man dadurch vermeiden! Denn eben dadurch werden so viel Ehen unglücklich, daß der Mann und die Frau

erst nach ihrer Verbindung die Erlaubniß haben, sich täglich, zu allen Stunden, und ganz ohne Zwang zu sprechen. Nun lernen sie erst auf beiden Seiten ihre Fehler kennen, aber zu spät; sie geben sich keine Mühe, sie länger gegen einander zu verbergen, und fangen an, kaltsinnig gegen einander zu werden, und hassen sich endlich als Mann und Frau.

Aber kann nicht ein dergleichen uneingeschränkter Umgang zwischen jungen Personen beiderlei Geschlechts Vielen gefährlich sein? Das wäre allenfalls ein Einwurf wider meinen redlich gemeinten Vorschlag. Ich glaube, ich habe ihn schon oben im voraus beantwortet. Zum Ueberfluß will ich hier noch etwas sagen. Gesetzt, es entstünden aus einem solchen Umgang einige traurige Folgen; so würden diese doch gegen den allgemeinen Nutzen nichts heißen, welchen die ganze Welt daher zu erwarten hätte. Sind Einige durch ihre Unvorsichtigkeit unglücklich, so werden doch tausend glücklich, welche sich vorsichtiger dabei benehmen. Aber auch an diesen wenigen Unglücksfällen ist mein Projekt nicht Schuld; oder man würde aus eben diesem Grunde das Spatzierengehen, die Bälle, die Komödien, ja selbst die Zusammenkünfte in Kirchen verdammen müssen. Die billigsten, die unschuldigsten Handlungen werden denen eine Gelegenheit zum Unglück, welche Thoren sind.

Ich will noch einen Vorschlag thun; man sieht, wie sauer ich mir es werden lasse, mich um meine Landsleute verdient zu machen. Dieser Vorschlag entdeckt mein ganzes patriotisches Herz.

Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen Alles

dasjenige mit einem unruhigen und hitzigen Verlangen suchen, was ihnen verboten ist, und im Gegentheil die angenehmsten Pflichten mit Widerwillen erfüllen, zu denen sie ein ernsthafter Befehl ihrer Obern anweist. Kann eine Beschäftigung angenehmer sein, als diejenige ist, wenn wir unsere Nächsten glücklich machen? Warum wird uns dieses Vergnügen so sauer? Weil es eine Pflicht ist, weil wir es thun sollen? Die Andacht, die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes ist eine von den Handlungen, die einem vernünftigen und dankbaren Wesen so anständig sind. Wir lassen unser Leben dafür, sobald sie uns bei Strafe des Todes verboten wird; verlangen aber die Landesgesetze, daß wir solche mit Eifer thun sollen, so machen wir die Leichtsinnigkeit und den Ungehorsam zu einer Art der Galanterie. Nur der dumme Pöbel mag andächtig sein; für Vornehme, für Leute, die die Welt kennen, läßt es einfältig: denn durch den Befehl ist es ein Zwang geworden, andächtig zu sein. Soll ich noch ein Wort von der Ehe sagen? Warum sind die meisten Eheleute so kaltsinnig in ihrer Liebe? Weil ihnen der Priester befiehlt, zu lieben.

Diese alten Wahrheiten bringen mich auf den neuen Einfall, daß man jungen Leuten beiderlei Geschlechts durch geschärfte Landesgesetze ernstlich anbefehlen solle, von ihrem zwölften Jahre an, täglich, ohne Aufsicht ihrer Aeltern oder Verwandten, und ohne den geringsten Zwang mit einander umzugehen, und sich auf eine vertraute uneingeschränkte Art zu sprechen. Wer es von ihnen nicht thut, oder bei diesem Umgange zu vorsichtig ist,

der soll in eine namhafte Geldstrafe verfallen sein. Diese wird ihm künftig von seinem Erbe abgezogen, und an das Waisenhaus gezahlt. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser Zwang dem Frauenzimmer sowohl, als den Mannspersonen, Gelegenheit geben sollte, in ihrem Umgang nicht zu vertraut, sehr eingeschränkt und beständig vorsichtig zu sein; geschähe es auch nur um deßwillen, weil sie es nicht sein sollen. Den täglichen Umgang würden sie zwar nicht vermeiden können, weil sie sich der Ahndung der Gesetze so bloß stellten; aber dieser Umgang würde sehr behutsam, und also ohne gefährliche Folgen sein, weil die Gesetze diese Behutsamkeit zu bestrafen drohen. Man kann hieraus eine Folge ableiten, die alle Gesetzgeber sich wohl empfohlen sein lassen möchten. Sie müssen sich nicht sowohl angelegen sein lassen, ihre Unterthanen tugendhaft und vernünftig zu machen; es ist ganz unmöglich, dieses durch den Zwang der Gesetze zu bewirken; sie müssen vielmehr darauf sehen, wie sie sich die lasterhaften Reizungen und die Thorheiten ihrer Unterthanen so zu Nutze machen, daß sie wider ihren Willen diejenigen bürgerlichen Pflichten ausüben, welche Tugendhafte und Vernünftige ohne Gesetze thun. Wie wichtig diese Weisheit sei, das habe ich nunmehr durch mein Exempel und durch die Verordnung bewiesen, die ich in meiner neuen Republik der verliebten Jugend allgemein und geltend zu machen wünsche. Man befehle der flüchtigen Jugend mit Ernst, thöricht zu sein, so wird sie alle Kräfte daran setzen, vernünftig zu lieben; und man wird keine von den traurigen Folgen befürchten dürfen, welche aus

einem uneingeschränkten Umgang außer dem erwachsen könnten.

Da ich jetzt mein Herz wegen der übereilten Ehen ausgeschüttet habe, welche sich nur auf den flüchtigen Eindruck der Schönheit gründen; so ist meine Meinung gar nicht, zu behaupten, daß man nicht eben so thöricht wählen könne, wenn man ein häßliches Frauenzimmer heirathet. Die Schönheit macht nicht tugendhaft; aber die Häßlichkeit eben so wenig. Das ist vielleicht noch der einzige Unterschied, daß ich mit einem schönen Bilde ohne Seele wenigstens einige Minuten vergnügt leben kann, mit einem häßlichen Frauenzimmer aber nicht einen Augenblick.

Damit man finden möge, daß ich den Werth der Schönheit einsehe; daß ich sehr wünsche, es möge ihn ein Jedes mit Vernunft zu schätzen wissen, und daß ich nur damit nicht zufrieden bin, wenn man bloß die Schönheit, und sobald diese verschwunden ist, gar nichts mehr an der Person liebt; so will ich zwei Rezepte geben, welche eine solche Wahl dauerhaft machen können.

Will ein Liebhaber wissen, ob die Schönheit seines Mädchens dauerhaft sei, so sehe er auf das Gesicht ihrer Mutter. So ungefähr wird sein Mädchen in zwanzig Jahren auch aussehen. Wird er dieses Gesicht noch in zwanzig Jahren lieben können? Viele Schönheiten zwingen uns auch alsdann noch zur Hochachtung und Ehrfurcht, wenn sie uns gleich nicht mehr zur Zärtlichkeit bewegen können. Dieses Rezept ist für die Mannspersonen.

Für die Frauenzimmer will ich ein Mittel bekannt machen, das ihre Schönheit, und also einen

großen Theil ihres Werths, sehr dauerhaft und sie ihren Männern lange Zeit schätzbar erhalten soll. Sie müssen sich vor solchen unanständigen Heftigkeiten hüten, die ihnen alle Lineamente in Unordnung bringen, und ihnen wirklich ihre ganzen Gesichtszüge verzerren, wenn sie sich dergleichen heftigen Bewegungen zu oft überlassen. Ein hochmüthiges Frauenzimmer, welches ihre kleine Person allen andern vorzieht, läuft Gefahr, sehr geschwind ungestaltet zu werden. Sie bekommt einen steifen Nacken, verrückte Schultern, einen schweren bäurischen Gang, kurzen Athem, weil sie ihre Brust beständig hervorpreßt; ihre Unterlippe senkt sich, und sie kann die Zähne kaum bedecken; ihre Nase verliert die richtige Stellung und tritt in die Höhe; ihre Augen werden größer, als sie sein sollten, sie werden starr und schielend, weil sie nichts mit einer gebührenden Achtsamkeit, sondern Alles nur von der Seite mit halbgebrochnen Blicken ansieht. Die Sprache selbst leidet durch den Hochmuth; sie wird unangenehm, weil sich die Worte wider ihren Willen aus der hohlen Brust hervor drängen, und durch den für die Gesellschaft nur halb geöffneten Mund brechen müssen. Ein neidisches boshaftes Mädchen ist in eben der Gefahr, bald häßlich zu werden. Ihr Kopf senkt sich, und der Nacken wird niedergekrümmt. Die Runzeln des Alters setzen sich schon in ihren besten Jahren auf ihrer Stirne fest; sie sieht unter ein paar niederhangenden Augenbraunen wild hervor und schielt tückisch um sich herum; die Augen werden roth und die Wangen gelb; der Mund geifert; mit einem Worte, sie wird, was der Neid

ist, und mit zunehmenden Jahren wird sie noch häßlicher, als man den Neid malt. So verstellen auch andere ausschweifende Leidenschaften die Gesichtszüge unserer Frauenzimmer. Ich will mich nicht länger aufhalten, sie zu schildern. Ich überlasse die Beschäftigung der lebhaftesten Einbildungskraft meiner Leser; es wird ihnen eine angenehme Beschäftigung sein, wenn sie die traurigen Trümmer einer Verbuhlten, einer Spielerin, einer Geizigen, einer Heuchlerin malen.

Ich erinnere mich hier eines meiner Freunde, welcher sich in Utrecht aufhielt und selbst ein großer Maler war. Er malte das Bild seiner Frau alle fünf Jahre. Im ersten Jahre seiner Ehe malte er sie, und vielleicht etwas schmeichelhaft; denn im ersten Jahre schmeicheln die Männer ihren Weibern. Dem sei, wie ihm wolle; er malte sie so reizend, daß er noch in seinem siebzigsten Jahre verliebt ward, wenn er dieses Bild ansah. Fünf Jahre darauf malte er sie noch immer schön, aber nicht so reizend, wie vorher. Mit einem jeden der folgenden fünf Jahre verschwanden einige Reize, und also ward das dritte Bild nicht reizend, nicht schön, aber doch angenehm. Dieses Angenehme behauptete sich noch beim vierten Bilde. Seine Frau trat eben in das vierzigste Jahr, als er sie zum fünftenmale zeichnete, Sie schwor, sie sei gar nicht getroffen; denn sie fand das Muntere der Farbe nicht mehr, und warf dem Manne vor, er habe zu viel Schatten gemalt. Fünf Jahre darauf vermehrte dieser unparteiische Maler das Bild mit einigen Runzeln über den Augen. Die Frau seufzte, und hatte doch das Herz nicht, ih=

rem Mann und ihrem Spiegel zu widersprechen. Sie faßte sich endlich; denn sie war in der That vernünftig. Sie freute sich, daß das nächste Bild eine gesetzte und verehrungswürdige Miene zeigte. Nach fünf Jahren malte er sie wieder, und ihre Miene ward andächtig. Endlich malte er das letzte Bild, da sie ihrem sechzigsten Jahre sich näherte. Sie scherzte selbst über die viele Mühe, die ihm ihre Runzeln und grauen Haare machten. Sie wies das Bild Kennern, und man versicherte sie, der Maler habe ein Meisterstück von einem schönen alten Kopfe gezeichnet.

Ich erzähle diese Geschichte nicht umsonst. Wollte der Himmel, unsere Weiber ließen sich alle fünf Jahre malen! Wie lehrreich wäre diese Sammlung der Bilder für ihre Tochter! Eine Schöne von sechzehn Jahren würde vielleicht etwas weniger stolz sein, wenn sie die Bilder ihrer vierzigjährigen Mutter und ihrer sechzigjährigen Großmutter betrachtete, welche beide in ihrem sechzehnten Jahre vermuthlich auf ihre Schönheit eben so stolz waren. Vielleicht würde sie über diese großmütterlichen Runzeln manchmal ernsthafte Gedanken bekommen, welche einer jungen Schöne sehr erbaulich sein können. Und wir Mannspersonen, wie vernünftig würden wir wählen, wie vernünftig würden wir lieben, wenn wir durch eine Reihe von solchen Bildern auf die Vorstellung gebracht würden, ob wir unsere bezaubernde Phyllis noch in vierzig Jahren, mit Runzeln und grauen Haaren, werden lieben können! Was würde gewöhnlicher sein, als daß ein Liebhaber mitten unter den größten Schmeicheleien, die er seiner Braut machte, einen Blick in die Zukunft thäte! Er würde seine Göttin

»im zwanzigsten Jahre reizend,
im fünf und zwanzigsten schön,
im dreißigsten angenehm,
im fünf und dreißigsten noch immer angenehm,
im vierzigsten ohne muntre Farbe,
im fünf und vierzigsten mit einigen Runzeln an den Augen,
im fünfzigsten gesetzt und verehrungswürdig,
im fünf und fünfzigsten, mit einer andächtigen Miene,
und im sechzigsten Jahre, als einen schönen alten Kopf«

finden. Aber das setze ich voraus, daß seine Frau eben so tugendhaft, eben so vernünftig sei, als die Frau meines Freundes war; außerdem treffen diese Grade nicht ein. Das habe ich doch in der That vergessen, ob die Frau meines Freundes weiß oder braun war. Ich werde dieses dem Ausspruch meiner Leserinnen überlassen; denn mir ist es ganz unmöglich, mich darauf zu besinnen.

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesen Ehen aufgehalten, an denen die Schönheit mehr Antheil hat, als der Himmel. Aber vielleicht entschuldigen mich diejenigen, welche bei den Ehen unserer Mitbürger so aufmerksam sind, wie ich, und daher auch so, wie ich, bemerkt haben, daß eben diese Ehen diejenigen sind, die dem lieben Himmel die meiste Verantwortung machen. Wir wollen weiter gehen.

Die Ehen, die man aus Eigennutz schließt, werden dem Himmel auch sauer genug. Ich will mich aber wohl hüten, von diesen Ehen gar zu viel Böses zu reden; denn meine Freunde geben mir

Schuld, daß, wenn ich mich zum zweitenmale verheirathen sollte, so würde meine Ehe gewiß nicht im Himmel, sondern im Komtoir geschlossen werden. Ich kann mich bei diesem Vorwurfe beruhigen. Mir, als einem Wittwer, ist es zu Gute zu halten, wenn ich ein wenig mehr aufs Nützliche und Gründliche in der Ehe sehe. Da ich jung war, verführten mich die schwarzen Augen meiner Frau, und ich ward unglücklich genug; da ich so jung nicht mehr bin, so hätte ich wohl Lust, mir eine reiche Frau zu wählen, die Augen mögen aussehen, wie sie wollen. Bin ich auch wieder unglücklich bei einer reichen Frau, wie ich es bei einer schönen war; so weiß ich doch zum wenigsten, wo ich Trost suchen soll. Den fand ich bei meiner ersten Frau nicht, sobald ein Jahr vorbei war; denn ihr ganzes Einbringen bestand in zwei schwarzen Augen, bei denen der zärtlichste Ehemann mit der Zeit verhungern kann. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß wir Mannspersonen bis in unser zwanzigstes Jahr vor Liebe zappeln, bis ins fünf und zwanzigste dahlen, und bis ins dreißigste lieben; heirathet man aber im vierzigsten Jahre, so handelt man Herz um Geld, Zug für Zug. Gezappelt habe ich, auch gedahlt, und vielleicht einige Zeit geliebt. Nun wird man es mir in meinem vierzigsten Jahre nicht übel nehmen können, wenn ich ein wenig ernsthafter verfahre, und sehr genau überrechne, wie viel pro Cent ich mit einem Seufzer verdienen kann. Wer behaupten will, daß man bei den Ehen nicht aufs Geld sehen soll, den halte ich, mit seiner gütigen Erlaubniß, für einen verliebten Pedanten, und wenn

er darüber böse wird, so wünsche ich ihm zur Strafe meine Erfahrung. Da waren die Mädchen ohne Geld noch sehr nützlich, da sie weiter nichts brauchten, als einen Mann; jetzt aber, da sie so viele kostbare Kleinigkeiten verlangen, da der Mann nur ein Nebenwerk und die Pracht die vornehmste Absicht ihrer Liebe ist, jetzt ist so eine poetische Schäferliebe nicht Jedermanns Werk. Man wird mir diese Lästerung vergeben; es fällt mir alle Augenblicke ein, daß ich auch so arkadisch geliebt habe.

Nach dem Vermögen meiner Frau werde ich meine Liebe einrichten. Ich bin nicht Willens, ein Mädchen zu betrügen; ich will also die Taxe von meinem Herzen bekannt machen und der Welt sagen, wie theuer ich liebe:

2000 Thaler; ich werde nicht gleichgültig sein;
4000 Thaler, verdienen eine aufrichtige Gegenliebe;
6000 Thaler, eine zärtliche Gegenliebe;
10,000 Thaler, eine inbrünstige Gegenliebe;
15,000 Thaler, eine ewige Liebe;
20,000 Thaler; o Mademoiselle! dafür bete ich Sie an, und sterbe vor Liebe, aber erst nach Ihrem Tode.

Mich dünkt, ich bin noch ganz billig und darf den Vorwurf nicht befürchten, daß ich die Mädchen übertheure. Denn das wird doch nicht strafbar sein, daß ich ein wenig spröde und kostbar thue. Das ist immer die Sprache alter Junggesellen und Wittwer, wenn sie auch noch häßlicher aussehen, als ich; aber sie lassen mit sich handeln, die ehrlichen Leute, und ich will mich auch billig finden lassen. Kann man wohl mehr von mir verlangen?

Denjenigen, welche sich einfallen lassen zu glauben, daß meine Liebe zu eigennützig sei, denen will ich beweisen, daß ich nach der Vorschrift der Natur liebe. Und dieses zu beweisen, brauche ich nichts, als das Vorspiel des Landmanns, welcher unschuldig und natürlich liebt, da ihn weder die Eitelkeit des Hofes leichtsinnig, noch der Eigennutz der Städte niederträchtig macht.

Es wird ungefähr ein paar Monate her sein, als ich auf dem Landgut eines meiner Freunde das Vergnügen hatte zu hören, wie vorsichtig zwei Väter um ihre Kinder handelten. Hans, der Vater des erwachsenen Jungens, der freien sollte, ging zu seinem Nachbar, dem reichen Niklas, ans Fenster, und machte ihm seine Tochter feil. Grüß euch Gott, Niklas! sagte der zärtliche Vater; wißt ihr, was? Mein Bube soll das Gütchen annehmen, und ich suche ein feines Mensch für ihn, was gebt ihr eurer Tochter mit? Tausend Gulden, mehr nicht, antwortete ihm der Nachbar ganz gelassen. Hum! Nur tausend Gulden! das wäre ja gar nichts. Gebt ihr zweitausend Gulden, so lasse ich meinem Sohn das Gut heute noch im Amt verschreiben. Seht nur, Gevatter, sprach Niklas, das kann ich mein Seele nicht. Zweitausend Gulden ist zu viel. Mit einem Wort: zwölfhundert Gulden ist Alles, was ich thun kann, und da nicht einen Kreuzer mehr. Je, geht doch, versetzte Hans, ihr solltet euch schämen; so ein hübscher Nachbar im Dorfe! Niklas schüttelte seinen Kopf und blieb dabei, er könnte nicht mehr geben. Auch nicht fünfzehnhundert Gulden? fragte Hans ihn traurig. Nein, war die Antwort, mehr nicht,

als zwölfhundert Gulden. Nun so behüte euch Gott, Gevatter, so will ich weiter gehen. Sie schieden ziemlich gelassen von einander. Hans hatte kaum zwanzig Schritte gethan, als er mit einer rechnenden Miene stehen blieb, wieder umkehrte und an des Niklas Fenster mit seinem Stocke pochte. Gevatter Niklas, noch auf ein Wort! rief er. Wollt ihr auch nicht vierzehnhundert Gulden? Ich kann, straf mich Gott, nicht! dabei blieb Niklas. Hans kehrte sich trotzig um und sagte: Nun! so muß ich denken, daß es Gottes Wille nicht gewesen ist. Lebt wohl!

Wer hat diese Leute diese vorsichtige Art zu lieben gelehrt, wenn es die Natur nicht gewesen ist? Sollte ich wohl so rebellisch sein und mich der mütterlichen Stimme der Natur widersetzen? Wie vornehm dachte mein Hans, welcher wohl wußte, daß keine Ehe unter fünfzehnhundert Gulden im Himmel geschlossen werden könnte!

In diesem Augenblick fällt mir ein Aufsatz in die Hände, den ich machte, als ich noch verheirathet war. Es ist ein Trost für unglückliche Leute, wenn sie Andere finden, die eben so unglücklich sind. Ich war damals sehr aufmerksam, Leute kennen zu lernen, die sich bei der Heirath eben so sehr übereilt hatten, als ich. Ich fand sie, und Alle seufzten, wie ich, über den Himmel; Keiner von ihnen war Schuld an seiner unglücklichen Ehe. Der Himmel blieb es allein, in dem sie geschlossen waren.

Liste einiger thörichten Ehen, die auf Rechnung des Himmels geschlossen worden sind.

Balthasar Mennig, mein Nachbar, ein Würzkrämer und ehrlicher Mann, war dreimal Wittwer geworden, und mißbrauchte die Geduld des Himmels zum viertenmale, da er in seinem neun und fünfzigsten Jahre ein artiges Mädchen von siebzehn Jahren heirathete. Sie war eine Waise, ohne Vermögen; sie lebte sehr nothdürftig von der Barmherzigkeit ihrer Muhme, welche sie so sklavisch und eingezogen hielt, daß das gute Kind keine Kirche versäumte, um Leute zu sehen. Mein Alter hatte seinen Kirchenstuhl nur wenige Schritte von dem ihrigen; er freute sich, als ein guter Nebenchrist, über diese fromme andächtige Seele mit blonden Haaren, blauen Augen und einer blendenden Haut; er vergaß, seine Brille herunter zu nehmen, so lange sie vor ihm saß; ja er ward endlich so verliebt, daß er in einer elenden Predigt aushalten konnte, ohne zu schlafen. Er erfuhr ihre Wohnung, ihre Herkunft und ihre Armuth. Dieser letzte Umstand machte sein Christenthum rege; und weil er sich schämte, noch in seinem hohen Alter verliebt zu sein, so gab er sich Mühe, sich zu bereden, daß ihm Gott dieses Mädchen zugewiesen habe, um sie glücklich zu machen. Er hatte es so oft gehört und vielleicht selbst erfahren, daß eigennützige Ehen gemeiniglich mißvergnügt ausschlagen; nun wollte er einmal ganz uneigennützig und, nach seiner großmüthigen Sprache zu reden,

ein nackicht Mädchen heirathen. Er ließ der alten Muhme seine christlichen Absichten entdecken. Man freute sich und dankte Gott, der für arme Waisen so sichtbarlich sorgt. Das fromme Mädchen ward seine Frau. Wie geschäftig ist nicht der böse Feind! Kaum hatte sich die junge Frau vier Wochen lang ausgefüttert, prächtig gekleidet und ihre vorige Noth vergessen; so blies ihr der Teufel (denn wer sollte es sonst gewesen sein?) boshaft ein, daß zur Ehe noch etwas mehr, als Essen, Trinken, Kleider und ein frommer ruhiger Greis von sechzig Jahren gehöre. In ihrer Handlung war ein Ladendiener, welcher der Frau Würzkrämerin so zu schmeicheln wußte, daß sie sich und Pflicht vergaß, einen ziemlichen Theil des Vermögens mit ihm verschwendete, ihren Mann auf die empfindlichste Art verachtete, und so unvorsichtig buhlte, daß die ganze Stadt darüber lachte. Die Ehe war im Himmel und wenigstens in der Kirche geschlossen, das gestanden alle Leute; allein, wo kam der Hahnrei her? Das weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß seine Frau einige Monate drauf im Kindbette starb. Mein rechtschaffner Alter hat mir mit der zufriednen Munterkeit eines ruhigen Gewissens gestanden, daß er an diesem frühzeitigen Tode nicht Ursache sei.

Man weiß die Noth der armen Wittwen. Fast Jeder sucht sie zu bevortheilen, und Niemand nimmt sich ihrer an. Man wird wenig Exempel finden, daß eine Wittwe sich um deßwillen zum zweitenmale verheirathet, um zum zweitenmale einen Mann zu bekommen; o nein: um deßwillen gar nicht! Nur darum geschieht es, um eine Stütze in ihrer

Noth zu haben und sich einen Freund zu verbinden, der sich ihres Hauswesens annehme, der sie wider die Zunöthigungen ihrer Feinde schütze; mit einem Worte, der ihr Mann sei.

Diese Sittenlehren verstand meine alte Wirthin aus dem Grunde. Sie war seit zehn Jahren Wittwe und ihre Feinde gaben ihr Schuld, daß sie bei dem Absterben ihres Mannes wenigstens acht und vierzig Jahr alt gewesen sei. Sie keuchte und zitterte ziemlich mit dem Kopfe; aber ihr Arzt, ein junger artiger Doktor, war so galant, ihr zu beweisen, daß es von einem feurigen und wilden Blut herkomme. Sie brauchte eine Brille, es ist wahr; aber es geschah nur, ihre Augen desto schärfer zu erhalten. Mit einem Worte: es fehlte ihr zu ihrer Zufriedenheit weiter nichts, als ein Freund, der für sie sorgte, der sich ihrer annähme, und der ihr ziemlich ansehnliches Vermögen wider die eigennützigen Nachstellungen ihrer Feinde vertheidigte. Dieser Freund hätte können bei Jahren, und wenigstens in ihrem Alter sein; vielleicht wäre er alsdann vernünftiger und einsehender gewesen. Aber Vernunft und Einsicht war es doch nicht allein, was sie suchte. Bei einem alten Freunde hätte sie noch einmal können zur Wittwe werden; das wäre für sie was Schreckliches gewesen. Sie suchte sich also einen jungen dauerhaften Freund, bei dessen Umgang sie, wenigstens noch vierzig Jahre, ruhig und vergnügt zu leben hoffte. Gegen Niemand hatte sie so viel Verbindlichkeit, als gegen ihren jungen Arzt, der ihr feuriges und wildes Blut so wohl hatte kennen lernen. Sie

bot ihm also ihre Hand an, und mit dieser Hand den ganzen Segen ihres Kastens. Er griff zu, denn er war arm. Er verließ sich auf seine Kunst, und hoffte gewiß, sie binnen zwei Jahren zu begraben. Und doch betrog er sich; so selten er sonst die Erben seiner Kranken in dergleichen Fällen betrogen hatte. Seine Frau lebte noch zehn Jahre. Er gab ihr gute und böse Worte, sie sollte sterben, sie starb nicht; er verachtete sie, und aus Demuth blieb sie leben. Endlich wurden sie mit einander so genau bekannt, daß er sie prügelte: allein dieses machte sie desto munterer, denn sie glaubte, sie, als eine gute Christin, müsse sich standhaft in ihrem Leiden erhalten. Sie seufzte freilich über ihre unglückliche Ehe; aber sie erwartete Rettung und Hülfe vom Himmel, da sie ihre Ehe gewiß nicht ohne Gebet angefangen hatte. Mit einem Wort, die Frau war unglücklich, und der Mann in der größten Verzweiflung. Zehnjährige Geduld, Verachtung gegen sein eheliches Gerippe, tausenderlei Verdruß, sogar Schläge waren also nicht vermögend, ihr einen Ekel gegen diese vergängliche Welt zu machen. Sie lebte ihm zum Trotz, und alle seine Arzneien würden kaum im Stande gewesen sein, ihre hartnäckige Seele aus dem alten Neste zu jagen, wenn sich nicht der Himmel der Ehen seiner angenommen, und zugelassen hätte, daß das unbescheidene Weib ihren siebzigjährigen Hals brach, da sie eben im Begriff stand, ein Fläschchen Aquavit aus ihrer Schlafkammer zu holen.

Unser Herr Doktor Saft war also ein Wittwer. Nun hatte er Vermögen, und nun nahm er sich

vor, vernünftiger zu heirathen; denn das gestand er, daß er das erstemal unvernünftig gewählt hätte. Er glaubte, es fehle ihm weiter nichts, als ein höherer Titel und die Verbindung mit einer ansehnlichen Familie, welche sein Glück auf eine dauerhafte Art befestigen, und ihm das Recht geben könne, eine wichtige Miene zu machen. Er fand Beides; denn Titel sind immer feil, und immer gibt es ansehnliche Familien, mit noch ansehnlichern Schulden; Familien, die sich bei dem Vermögen ihrer Freunde wohl befinden. Herr Hofrath Saft suchte also die Tochter eines geheimen Raths zu erbeuten, welcher an einem kleinen Hofe vornehm genug war, den Ehrgeiz eines Schwiegersohns zu sättigen. Man überwindet sich endlich, ihm die Tochter zu geben, und es sind kaum zwei Jahre vorbei, als der arme Hofrath durch den Stolz seiner neuen Frau zu einer solchen Verzweiflung gebracht wird, daß er glaubt, seine erste Frau sei ihm noch viel zu früh gestorben. Die Reihe ist nunmehr an ihm, verachtet zu werden. Der größte Theil seines Vermögens ist durch einen übermäßigen Aufwand verschwendet worden. Seine Aeltern merken nunmehr, daß seine Reichthümer so unerschöpflich nicht sind, als er es ihnen anfänglich zu bereden gesucht hat. Sie fangen an, ihre Uebereilung zu bereuen, und werfen ihm vor, daß er sie um ihre Tochter betrogen habe. Ihre Tochter glaubt eben das, und sieht dem Augenblick mit Schrecken entgegen, wo sie die Frau eines Mannes ohne Familie, ohne Sitten, ohne Verstand, und was das Allerschlimmste ist, ohne Vermögen bleiben soll. Das einzige Mittel, sich

zu retten, ist der Tod ihres Mannes. Sie wünscht es, sie sagt es ihm, daß er sehr wohl thun werde, wenn er stürbe. Alle Kunstgriffe, die er angewendet hat, seiner ersten Frau das Leben verhaßt zu machen, werden jetzt verdoppelt, ihn auf eben diesen guten Einfall zu bringen. Fast wünscht er sich selbst diese Art der Erlösung. Er könnte sich, als Medikus, die Mühe erleichtern; aber die Pflicht eines Arztes ist, nur Andern in dergleichen Fällen zu dienen. Er lebt also, und erwartet den Tod sehnlich. Der Tod ist taub; denn man weiß schon, wie viel dem Tode daran liegt, daß ein unwissender Medikus leben bleibe. Was soll unser armer Hofrath thun? Was soll seine trostlose Frau thun? Nun fehlt weiter nichts, als daß sie noch die Schläge rächt, die er seiner ersten Frau gegeben. Unter der Hand will man erfahren haben, daß sie zu ein paar Ohrfeigen Anstalt gemacht hat. Noch lebt er, und mich verlangt sehr, den Ausgang dieser Ehe zu erfahren.

N. S. Sie leben noch beide, da ich dieses schreibe, und beide noch eben so mißvergnügt. Es geht nun ins achte Jahr, daß seine jetzige Frau das schreckliche Werkzeug ist, die Beleidigungen zu rächen, die er seiner alten Wittwe angethan hat.

Zebedäus Schlau hatte in einem gelehrten Buch gelesen, daß eine kluge Frau für ihren Mann eine sehr gefährliche Sache sein könnte. Er war also so fein, und wählte sich das dümmste Mädchen in der Stadt. Sie war schön und aus guter Familie. Er machte sich Hoffnung, sie ganz nach seinem Willen zu lenken, da sie so albern war, daß sie kaum einen Willen zu haben schien. Er

irrte sich sehr. Ungeachtet ihrer Einfalt, wußte sie doch, daß sie eine Frau war. Ihre Dummheit diente nur dazu, daß sie auf ihre weiblichen Rechte trotziger ward. Das Ansehen ihrer Familie nöthigte den Mann, vorsichtig zu sein; beleidigen durfte er sie nicht. Durch den Schutz ihrer Anverwandten bemächtigte sie sich nach und nach einer Herrschaft über ihn. Je dümmer seine Frau war, desto schimpflicher war ihm seine Sklaverei. Sie starb sehr jung; ein Unglück, das sonst nur kluge Kinder trifft. Ich sprach ihn einige Wochen nach ihrem Tode; er versicherte mich, daß er in seiner ganzen Ehe nur zwei vergnügte Augenblicke gehabt habe: In der Brautnacht, und bei ihrem Tode.

Valentin Pinsel, dessen Vater ein berüchtigter Quäker und die Mutter eine Betschwester gewesen war, hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die meisten Ehen um deßwillen unglücklich wären, weil bei der Wahl so viel Menschliches mit unterlaufe, wie er es nannte, oder nach unserer Art zu reden, weil man mit zu viel Vorsicht heirathe. Diese Vorsicht hielt er für Sünde. Er wollte also heirathen, ohne den Himmel zu versuchen. Diesem überließ er die Wahl. Es war an einem Sonntag sehr früh, als er sich mit vieler Andacht rüstete, der Person entgegen zu gehen, die ihm der Himmel zu seiner künftigen Braut zuführen würde. Diese sollte nach seinem Gelübde, das er gethan hatte, das erste unverheirathete Frauenzimmer sein, das ihm begegnen würde. Er blieb an der Kirchthür stehen, und erwartete sein Glück mit aufgesperrtem Maule. Das erste unverheirathete Frauen=

zimmer, das an die Kirchthür kam, war eine Person von etlichen und zwanzig Jahren, welche bisher so ausgeschweift hatte, daß sich auch die ungesittetsten Mannspersonen öffentlich ihrer schämten. Er wußte dieses, und eben darin fand er einen besondern Wink des Himmels. Noch an diesem Tage wurde die Verbindung richtig; und nun werden es beinah fünf Jahre sein, daß er der unglücklichste Ehemann und ein Spott der ganzen Stadt ist. Hätte er wohl eine Thorheit andächtiger anfangen können, als diese? und doch glaubt er noch jetzt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sei.

Meister Martin seliger, hat seine Frau aus keiner andern Ursache geheirathet, als weil sie Christine hieß. Und dieses liebe Christinchen hat ihn auf gut türkisch gepeinigt bis an sein seliges Ende, welches drei Tage darauf erfolgte, als sie ihm einen Tiegel an dem Kopfe zerschlagen hatte.

N. N. war ein Frauenzimmer von guter Erziehung, welche sie besonders ihrer Mutter zu danken hatte. Diese liebreiche Mutter starb, und überließ die Tochter der Fürsorge ihres Mannes, der weiter keinen Fehler hatte, als den, daß er niederträchtig geizig war. Dieser Fehler hinderte das Glück seiner Tochter; denn ihre Liebhaber hatten gemeiniglich auch den Fehler, daß sie keinen geizigen Schwiegervater leiden konnten. Ihre schönsten Jahre, die bei einem Mädchen der Liebe so heilig sind, verstrichen ungenossen. Sie war zu tugendhaft, sich zu vergeben; aber sie war gar zu sehr ein Frauenzimmer, als daß sie bei dieser Verzögerung ganz gleichgültig hätte sein können. Der

Geiz des Vaters verscheuchte ihre Anbeter. Sie ward traurig über die Einsamkeit, die sie um sich herum wahrnahm, und diese Traurigkeit vermehrte sich, wenn sie an die künftigen Folgen dieser Einsamkeit dachte. Endlich meldete sich ein junger Mensch, der sich vornahm, auf Konto zu lieben, und den Tod ihres Vaters zu erwarten. Er hatte kein Vermögen; das war für einen geizigen Vater Ursache genug, ihm die Tochter abzuschlagen. Diese Schwierigkeit machte ihn nunmehr im ganzen Ernste verliebt. Er versicherte seine Schöne, daß seine Liebe aufrichtig und vernünftig, und seine Absichten christlich wären. Bei einem Frauenzimmer von einer frommen und tugendhaften Erziehung ist diese ehrbare Sprache eben so gefährlich, als bei einem leichtsinnigen Frauenzimmer das Geschenk eines kostbaren und neumodischen Putzes. Ihre Standhaftigkeit fing an zu wanken. Ihres Vaters Haus ward ihr alle Tage unerträglicher, und eben um deßwillen fand sie ihren Freund alle Tage liebenswürdiger. Eine alte Muhme (denn die alten Muhmen sind immer die Ehestandsapostel), diese ihre alte Muhme mischte sich endlich in den Roman, und machte ihr begreiflich, daß eine Ehe zwischen einem jungen wohlgewachsenen Menschen und der Tochter eines reichen Vaters dem Himmel nicht anders als angenehm sein könne. Die vernünftigen Lehren ihrer verstorbenen Mutter erhielten das gute Kind noch einige Tage zweifelhaft. Endlich kam die gefährliche Stunde. Der verdoppelte Eigensinn eines ungerechten Vaters, die Schmeicheleien eines wohlgebildeten Freundes, den man liebt, die Befehle der Natur, die man in diesen Fällen

empfindet, und gern empfindet, und endlich die Predigt einer alten dienstfertigen Muhme: diese Umstände zusammen müssen wohl die Philosophie eines fühlenden Mädchens über den Haufen werfen. Sie ließ sich entführen, nachdem sie vorher den Himmel sehr andächtig um seinen Beistand angefleht, und ihm vorgehalten hatte, daß diese Ehe durch ihn geschlossen wäre. Um ihr Gewissen noch mehr zu beruhigen, räumte sie ihrem Liebhaber nicht die geringste Freiheit ein, bevor sie in dem nächsten Kloster auf die feierlichste Art getraut waren. Nun war sie Braut und Frau, und zugleich, unerachtet ihrer andächtigen Vorsicht, die unglücklichste Frau. Ihr harter Vater war beleidigt und unversöhnlich. Kaum verflossen acht Tage, als er sich seiner entflohenen Tochter zum Trotz wieder verheirathete, und sein ganzes Vermögen dieser Elenden entzog, welche die Feindschaft ihres Vaters nicht ertragen konnte. Sie lebte mit ihrem Mann nur wenige Jahre, traurig, elend und ohne Hülfe. Der Mangel und Kummer machten dieser übereilten Ehe ein betrübtes Ende. Ein Jeder, nur ihr Vater nicht, bedauerte sie; der alten Muhme aber war das ganz unbegreiflich, wie eine Ehe habe so unglücklich sein können, welche doch durch ihre Vermittelung im Himmel geschlossen worden sei.

Die Ehen, die man auf Schulen schließt, gehören, nach dem angenommenen Verstande unsers Sprüchworts, ganz unstreitig unter die Ehen, die im Himmel geschlossen werden; denn der Verstand hat selten einigen Antheil daran. Und dennoch glaube ich, daß sie sich nach der heutigen Art zu

lieben und zu heirathen, wohl entschuldigen lassen. Man weiß das deutsche Sprüchwort: Jung gefreit, hat Niemand gereut. Das Sprüchwort hat Recht. Die Jugend ist zu ausschweifend, zu schwer zu bändigen; man lasse sie heirathen! Ein Jahr im Ehestande leben, macht weit zahmer, als zehn moralische Folianten lesen. Kann es wohl jemals einen jungen Menschen gereuen, daß er bei Zeiten vernünftig geworden ist? Die meisten jungen Leute, wenigstens diejenigen, die aus vornehmen Häusern sind, wachsen nur um deßwillen groß, damit sie eine Frau nehmen können; so gebe man ihnen doch eine Frau, sobald sie groß genug sind, Vater zu werden. Mit einem Wort: man thut Unrecht, wenn man wider dergleichen Universitätsromane zu altväterisch eifert. Es ist wahr, solche verehlichte Kinder werden selten, vielleicht niemals eine glückliche und vergnügte Ehe haben; aber heirathet man denn heut zu Tage nur um deßwillen, daß man glücklich und vergnügt leben will? Ich wundere mich sehr, daß man noch jetzt solche Einwürfe machen kann, die sich kaum bei unsern einfältigen Voreltern entschuldigen ließen.

Alles dieses führe ich auf Verlangen eines meiner Freunde an, welcher erst sechs und dreißig Jahre alt, und schon Großvater, und dem ohnerachtet noch bis auf diese Stunde unmündig ist. Ich will seinen kurzen Lebenslauf hier mit den Worten einrücken, wie er mir ihn selbst aufgesetzt hat:

»Ich war sechzehn Jahre alt, als mich mein Vater nach Duisburg auf die Universität schickte. So lange ich bei ihm im Hause war, hielt er mich

streng. Es geschah dieß wider den Willen meiner Mutter. Ich war ihr einziger Erbe; sie liebte mich also sehr zärtlich. Wenn ich fromm und fleißig sein würde, so sollte ich auch eine hübsche Frau kriegen; dieses war ihr täglicher Segen, welcher von meinem vierzehnten Jahre an so stark in meine Seele wirkte, daß ich immer glaubte, fromm und fleißig genug zu sein, und immer mit Ungeduld auf eine hübsche Frau wartete. Die Ernsthaftigkeit meines Vaters ward mir unerträglich. Ich gewann meine Mutter, welche auf meine Vorstellung glaubte, ich sei gelehrt genug, auf die Universität zu ziehen; und was sie glaubte, fand mein Vater immer billig, so streng er sonst war. Ich kam also nach Duisburg, unter den zärtlichen Wünschen meiner Mutter, daß ich recht fromm und fleißig sein möchte, damit sie mir bald eine hübsche Frau geben könnte. Dieser mütterliche Segen ward mir verdächtig, weil ich drei Jahre vergeblich darauf gewartet hatte; ich nahm mir also vor, mich selbst zu segnen. Hierzu fand ich gar bald Gelegenheit, da man aus meinem Aufwand vermuthete, mein Vater sei sehr reich, und da mein Körper liebenswürdig genug gebaut war. Die Tochter eines Kaufmanns gefiel mir; ich machte mit ihr Bekanntschaft, und war vielleicht noch nicht verliebt; aber binnen kurzer Zeit ward ich es im ganzen Ernste, da das Mädchen sehr ehrbar und züchtigt that, und mich beständig vor der Eifersucht und strenger Wachsamkeit ihrer Eltern warnte, welche unerbittlich grausam gegen sie sein würden, sobald sie den geringsten Argwohn von unserer Vertraulichkeit fassen sollten. Ich war jung

genug, alles dieses zu glauben; und da ich noch schlauer sein wollte, als die scharfsichtigen Eltern meiner Schönen, so versprach ich ihr insgeheim die Ehe, heirathete sie eben so geheim, und genoß das so lange erwartete Vergnügen, welches nach dem Ausspruch meiner Mutter eine Belohnung für ihren fleißigen und frommen Sohn bleiben sollte. Mit einem Wort, im sechzehnten Jahre meines Alters, und noch im ersten Jahre meines akademischen Lebens, war ich verliebt, verheirathet und Vater. Es war also nicht mehr Zeit, das zu verbergen, was wir gethan hatten. Die Eltern meiner Frau gaben uns einen liebreichen Verweis, anstatt daß ich die heftigsten Begegnungen von ihnen erwartete. Diese Nachsicht würde mir unbegreiflich gewesen sein, wenn ich nicht zu gleicher Zeit gemerkt hätte, daß diese wachsamen und unerbittlich grausamen Eltern vom Anfang an die Vertrauten meiner Frau in ihrer Liebe gewesen wären. Sie nannten es nunmehr einen Jugendfehler, und dankten dem Himmel, der für ihr Kind so väterlich gesorgt hätte. Meine Eltern hingegen waren ganz untröstlich. Ich gab mir Mühe, meinem Vater begreiflich zu machen, wie vortheilhaft es für mich sei, die Tochter eines reichen Kaufmanns auf eine so feine Art erhascht zu haben; denn das Geld war bei meinem Vater ein Umstand, der viel Thorheiten entschuldigte. Allein meine Vorstellungen fanden kein Gehör. Er wußte bereits mehr als ich; er wußte die schlechten Umstände meiner neuen Familie, welches sich in ein paar Monaten noch besser äußerte, da mein Schwiegervater einen so ungeschickten und unverantwortlichen Bankrott machte,

daß er nicht allein den geringsten Vortheil davon nicht hatte, sondern sogar in die äußerste Armuth gerieth; einen Bankrott wider alle Regeln der Handlung! Nun war ich und das Geld meines Vaters der einzige Trost dieser Unglückseligen; aber ich blieb es nicht lange. Mein Vater starb; der Hof bemächtigte sich seines Vermögens, welches nicht einmal zureichend war, dasjenige zu ersetzen, was man forderte. Sie können glauben, wie sehr mich dieses alles beunruhigte. Ein junger unerfahrener Mensch von siebzehn Jahren, welcher nicht Zeit gehabt hat, das Geringste zu lernen, womit er sein Brod verdienen könnte; dieser soll für den Unterhalt so vieler Personen sorgen, und kann sich selbst nicht ernähren! Nunmehr ließ mich es meine Frau empfinden, was für ein schreckliches Verbrechen es sei, kein Geld zu haben. Meine Schwiegereltern hielten mich für den größten Bösewicht; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich ihr armes unschuldiges Kind verführt hätte. Mit einem Wort, ich habe seit achtzehn Jahren unter der strengen Vormundschaft meiner Frau ein trauriges Leben geführt. Gleichwohl hat sie mich immer nothdürftig ernährt; das kann ich ihr nachrühmen. Ich würde kaum begreifen können, wo dieser Segen herkäme; aber der Herr Kammerrath und der Herr Oberamtmann sind ein Paar liebenswürdige Männer, und meine Frau sieht in der That noch reinlich genug aus, christliche und mildthätige Seelen zu erwecken. Diese rechtschaffenen Patrone haben auch für meine älteste Tochter väterlich gesorgt, und ihr in ihrem sechzehnten Jahre einen Mann gegeben, der beim Herrn Kammerrath Verwalter

ist, einen feinen frommen gelassenen Mann, wie ich bin, nur noch einmal so alt, als ich. Sie leben recht gut mit einander; denn meine Tochter ist das wahre Ebenbild von ihrer Mutter. Sie hat mich auch schon zu einem vergnügten Großvater gemacht, und ihrem guten Manne ein Töchterchen geschenkt, welches dem Vater bis auf die grauen Haare so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich habe das aus des Herrn Kammerraths eigenem Munde; denn mir kam es nicht so vor. Sehen Sie, mein Herr, so lebe ich jetzt! Der Himmel, der für eine Frau und für Kinder gesorgt hat, wird auch für Brod sorgen. Er erhalte nur meiner Frau ihre Gesichtsbildung, und dem Herrn Oberamtmann sein christliches Herz! Ich will mir Alles gefallen lassen! Das ist mein Lebenslauf, wie Sie ihn verlangt haben. Leben Sie wohl!

N. N. ist ein unglückliches Opfer von dem Eigennutz ihres Vaters geworden. Sie besaß alle Tugenden eines Weibes, und fast keinen einzigen von den Fehlern derselben. Sie war so schön gebildet, daß selbst Frauenzimmer nichts an ihrer Schönheit zu tadeln fanden, und doch war sie dabei so tugendhaft, daß auch die ungezogensten Mannspersonen Ehrfurcht für sie hegten, und in ihrer Gegenwart sich vernünftig aufführten. Mit einem Wort: Sie war das, was Alle ihres Geschlechts sein wollen, und nicht Alle sind. Sie war also eines vernünftigen Vaters und eines bessern Glücks würdig. Ihr ungerechter Vater hatte die Vormundschaft über einen jungen Menschen gehabt, und diese so eigennützig verwaltet, daß er mit Zit-

tern an die Zeit dachte, in welcher ihn die Obrigkeit nöthigen würde, Rechnung abzulegen. Dieser Mündel besaß, außer einer ansehnlichen Herkunft und einem großen Vermögen, nicht die geringsten Eigenschaften, die ihm einiges Vorrecht vor dem Pöbel gegeben hätten. Ein Körper, der nach allen Regeln der Häßlichkeit gebaut war, würde sich haben entschuldigen lassen, wenn seine Seele nicht noch häßlicher gewesen wäre. Von seinen ersten Jahren an hatte man ihm alle Ausschweifungen verstattet. Nach dem Tode der Eltern fiel er in die Hände des Vormundes, dem sehr viel daran lag, daß er nicht vernünftiger werden sollte. Er gab ihm, so viel er zu seinen Ausschweifungen brauchte, um ihn desto sicherer plündern zu können. Die Jahre kamen endlich, da er auf Reisen gehen sollte; denn zur Schande unsers Vaterlandes kriegen Ausländer mehr Narren, als vernünftige Deutsche, zu sehen. Das Ceremoniel erforderte, ihm einen Hofmeister mitzugeben; unser Vormund wählte ihn selbst: man kann also wohl glauben, daß der Hofmeister nicht vernünftiger war, als sein Untergebener, der nunmehr in die Welt geschickt ward, ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Redlichkeit. Nur sein Körper war noch gesund, und gegen die Religion beobachtete er noch den äußerlichen Wohlstand. Nach einigen Jahren kam er zurück, noch unwissender, noch weit ungesitteter, eben so unredlich, als er fortgereist war. Nunmehr war das sein größter Witz, wenn er öffentlich der Religion spotten konnte; und sobald diese Spöttereien erschöpft waren, so erzählte er der Gesellschaft alle Krankheiten, die er in Paris ausgestanden hatte,

und erzählte aus Ehrgeiz vielleicht noch mehr, als geschehen war.

Er hatte die Jahre erreicht, sein Geld ohne Vormund zu verschwenden. Was sollte dieser nunmehr thun? Seine Tochter sollte unglücklich werden, damit er, als Vater, ehrlich bleiben könnte. Sie gefiel diesem jungen Bösewicht. Anfänglich hatte er die Absicht gar nicht, sie zu heirathen; er wollte sie nur als ein Kavalier, der zu leben weiß, unglücklich machen. Ihre Tugend demüthigte ihn zeitig genug. Er empfand Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie; eine Empfindung, die ihm ganz neu war; er wollte sie also heirathen. Er entdeckte es ihrem Vater, welcher diesen Vorschlag mit Freuden annahm, und seine Tochter auf die grausamste Art zwang, ihm die Hand zu geben. Nun waren die Vormundschaftsrechnungen richtig, seine unschuldige Tochter aber ganz verloren. Sie lebte nur wenige Jahre mit diesem Unmenschen, der alle Tage verabscheuungswürdiger, und durch seine pöbelhaften Ausschweifungen so ungesund ward, daß er diese Elende in eine Krankheit stürzte, die ihrer Noth ein betrübtes Ende machte. Der Mann freute sich über das Ende seines Ehestandes; der grausame Vater tröstete sich über den Tod seiner Tochter, und war noch unverschämt genug, zu glauben, der Himmel habe diese Ehe gestiftet, um seiner Tochter einen reichen Mann zu geben, und ihn, als Vormund, vom Galgen zu retten.

William van Baaken aus Saardam, dachte wie ein alter Holländer, und faselte, wie ein junger Franzos. Er fand in Spaa Klarimenen, ein Frauenzimmer, welches die große Welt kannte, welches

die große Welt ziemlich genossen hatte, und sehr unzufrieden war, wenn man den Selbstmord der Lukretia entschuldigte. Van Baaken sprach sie zum erstenmale auf einem Balle in einer ansehnlichen Gesellschaft. Ihre Mienen waren eben nicht abergläubisch, und dieses machte ihm Muth, ihr einige galante Unflätereien öffentlich vorzusagen. Vielleicht hätte Klarimene diese lieber in ihrem Zimmer gehört, als auf dem Balle; doch weil des van Baakens Person eben nicht so gebaut war, daß man aus Liebe zu ihm eine Grobheit übersah; so glaubte sie, ihrem guten Namen so viel schuldig zu sein, daß sie ihren Unwillen darüber äußerte. Er hatte auf Reisen weiter nichts gelernt, als unverschämt zu sein; er wiederholte also mit lauter Stimme seinen Bootswitz, und bekam dafür von Klarimenen ein Paar derbe frießländische Ohrfeigen. Van Baaken ward bestürzt. Er sah es ein, daß er Unrecht gehabt hatte; und weil sein Herz nicht sowohl boshaft, als dummkühn war, so machte ihn dieser Zufall ernsthafter, als er seit seiner Rückkunft von Paris gewesen war. Er hielt diese Ohrfeigen für einen göttlichen Wink, Klarimenen zu heirathen; denn er schloß von ihrer geäußerten Empfindlichkeit auf ihre Keuschheit, von ihrer Keuschheit auf alle übrige weibliche Tugenden, und von diesen auf das seltene Glück, das er in einer Ehe mit ihr zu genießen haben würde. Er war sehr eifersüchtig; und bei Klarimenen hoffte er, nicht Ursache zu haben, eifersüchtig zu sein. War etwas natürlicher, als seine Hoffnung, Klarimene, welche als Jungfer eine zärtliche Unflätterei mit ein Paar so männlichen Ohrfeigen bestrafte, werde, sobald

sie seine Frau sei, diejenigen mit Füßen treten, die die Verwegenheit hätten, ihre eheliche Treue wankend zu machen? So schloß der unerfahrene Mensch! Der Vorwand, ihr die Beleidigung abzubitten, schaffte ihm eine nähere Bekanntschaft. Er versicherte sie seiner Hochachtung, seiner Liebe, seiner guten Absichten; und Klarimene, welche sich schon längst einen so reichen und so dummen Mann gewünscht hatte, ließ sich nach einigen unumgänglichen Weigerungen so weit bringen, daß sie ihm die Hand gab. Er heirathete sie, ehe er von Spaa ging. Er führte sie in seine Vaterstadt, und rühmte sich seiner erhaltenen Ohrfeigen mehr, als mancher junger Officier seiner Wunden, die er, Gott weiß, wo? bekommen hat. Die ganze Gegend ward begierig, diese wilde Spröde kennen zu lernen. Es gab junge muthige Liebhaber, welche diese Sprödigkeit verwegen machte; und wider Vermuthen fanden sie diese Amazone so zahm, wie ein Lamm. Sie war Frau, und hielt also weiter nicht für nöthig, der Welt schrecklich zu sein, da ihr Glück nun gemacht war. Mit einem Wort: Ehe noch ein halbes Jahr verging, wußte das ganze Land, daß sie ihrem Manne untreu war. Ihr Mann wußte es selbst, und war ganz trostlos. Er hätte sich die wahrsagenden Ohrfeigen gern noch einmal vom Himmel ausgebeten, wenn dieses ein Mittel gewesen wäre, von seiner Frau wieder loszukommen; denn nun merkte er beinah, daß er diesen Wink des Himmels falsch verstanden hatte. Er faßte also einen andern Entschluß. Er floh im ersten Jahre seines Ehestandes von seiner ungetreuen Tyrannin, und ging nach Surinam, wo er sich

viele Jahre lang aufhielt, bis er erfuhr, daß sie gestorben war, und ihm, ungeachtet seiner Abwesenheit, eine zahlreiche Familie verlassen hatte.

Gedanken sind zollfrei; und damit bin ich sehr unzufrieden.

In den neblichen Stunden, wo mein Geist mürrisch ist, wo er nichts denkt, wo er so unwirksam ist, wie der Geist eines trunkenen Finanzenpachters; in diesen traurigen Stunden beurtheile ich die Fehler des Staats, und mache Projekte.

Da ich dieses erinnere, so sollte ich wohl den gemeinen Vorwurf befürchten, daß das Projektmachen meistentheils die Beschäftigung solcher Köpfe sei, welche zu ungeschickt sind, etwas Wichtigeres zu thun, und welche weder den Willen, noch das Vermögen besitzen, ihre Mitbürger glücklich zu machen; dagegen aber, unter dem scheinbaren Vorwand, die allgemeinen Einkünfte zu verdoppeln, hungrig und boshaft genug sind, sich mit dem Schaden der Armuth zu bereichern, und ihr ungewisses Glück auf das augenscheinliche Elend tausend entkräfteter Familien zu bauen. Allein, ich kann vor dergleichen Vorwürfen ruhig sein, da ich niemals die Absicht habe, den geringsten Vortheil von meinen Projekten zu ziehen, da ich nicht Willens bin, die öffentlichen Einkünfte zu vermehren, sondern nur Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Kosten aufgebracht werden können, welche nöthig sind, für die Bequemlichkeit derjenigen unter meinen Mit=

bürgern auf eine dauerhafte Art zu sorgen, für welche bisher am wenigsten gesorgt worden ist.

Außer dem guten Zeugnisse, welches mir mein eigenes Gewissen von der Billigkeit meiner Absichten gibt, rechtfertigt mich noch ein anderer Umstand, der in der spanischen Geschichte bekannt genug ist. Mein Ureltervater, Sancho Pansa, war einige Zeit Regent der großen Insel Barataria, und machte sich in etlichen Tagen durch seine Gerechtigkeit und tiefe Einsicht in die Kunst, zu regieren, um sein Land weit verdienter, als viele Prinzen, welche von ihren Unterthanen und Nachbarn dreißig Jahre lang gefürchtet und ewig verabscheut werden. Von dieser Zeit an haben wir Nachkommen des glorwürdigsten Sancho einen innerlichen Trieb zu regieren; und weil bereits alle Throne und Regierungen besetzt sind, so behalten wir doch, ungeachtet des traurigen Verfalls unserer Familie, beständig, auch als Privatpersonen noch, den Trieb, die Fehler der Regenten zu beurtheilen, dem Elende, das ein Land dadurch empfindet, abzuhelfen und allerunterthänigste Projekte zu machen, da wir nicht im Stande sind, allergnädigste Befehle zu geben.

Ich, als der einzige männliche Erbe des unsterblichen Sancho, besitze diesen Familienschatz von einigen hundert Projekten, welche meine Vorfahren und ich aufgezeichnet haben. Sie betreffen sowohl wichtige, als geringere Sachen; denn wir haben nicht allein für die nöthige Bevölkerung des Königreichs Spanien, sondern auch für eine bequemere Art, westphälische Schinken zu räuchern, in unserm patriotischen Eifer gesorgt. Ich werde mich sehr billig finden lassen, wenn ich den europäischen Staa-

ten, oder auch Einem ehrenfesten Rathe des Städtleins J . . ., wo ich mich jetzt aufhalte, mit meinen gesammelten Projekten dienen kann. Ich hoffe, das großmüthige Anerbieten wird angenommen werden, da nicht der geringste Eigennutz dabei vorwaltet, sondern da ich solches in der Absicht thue, der Welt zu dienen und mich mit einigen Schritten derjenigen Unsterblichkeit zu nähern, welche mein erlauchter Vater Sancho, mit seinem getreuen Esel und vielen großen Projektmachern des jetzigen Jahrhunderts, rühmlichst erlangt hat.

Ich verlange nicht, daß man mir auf mein Wort glaube; ich will eine Probe von meinem Versprechen geben. Diese Probe biete ich hiemit vorzüglich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation an, da ich in Deutschland, die meiste Zeit über, meinen Unterhalt gefunden habe, und um deßwillen gegen dieses nahrhafte Land erkenntlicher sein will, als ein großer Theil seiner Nachbarn, welche sich viele Jahre von dem deutschen Brode mästen und dennoch immer, bei einer stolzen Eigenliebe, undankbar sind.

Mein Projekt soll alle die unentbehrlichsten Eigenschaften haben, die den meisten Projekten fehlen. Es soll, ohne Ansehen der Person, eine durchgängige Gleichheit beobachtet werden; der Arme und der gemeine Mann soll entweder gar frei gelassen, oder doch am meisten geschont, der Vornehme aber, nach Beschaffenheit seiner Umstände und Absichten, am meisten zur Mitleidenheit gezogen werden; die inländischen Manufakturen sollen dadurch auf keinerlei Art niedergedrückt und eben so wenig der freie Handel mit den Ausländern gehemmt wer=

den; die Einkünfte von diesem Projekt sollen nicht durch die eigennützigen Hände einiger Privatpersonen dem gemeinen Besten entrissen, sondern vor den Augen des ganzen Landes so vertheilt und angewendet werden, daß es gewissen preßhaften Personen vorzüglich zu Nutzen gereicht, und dieser Nutzen sich hernach wieder durch das ganze Land zertheilt. Ich will es so einrichten, daß alle diese Einkünfte nur durch wenige Bediente verwaltet werden können und also dem gemeinen Wesen wenig dadurch entzogen wird. Ich schmeichle mir, daß man bei meinem Projekt nicht nöthig haben wird, die geringsten Zwangsmittel anzuwenden. Es ist für alle Stände so vortheilhaft, daß sich gewiß ein jeder von selbst beeifern wird, seinen Beitrag zu entrichten und des Vortheils öffentlich zu genießen, den er durch seine Beisteuer erlangt. Sogar Ausländer werden sich dazu drängen und zur Bereicherung unsers Landes die Schätze aus ganz Europa zu uns schleppen, um die Erlaubniß zu erhalten, daß sie an den glücklichen Folgen dieses Projekts Antheil nehmen dürfen. Ja, ich will noch mehr thun: ich will nicht allein keinen Genuß von der Erfindung dieses Projekts haben, sondern auch, als ein billiger Kontribuent, meinen Antheil selbst dazu erlegen. So großmüthig werden wohl wenig Projektmacher sein!

Da ich auf diese Art die beträchtlichen Vorzüge meines Projekts so deutlich gezeigt habe; so will ich auch nunmehr mit Wenigem meine Gedanken sagen, für wen ich eigentlich die Einkünfte von diesem gerühmten Projekt bestimmt habe.

Nach der mir angeborenen politischen Einsicht

halte ich es für einen großen Fehler, daß man zwar diejenigen in Zucht- und Spinnhäusern ernährt, welche durch ihre üble Aufführung in der Republik Unruhen anfangen; gleichwohl für die Ernährung derjenigen niemals sorgt, welche unter dem scheinbarsten Vorwande und den prächtigsten Titeln, in dem gemeinen Wesen erstaunende Unordnung anrichten; und dieses blos aus Mangel der Nahrung. Man gebe ihnen Brod, so werden sie aufhören, dem Lande schädlich zu sein; denn nur aus Hunger schaden sie.

Dieses deutlicher zu machen, will ich hier Einige von denjenigen nennen, für welche ich die Einkünfte meines Projekts eben deßwegen bestimmt habe, weil die Obrigkeit zu großen Schaden des Landes für ihren Unterhalt gar nicht sorgt, und sie eben dadurch in die verzweifelte Nothwendigkeit setzt, das zu sein, was sie sind, und welches sie gewiß nicht sein würden, wenn sie nur einigermaßen Mittel wüßten, sich auf andere Art zu nähren. Die wenigen Beweise, die ich hier anführe, werden von dem großen Umfange meines Geistes und meiner großen Einsicht in die Kunst, zu regieren, zeugen.

Unmittelbar nach den Raupen und Heuschrecken kommen die Rabulisten; ein gefräßiges Ungeziefer! Man kennt sie; ich habe also nicht nöthig, sie zu beschreiben. Man weiß die allgemeine Verwüstung, die sie in einem Lande anrichten, und doch duldet man sie und gibt ihnen Ehrentitel. Man scheut sie und sucht doch ihre Freundschaft. Und erwacht auch einmal die Gerechtigkeit wider sie und gibt neue Gesetze zu ihrer Vertilgung; wer sollte darüber halten? Vielleicht die Richter? Viele Richter

würden untröstbar sein, wenn alle Advokaten gewissenhaft wären. Dazu habe ich zu viel Menschenliebe, daß ich glauben sollte, die Bosheit eines Rabulisten sei eine Handlung, deren ein Mensch freiwillig und ohne von der äußersten Noth gedrungen, fähig sein könne: zur Ehre meiner Mitmenschen glaube ich das nicht. Die größte Verzweiflung muß es sein, die ein vernünftiges Geschöpf zu einer so abscheulichen Nahrung treibt. Nicht im Willen, nicht im Herzen; nein, in einem hungrigen Magen, nur in diesem allein, ist die ganze Quelle der Rabulisterei zu suchen. Der Hunger ist es, der Poeten, der Patrioten, der Schriftsteller, der Goldmacher, der Rabulisten schafft. Ich will diesem Uebel steuern. Von den Einkünften meines Projekts soll kein Theil angewendet werden, die Rabulisten zu füttern; dadurch werde ich sie nicht allein von ihrer schändlichen Räuberei abziehen, sondern ich werde auch dem gemeinen Wesen an ihnen solche Mitglieder schaffen, die ihm die wichtigsten Dienste leisten können. Es ist hier der Ort nicht, weiter davon zu reden; im Vorbeigehen will ich nur so viel gedenken, daß ein dergleichen ausgefütterter Rabulist sehr geschickt ist, in der Gerichtsstube Fiskal zu werden. Er kennt die Schwäche der Richter und die Bosheit der Advokaten. Er wird alsdann alle Parteilichkeit und Rabulisterei am besten entdecken können, so, wie diejenigen die besten Zollbedienten sind, die den Zoll am meisten betrogen haben, ehe sie bankrott wurden. Dieses Kapitel aus der Finanz verdient eine besondere Abhandlung, die ich mir vorbehalte.

Für die Freigeister will ich auch sorgen. Sie

werden die Einkünfte meines Projekts ziemlich erschöpfen: denn sie vermehren sich täglich. Aber desto nöthiger ist es auch, daß man ihnen Brod gibt, damit sie Christen werden: denn nur am Brode fehlt es ihnen und nicht an der innerlichen Empfindung. Unter tausend Freigeistern ist vielleicht nur einer, der mit Ueberzeugung nichts von Gott und der Religion glaubt, und dieser Eine wird gewiß am wenigsten schaden, weil er zu vernünftig ist, seinen Unglauben merken zu lassen, und weil er sich bei seiner Vernunft schämen muß, in der Gesellschaft einer so abgeschmackten Bande Gaukler zu sein, welche zu dumm sind, von der Religion nichts zu glauben. Denn von der Religion im Ernste nichts zu glauben, das ist weit schwerer, als ein guter Christ zu sein. Also sorge ich bei meinem Projekt bloß für diese starken Geister, die wider ihre Ueberzeugung, nur aus Hunger, Lügen predigen, wie etwa die Zigeuner nur aus Hunger wahrsagen. Ich schreibe gar nichts aus mütterlichen Vorurtheilen, was ich hier schreibe; ich berufe mich auf die Erfahrung und bitte mir von meinen Lesern nur eine kleine Aufmerksamkeit auf dergleichen Geschöpfe aus, welche so verwegen sind, sich Atheisten zu nennen. Bei allen (ich sage nicht zu viel, wenn ich dieses sage), bei allen werden sie finden, daß ihr Leichtsinn sich bloß aus einem Mangel der Nahrung herschreibe. Ein junger Mensch, der sein Vermögen durchgebracht, dem der wollüstige Müßiggang das Gemüth zu höhern Beschäftigungen träg gemacht und die Knochen zur Arbeit entkräftet hat, den das Andenken seiner vorigen Glückseligkeit verzweifelnd und der gegenwär=

tige Mangel unverschämt macht, der es nicht gewöhnen kann, unbemerkt zu leben, da er nur vor kurzem durch seine kostbaren Thorheiten die Augen der ganzen Stadt auf sich zog; ein Mensch von dieser Art, und deren sind unzählige, wird eine Beruhigung für seinen Hochmuth und für seinen Hunger finden, wenn er zuerst die innerlichen Vorwürfe seines eigenen Gewissens damit übertäuben kann, daß alle heilige und bürgerliche Pflichten, die uns die Religion predigt, ein eigennütziges Gewäsch der Pfaffen, und daß alle Strafen, mit denen die Offenbarung die Uebertreter dieser Pflichten so schrecklich bedroht, ein kindisches Mährchen christlicher Weiber sind. Hat er es erst mit sich selbst so weit gebracht; so liegt ihm daran, daß er sein eingeschläfertes Gewissen in dieser Betäubung erhalte, und daß er auch gegen die Welt seine Thorheiten rechtfertige. Am füglichsten geschieht dieses dadurch, daß er sich selbst und Allen, die es hören und die es auch nicht hören wollen, die neuen Entdeckungen täglich vorsagt, die sein starker Geist aus Schaam und Verzweiflung, wider die Religion erfunden hat. Der Mangel hat ihn so vorsichtig gemacht, daß er vornehmlich diejenigen von ihrem Aberglauben zu bekehren sucht, welche am wenigsten Verstand haben, ihm zu widersprechen. Er wird sich am liebsten reiche bejahrte Thoren und junge Narren aus guten Häusern wählen. Jenen ist es ungemein schmeichelhaft, daß man ihnen bei ihrer reichen Thorheit den Verstand zutraut, wichtige neue Wahrheiten einzusehen, die so viele vernünftige Leute und ihre eigenen Beichtväter nicht einsehen können. Diese kitzelnde Eitelkeit thut ihnen

so sanft, daß sie mit freigebigen Händen demjenigen ihren Ueberfluß mittheilen, welcher so großmüthig gewesen ist, ihnen auf eine so bequeme Art so viel Weisheit, so viel unerhörte Wahrheit mitzutheilen, die ihr Verstand, sogar ihr Verstand, so leicht hat fassen können. Am besten aber befinden sich unsere predigenden Freigeister bei jungen bemittelten Narren, welche, sobald sie die Religion weiter nicht schreckt, ganz ungestört ihren Ausschweifungen nachhängen können. Sie lassen mit Vergnügen ihren neuen Apostel an allen diesen Ausschweifungen Antheil nehmen; und dieser nimmt ihn sehr gern, weil er sie gewohnt ist, und befindet sich bei diesen jungen Verschwendern am besten, weil die alten bemittelten Thoren, mitten in ihrer Thorheit, noch immer rechnen, und gewisse Ausschweifungen verabscheuen, die ihnen entweder zu theuer, oder für ihre abgelebten Körper zu jugendlich sind. Ich habe hier das Bild eines Freigeistes von der mittlern Klasse gemalt. Denn von dem atheistischen Trosse will ich hier gar nicht reden, welche von jenen nur alberne Affen sind und dasjenige nur abgeschmackt nachplaudern, was jene bei ihrer mittelmäßigen Einsicht vorschwatzen, und welche, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollen, starke Geister sein wollen, weil dieses eine Modenarrheit ist; welche endlich über Himmel und Hölle spotten, weder Engel noch Teufel glauben, und doch vor jeder alten Frau, die ihnen im Dunkeln begegnet, ein Kreuz machen. Diese kleinen Charlatane muß man weder bestrafen, noch auslachen. Man muß sie nicht bemerken; so werden sie schon selbst aufhören, närrisch zu sein: denn

nur darum sind sie es, damit sie nicht ganz unbemerkt in der Welt sein wollen. Diese überlasse ich der Ruthe ihrer Ammen, oder der Faust des Vormunds. Nur für die mittlere Klasse sorge ich: und diese Fürsorge ist desto wichtiger, je größer der Schade ist, den ihre eigennützigen Schwärmereien der Welt und vornehmlich der jungen flatterhaften Welt zuziehen. Vielleicht habe ich mich zu lange bei dieser Stelle aufgehalten. Ich bitte meine Leser um Vergebung. Es war nöthig, weil nicht alle die Genealogie der Atheisterei von dieser Seite kennen; weil keine Thorheit gefährlicher ist, als die, welche man für Verstand hält; und weil ich es genau bestimmen mußte, welche Art von Freigeistern eigentlich von meinem Projekte ernährt werden solle. Nunmehr wissen diese, wer sie künftig ernähren wird; und ich hoffe gewiß, sie werden sich schämen, wider ihre eigene Ueberzeugung Narren, und wider ihren natürlichen Ehrgeiz, den sie aus Noth verläugnen müssen, niederträchtige Schmeichler des reichen Pöbels zu sein. Und damit diese Unglückseligen wegen ihrer künftigen Versorgung recht ruhig und sicher sein können; so gebe ich ihnen mein Wort, daß blos zu ihrer Unterhaltung alles dasjenige bestimmt bleiben soll, was durch mein Projekt von den Geistlichen und den Philosophen einkommen wird. Aus dem Projekt selbst werden sie sehen, wie ansehnlich der Betrag davon sein müsse. Und ich bin gewiß überzeugt, die Geistlichen und Philosophen werden nun weit mehr beitragen, als von ihnen verlangt wird: diese, weil sie von der Nichtswürdigkeit des Reichthums überzeugt sind, und gewiß alles Geld hin=

geben werden, um einen einzigen Narren weise zu machen; jene aber, weil sie gewohnt sind, gute Werke zu thun und ihren verirrten Mitbrüdern nicht allein mit ihrem Segen, sondern auch mit ihrem Beutel zu dienen.

Ich habe lange bei mir selbst gezweifelt, ob ich die herumirrenden Goldmacher unter diejenigen mitleidenswürdigen Personen rechnen soll, für deren Unterhalt ich sorge, damit sie aufhören, unglückliche Thoren zu sein. Sie sind dem gemeinen Wesen sehr verderblich; sie bringen oft ansehnliche Familien um ihr ganzes, oder doch um ihr meistes Vermögen. Aber sie sind zu entschuldigen, und mehr zu entschuldigen, als diejenigen, welche sich von ihnen mißbrauchen lassen. Wer ist lächerlicher? Ein Bettler, welcher, um nicht gar zu verhungern, einem Reichen das wichtige Geheimniß lehren will, zu großen Schätzen zu gelangen; oder dieser Reiche, welcher von den Händen eines hungrigen Landstreichers den Ueberfluß erwartet? Inzwischen will ich es doch auf einige Zeit versuchen, damit man mir nicht den geringsten Vorwurf einer Lieblosigkeit machen könne. Ich will diese Elende an meinem Projekt Antheil nehmen lassen: und damit sie zu ihrer Nebenausgabe doch etwas noch verdienen, so will ich ihnen von der Obrigkeit die Erlaubniß auswirken, daß sie auf den Jahrmärkten herum ziehen und, in Gesellschaft anderer Taschenspieler, das neugierige Volk mit ihren chemischen Tändeleien belustigen mögen.

Man hat angemerkt, daß diese Goldmacher, wenn sich ihre Betrügereien weiter nicht verstecken lassen, gemeiniglich anfangen, die quäkerische Sprache einer

dunkeln Heiligkeit und mystischen Andacht anzunehmen. Dieses bringt mich auf den Einfall, bei meinem Projekt auch für die engbrüstigen Narren, mit triefenden Augen, schiefen Hälsen und verkrümmten Händen zu sorgen, welche der Pöbel Heilige und ein vernünftiger Mann heuchlerische Betrüger nennt. Sie schleichen gebückt in die Häuser frommer Thoren, und bemächtigen sich, unter dem Vorwande, mildthätige Beisteuern für arme Brüder zu sammeln, des Vermögens dieser Leichtgläubigen, welches sie im Dunkeln wollüstig verschwenden, und diejenigen hungern lassen, denen sie es entreißen. Diesem Uebel will ich steuern. Ich will für den Unterhalt dieser andächtigen Räuber sorgen; denn aus Mangel des Unterhalts beten die meisten von ihnen die treuherzigen Thoren um ihr Vermögen; ob ich schon nicht läugnen will, daß Viele nur aus Hochmuth heilig herum kriechen, um desto mehr verehrt zu werden. Für diese mag ich nicht sorgen: denn sie thun dem Vermögen meiner Mitbürger keinen sonderlichen Schaden.

Ich belustige mich beinahe in keiner Gesellschaft mehr, als in der Gesellschaft derjenigen, welche unter dem prächtigen Namen der Patrioten mit der Regierung unzufrieden sind. Man findet daselbst einen wahren Mischmasch von Hochmuth, von Neid, von Vaterlandsliebe und von Hunger. Es steht nicht in meinem Vermögen, ihnen Aemter und Ehrenstellen zu geben: ich wollte es sonst mit Vergnügen thun. Ich weiß gewiß, ich würde dadurch ihren Neid und ihren Hochmuth zugleich befriedigen. Denn, wie die Engländer sagen, flucht derjenige der Regierung am meisten, der am mei-

sten an der Regierung Antheil zu nehmen wünscht. Also will ich nur für ihren Hunger, oder welches einerlei ist, für ihre Vaterlandsliebe sorgen. Sie sollen satt werden; und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden. Wirf dem Hunde Brod hin, der dich beißen will, sprechen die Bürger in Mancha: das will ich auch thun; denn ich glaube, daß bei mir in Westphalen der Hunger eben so beißend macht, wie bei meines Urelterväters Nachbarn in Mancha. Wie erstaunlich werden die Veränderungen sein, die mein Projekt in einem Staate macht! Alle politische Schneider und Schuster, welche seither mit aufgestemmten Armen hinter dem Bierkruge dem Fürsten geflucht, werden vor Freuden hervor taumeln und dem Himmel danken, der ihnen ein so weises Regiment und so gutes Bier verliehen. Der alte Ritter, welcher sich voll Mißvergnügen über seine ungesuchten Verdienste seit der letzten Regierung auf die Hufe geflüchtet, um daselbst murrend den Untergang seines Vaterlandes zu erwarten, das ohne ihn regieret wird; dieser wird sein bestes Kleid, in welchem er zum letztenmale gehuldigt hat, aus dem Kasten hervorsuchen, um bei dem nächsten Gallatage mit steifer Pracht dem Hofe und seinem Dorfe Ehre zu machen. Und die mißvergnügten witzigen Köpfe! ... Welchen Lärm sehe ich voraus! Wie wimmelt der Parnaß! Denn für eine Pension von hundert Gulden sollen sich zehn Reimer aus dem Athem singen.

Für diese witzigen Geister will ich vorzüglich sorgen. Vielleicht haben sie bisher mit Ungeduld gewartet, bis ich ihrer erwähne. Ich habe es mit

Fleiß unterlassen; denn ich weiß, daß sie fordern können. Ich werde ihnen auf eine anständige Art Unterhalt verschaffen, damit sie keine Ursache weiter haben, durch schmeichlerische Thorheiten die schönen Wissenschaften verächtlich zu machen.

Diese wenigen Exempel werden genug sein können, meinen Lesern einen ehrwürdigen Begriff von dem Nutzen des großen Projekts zu machen, womit ich die Welt beglücken will. Vermuthlich sind sie nunmehr neugierig genug, es zu erfahren, und vielleicht so ungeduldig, als ich es wünschen kann. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Neugierde so lange aufgehalten habe. Es war nöthig, um den Charakter der Projektmacher zu behaupten, welche die Welt mit dem erstaunenden Nutzen ihrer Erfindungen lange Zeit betäuben, ehe sie entdecken, was sie erfunden haben.

Mit einem Worte: Ich bin der große Mann, der zum Besten seiner dürftigen und verlassenen Mitbürger auf den glücklichen Einfall gekommen ist, eine Gedankensteuer anzulegen. Ich will mich gleich deutlicher erklären.

Die Eigenliebe der Menschen hat keine angenehmere Beschäftigung, als wenn sie sich mit den Vorzügen, die ihr doch fehlen, schmeichelhaft unterhält, und sie dafür denjenigen abspricht, welche sie doch wirklich besitzen.

Von den ältesten Zeiten her haben sich die Philosophen bemüht, diese Leidenschaft sowohl ernstlich als bitter zu bestrafen; und auch von den ältesten Zeiten her ist dieses Unternehmen vergebens gewesen.

Ich will einen Vorschlag thun, nicht so wohl wie man die Welt bessert: denn ich kenne die

Welt; sondern wie man die hartnäckigen Thorheiten der Menschen zum Besten eines ganzen Landes nutzen soll. Anstatt also die Leute in dem angenehmen Traume ihrer eignen Verdienste zu stören, so will ich zufrieden sein, daß sie sich für ihr Geld darin unterhalten; und anstatt, daß sie bisher nur schüchtern und im Winkel ihrer Eigenliebe geschmeichelt haben, so mögen sie sich nunmehr das Recht erkaufen, es öffentlich zu thun.

Aber erkaufen müssen sie dieses Recht; denn das können sie unmöglich verlangen, daß sie umsonst Narren sein dürfen.

Sie sollen jährlich eine gewisse Steuer erlegen, und sich dafür die Freiheit lösen, öffentlich dasjenige von sich zu rühmen, was sie bisher nur heimlich gedacht haben.

Sobald sie diese **Gedankensteuer** erlegen, bekommen sie einen Schein, und damit zugleich das Recht, daß niemand ihrer Eigenliebe widersprechen darf.

Dieser Schein soll sie wider alle Einwürfe mürrischer Philosophen, und wider alle bittere Satiren der Spötter schützen. Macht jemand in Gesellschaft die geringste Miene, als wollte er an ihrer Weisheit, an ihrer Tapferkeit, an ihrer Gelehrsamkeit, an ihrer Schönheit, an ihrem Reichthum, mit einem Worte, an ihren Verdiensten zweifeln; so dürfen sie nur ihren **Gedankenschein** vorzeigen, und die ganze Gesellschaft muß verstummen. Denn dieser Schein macht ihre Verdienste eben so unwidersprechlich und vor Gericht gültig, als das öffentliche Zeugniß von Geschicklichkeit und Qualitäten, welches man denen für baares Geld beilegt, die sich Rang und Titel kaufen.

Nunmehr werden meine Leser wohl im Stande sein, zu übersehen, wie gegründet alles dasjenige sei, was ich bisher von den Vortheilen meines Projekts gesprochen; sie werden finden, daß ich aus Bescheidenheit noch viel zu wenig gesagt habe.

Sie dürfen nur die Menge der Menschen überdenken, welche sich einbilden, das zu sein, was sie nicht sind; so werden sie sofort eine erstaunende Menge Kontribuenten erblicken.

Sie dürfen weiter nachdenken, wie hartnäckig die Menschen auf dergleichen schmeichelhaften Vorurtheilen beharren, und wie sie lieber Alles daran wagen, ehe sie sich in diesen Vorurtheilen stören lassen; so werden sie mit einem Blicke übersehen, wie willig diese unzählbare Menge der Kontribuenten herzu eilen wird, sich die Freiheit zu lösen, daß sie ungehindert thöricht sein können.

Die Summen müssen erstaunlich sein, die dadurch zum Besten des gemeinen Wesens zusammenfließen, und die ohne Bedrückung der Armuth, ohne Hinderung des inländischen und auswärtigen Handels, ohne den geringsten Zwang zusammengebracht werden. Diesen einzigen Zwang nehme ich aus, daß niemand, ohne seinen Gedankenschein zu lösen, auf Vorzüge stolz sein darf, die er nicht besitzt, und niemand sich unterstehen darf, demjenigen die gerühmten Vorzüge streitig zu machen, der einen solchen Schein gelöst hat. Diese zwei Punkte sind die einzigen, in welchen der Beistand der Obrigkeit nöthig ist.

Es ist meine Absicht nicht, und der Raum würde es auch nicht verstatten, einen Tarif oder ein ausführliches Verzeichniß von demjenigen zu geben,

was eine jede Art der eingebildeten Thoren beisteuern soll. Sobald ich aber über dieses Projekt den gewöhnlichen Oktroi erlange; sobald will ich ein vollständiges Schatzungsregister durch öffentlichen Druck bekannt machen. Für jetzt wird es genug seyn, eine kleine Probe davon zu geben, nach welcher man die übrige Einrichtung beurtheilen kann.

Dieses will ich nur noch erinnern, daß die Westphälinger nur die Hälfte von jeder Anlage entrichten. Ich thue dieses aus Erkenntlichkeit, daß ich unter ihnen wohne, und bei ihnen auch, als ein Fremder, mein Brod so lange Zeit gehabt habe. Ich will diese Proben hinsetzen, ohne Ordnung, wie sie mir einfallen. Künftighin werde ich schon wissen, die Sache kunstmäßiger einzurichten.

Die Hagestolzen sind die ersten, die mir einfallen. Ich weiß nicht, wie es kommt; aber es sey drum.

Ein alter Junggeselle ist mehrentheils ein Geschöpf, das sich viel, und gemeiniglich viel Lächerliches einbildet. Wenn man ihn reden hört, so hat es nur an ihm gelegen, eine tugendhafte, eine reiche, eine schöne Frau zu bekommen. Er hat sie nicht haben mögen; denn sie wäre doch allemal eine Frau gewesen. Alle Gesellschaften unterhält er mit den Fehlern des Frauenzimmers, und glaubt nicht, daß die Gesellschaft noch weit mehr Ursache habe, sich mit seinen Fehler zu unterhalten. Dieser Weise lebt frei: denn er hat keine Frau, die ihm befiehlt; aber zu Hause hat er eine Magd, die ihn tyrannisirt.

Aus Achtung für einen meiner besten Freunde

will ich von dem Hagestolzen etwas Nachtheiliges weiter nicht sagen. Ich würde ihn beleidigen, und meine Leser würden ihn errathen. Er ist ohnedem argwöhnisch, und, wenn ich noch zwei Fehler von ihm sagen darf, eigensinnig und unschlüssig. Ich erwähne diese Fehler ausdrücklich, damit diejenigen, die ihn von Person kennen, seinen Hagestolz entschuldigen, und nicht einen von den Fehlern zur Ursache nehmen, die ich oben erwähnt habe. Ich muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Keiner von obigen Fehlern hält ihn ab. Er redet von sich wenig, und immer bescheiden. Für das Frauenzimmer hat er die größte Hochachtung; und nur aus Hochachtung kann er sich nicht entschließen, zu heirathen, weil er befürchtet, sein Eigensinn werde beleidigen. Diese kleine Schutzrede war ich meinem besten Freunde schuldig; ich komme wieder zum Hauptsatz.

Ein alter Junggeselle, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß er nur aus Vorsicht und Klugheit nicht heirathe, soll jährlich Gedankensteuer geben . . 2 fl. . Und sobald er damit den Schein gelöst hat, so soll, bei schwerer Strafe, kein Mensch in der Gesellschaft befugt sein, ihn an die Körbe zu erinnern, die er, vom zwanzigsten bis ins fünfzigste Jahr, bekommen hat.

Alte Junggesellen, die so unverschämt sind, zu glauben, daß es in ihren jungen Jahren Mädchen gegeben habe, die aus Liebe zu ihnen jämmerlich dahin gestorben sind: die sollen geben . . . 1 fl. . Die aber noch in ihrem fünfzigsten Jahre kokettiren, und albern genug sind, zu glauben, daß die schönen Kinder, sobald sie ihr zärtliches Ge=

rippe erblicken, seufzen und nicht lachen, die geben . . . . . 2 fl. . und also noch einmal so viel; denn sie sind noch einmal so große Thoren.

Bei uns in Westphalen, und vielleicht noch an mehrern Orten in Deutschland, gibt es keine größern Hahnreie, als die alten Junggesellen sind, welche sich Mätressen halten. Da die ganze Stadt dieses weiß, und sie doch die ganze Stadt von der seltenen Keuschheit ihrer Beischläferinnen überführen wollen; so werden sie es nicht unbillig finden, wenn ich die Taxe ein wenig hoch setze. Dieser Gedanke von der Treue ihrer Haushälterin, oder wie sie etwa heißen mag, faßt so viele stolze Eigenliebe in sich, daß sie für die Freiheit, so zu denken, nicht genug geben können. Wie viel Reizungen, wie viel männliche Vollkommenheiten müssen sie von sich selbst träumen, wenn sie glauben, daß ihre Gebieterinnen (denn Gebieterinnen sind sie immer) nur ihnen nicht, sonst Allen widerstehen, nur ihnen nicht untreu sein können, da sie es vorher zehn Andern gewesen, und, daß sie gegen alle Welt die unerbittliche Strenge vestalischer Jungfrauen gebrauchen werden, da doch sie vermögend waren, die zweideutige Tugend derselben durch Ueberlassung mittelmäßiger Vortheile wankend zu machen! Kann wohl etwas lächerlicher sein? Mit einem Wort: Sie sollen geben . . 5 fl. . und dafür sollen sie das Recht haben, zu glauben, was kein Mensch glaubt.

Alte Junggesellen, welche an ihre Jugendsünden so wenig zurückdenken, daß sie das Herz haben, noch im fünfzigsten Jahre ein Mädchen von zwanzig Jahren zu heirathen, sollen jährlich 1½ fl. er=

legen und dafür die Freiheit erkaufen, nicht zu glauben, daß sie was Thörichtes gethan haben.

Alte Junggesellen, die alte reiche Wittwen heirathen, um in den nächsten fünf Jahren reich zu sterben, sollen nichts geben und doch die Erlaubniß haben, zu denken, daß ihre Wahl sehr vernünftig sei. Die Freude ist ohnedem von kurzer Dauer, und sie werden nicht lange Zeit haben, es zu glauben. Sie sind zu unglücklich, als daß sie noch zu einer allgemeinen Schatzung gezogen werden sollten. Und da sie bei ihrem zärtlichen Drachen im Hause so wenig gute Stunden haben, so wollen wir ihnen das Leben nicht noch schwerer in Gesellschaft machen. Ihr Unglück ist in der That zu groß, als daß ihnen ein einziger schmeichelhafter Gedanke einfallen sollte, es müßte denn dieser sein, daß ihre Frau vor ihnen sterben werde. Und ihnen zum Trotz stirbt sie nicht! Diese unglücklichen Leute sollen also zur Gedankensteuer nichts geben. Man wird diesen Ausspruch billig finden, und niemand wird ihn billiger finden, als mein Freund, dessen ich oben gedacht habe und welcher zu vielen Thorheiten zu klug ist, nur zu dieser nicht.

Die alten Jungfern werden es nicht übel nehmen, wenn ich sie den alten Junggesellen an die Seite setze; meine Leser werden es auch zufrieden sein; denn es gibt kein Aergerniß, und nimmt sich doch gut aus. Dergleichen Winterstücke zieren eine Gallerie ungemein und heben die Farben der andern Schildereien.

Es ist eines der ungegründetsten Vorurtheile

der Menschen, welche gern lachen, daß sie am bittersten über alte Jungfern lachen.

Ist es etwa lächerlicher, keinen Mann zu haben, als ohne Frau zu bleiben? Und warum sind denn die alten Junggesellen nicht noch lächerlicher, da die Mannspersonen die ungerechte Freiheit haben, nach den Frauenzimmern zu gehen, und sich eine Frau nach ihrem guten Gefallen im ganzen Lande auszulesen; die armen eingesperrten Mädchen aber nur hinterm Vorhange lauren dürfen, ob jemand kommen, und sie suchen will? Und diesem ungeachtet, ist man so barbarisch, der armen Kinder zu spotten, wenn sie bis in ihr vierzigstes Jahr vergebens aufgelauert haben! Ich nehme mich hiermit dieser Verlassenen an, und bekenne vor der ganzen deutschen Welt, daß über eine Jungfer, welche weder durch ihre unvorsichtige Aufführung, noch durch ihre Sprödigkeit, ihr Glück, wie es die Mannspersonen nennen, von sich gestoßen haben, welche nur vielleicht aus Mangel der Schönheit, aus Mangel des Vermögens, oder aus einem gewöhnlichen Eigensinn des Schicksals, bis in ihr vierzigstes Jahr einsam und doch bei ihrer gesitteten Aufführung ungeändert geblieben ist; daß, sage ich, über dieses Frauenzimmer nur Thoren spotten, und daß sie bei Vernünftigen unendlich mehr Hochachtung verdient, als eine Frau, welche sich in die Arme des Mannes geworfen hat, um bei ihren Ausschweifungen desto sicherer zu sein. Ich würde nicht zu ihrer Vertheidigung noch viel mehr anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, man möchte meinen Eifer für eigennützig halten und gewisse Absichten darunter suchen, da

ich ein frischer Wittwer bin. Ich will also gegenwärtig nur so viel sagen, daß alte Jungfern von dieser Klasse, von meiner Gedankensteuer frei sein sollen: ja sie sollen das Recht haben, ohne Entgelt zu glauben, daß sie darum gar nicht unglücklich sind, weil sie keinen Mann haben, und daß sie es gewiß sein würden, wenn die Narren ihre Männer wären, welche, über ihre alte Jungferschaft spotten. Ich will noch mehr thun. Diejenigen von ihnen, welche ihrer Armuth wegen übrig geblieben sind, sollen von den alten Junggesellen, denen sie nicht reich genug waren, ernährt werden, und zwar auf diese Art, daß ich die Hälfte der Gedankensteuer, so diese eingebildeten Hagestolze nach meinem Plane erlegen müssen, anwenden werde, ihnen ihr Alter bequem zu machen.

Bei diesen Freiheiten, die ich einigen der alten Jungfern ertheile, wird meine Kasse so gar viel nicht verlieren. Es bleibt noch eine unendliche Menge von ihren Gespielinnen übrig, die ich bei der Gedankensteuer zur Mitleidenheit ziehen kann.

Zwischen hier und Osnabrück, rechter Hand der Straße, liegt ein Meierhof, in welchem ein altes Fräulein spukt. Vor dreißig Jahren mag sie den Reisenden gefährlich gewesen sein; nun ist sie ihnen nur schrecklich. Sie wohnt im Fenster; denn mit dem Anbruch des Tages steht sie am Fenster im Erker, und erwartet die Reisenden. Sobald sie von fern einen Wagen merkt, so rückt sie ihr altes Gesicht in Ordnung, und lächelt unter einer Wolke von Runzeln dem Wagen entgegen. Vermuthet sie aus der Menge der Bedienten, daß die Reisenden von vornehmem Stande sind: so wallt

ihr adeliges Blut noch einmal so heftig; sie reißt das warme Halstuch herab, und wirft einen verrätherischen Palatin flüchtig um, unter welchem der traurige Rest einer vierzigjährigen Reizung hervorgepreßt wird, der sich über Luft und Sonne wundert, deren er seit zwanzig Jahren entwohnt ist.

Ihr Vater war ein ehrlicher Junker, den sein Acker und der Handel mit gemästeten Schweinen nährte; denn ein Kaufmann konnte er nicht werden, ohne seinen alten Adel zu beschimpfen. Ein Soldat hätte er werden können; aber er hatte seine guten Ursachen, warum er es nicht ward. Er blieb also auf seiner väterlichen Hufe, nahm eine gnädige Viehmagd aus eben so altem Geschlechte, erhielt dadurch seinen Adel unbefleckt, bestellte seine Felder, predigte die tapfern Thaten seiner Vorfahren, soff mit seinen Nachbarn, und zeugte Kinder, von denen keines mehr übrig ist, als unser Fräulein. Sie ward also von den Ihrigen mit verdoppelter Zärtlichkeit erzogen, und ihre hohen Eltern liebten sie, wie die Alten ihre Jungen lieben. Sie war noch nicht zwölf Jahre alt, als ihre Mama so viel Schönheit an ihr zu merken glaubte, daß sie für nöthig hielt, argwöhnisch zu werden. Jeden Reiter auf der Straße sah sie für einen irrenden Ritter an. Alle Augenblicke unterhielt sie ihre liebe Tochter mit den Vorzügen, die ihr der Himmel vor hundert andern Fräulein, bei ihrem Verstand und bei ihrer Schönheit gegönnt hätte. Und so schön war ich auch in meiner Jugend; Himmel, wie die Zeit vergeht! Mit diesem Seufzer schlossen sich ihre Predigten allemal. Ihr Herr Vater aber schwor bei seiner armen Seele:

Sie sei ein braves Mensch, und verdiene einen hübschen Kerl; den wolle er ihr verschaffen, wenn sie gut Wirthschaft lerne. Nach diesen Gründen richteten Vater und Mutter ihre Erziehung ein, welche auch so gute Wirkung hatte, daß sie bei einer mittelmäßigen Häßlichkeit einige kleine Romane spielte, die verdrießliche Folgen hatten, und daß sie dennoch, bei ihrer mütterlichen Sprödigkeit, stolz genug war, alle Heirathen auszuschlagen, die ihr scharfer Verstand (denn innerhalb einer Viertelmeile war sie das verständigste Fräulein), die ihr Verstand für sich nicht ansehnlich und vortheilhaft genug fand. Unter diesem lächerlichen Mischmasch von Sprödigkeit und von Wollust, hat sie gestern ihr sechs und fünfzigstes Jahr herangebuhlt, und unterhält sich in den Stunden, wo sie nicht betet (denn seit sechs Jahren betet sie fleißig) mit den Verdiensten, die die Welt entbehren muß, da sie nunmehr seit sechs Jahren sich im Ernst entschlossen hat, einsam auf ihrem Meierhofe zu sterben. In diesem frommen Entschlusse mag ich sie nicht stören; damit sie aber dem gemeinen Wesen noch zu etwas nütze, und damit sie mit einem ruhigen Gewissen ihrem stolzen Traume nachhängen könne; so will ich sie zu meiner Gedankensteuer ziehen, und ich hoffe, ein ansehnliches Stück Geld aus ihr zu lösen.

So oft sie die gefährlichen Schönheiten ihrer Jugend rühmt, so oft schmeichelt sie sich mit einer Einbildung, die ganz falsch ist. Dieses aber thun zu dürfen, zahlt sie ein Jahr über . 1 fl.

Sie erzählt, eben so wie ein junger Officier, sehr gern die Siege, die sie gehabt, und erzählt

auch Siege, die sie nicht gehabt. Wir wollen ihr nicht wehren, sich so viel Liebhaber zu denken, als sie für gut findet; aber sie muß diese Liebhaber bezahlen, und gibt für jedes Stück 1 Blaffert.

Sie mag sich gern bunt kleiden, und daher kommt es manchmal, daß sie in der Ferne Schaden thut. Mir ist es leider so gegangen. Ungeachtet meines geschwollenen Fußes, bin ich ihr einmal in Münster drei Gassen zärtlich nachgehinkt, um ein Gesicht zu sehen, das ich für jung und schön hielt. Aber die Untreue, die ich dadurch an meiner damals noch lebenden Frau erwies, strafte der Himmel schrecklich an mir; denn es war unser Fräulein, die ich erblickte. Man wird mir diese kleine Rache gönnen und erlauben, daß ich ihr für die Freiheit, sich dieser Maske eines jungen Mädchens zu bedienen, jährlich abfordere... ½ fl.

Für die Schminkpflästerchen, die sie in die Furchen ihres Gesichts so häufig säet, muß sie auch etwas geben. Freilich thut sie es nicht, wie unsere Frauenzimmer in der Stadt, ganz ohne Ursache; denn sie hat eine ungesunde Haut und unter jedem Pflästerchen einen heimlichen Schaden; aber sie thut es doch darum nicht allein, sondern auch in der Absicht, hinter diesen kleinen Räubern unserer Freiheit desto kräftiger zu buhlen. Besonders ist mir das große Pflaster verdächtig, welches sie in die ehrwürdige Höhlung ihres linken Schlafs, den benachbarten grauen Haaren zum Trotze, legt. Was für Unglück hätte es vor dreißig Jahren anrichten können. Freilich hat es jetzt nur den Willen, zu schaden; aber auch dieser muß bestraft werden. Sie gibt ihre Beisteuer für diese

Erlaubniß, lächerlich zu sein, und zahlt für ein jedes Schminkpfläfterchen wöchentlich . . . . 1 Albus.

Seit einiger Zeit habe ich sie im Verdacht, daß sie sich schminke. Das wäre zu arg! In ihrer Jugend hat sie es nicht gethan; denn die Landfräulein haben immer weniger nöthig, ihrer Schönheit aufzuhelfen, als die Fräulein in der Stadt; desto unverantwortlicher wäre diese Thorheit jetzt. Ein Freund von mir hat die Mühe auf sich genommen, es auszukundschaften. Thut sie es, so soll sie bei allen Thorheiten, die sie aus Eitelkeit begeht, doppelt zahlen; sie könnte sich denn überwinden, öffentlich zu gestehen, daß sie nur um deßwillen sich schminke, weil sie so gar häßlich sei, daß sie ihres natürlichen Gesichts sich schämen müsse. Auf diesen Fall wollte ich Mitleiden mit ihrer Häßlichkeit haben, und sie sollte für dieses geborgte Gesicht jährlich nur 4 Blafferte Miethzins zu meiner Gedankensteuer geben.

Sie will es nicht gestehen, daß ihre schwarzen Haare schon ziemlich ins Weiße fallen. Wenn sie alle Jahre . . ½ fl. . zahlt, soll Niemand das Recht haben, ihren grauen Kopf zu bemerken.

Das kann ich ihr nicht vergeben, daß sie oft, und besonders um die Zeit der Frankfurter Messe, am Fenster ihren Morgensegen mit entblößter Brust betet. Dadurch ärgert sie Himmel und Erde; und wenn sie es gar nicht unterlassen will, kann ich ihr weniger nicht, als 1½ fl. abfordern.

Ein Bedienter, den sie wegen seines Alters fortgejagt hat, will die Leute versichern, daß sie seit einiger Zeit sich an abgezogene Wasser gewöhnt habe, um immer lebhaft und munter zu sein. Aus

christlicher Liebe halte ich es für eine Verläumdung. Es wäre doch himmelschreiend, wenn sich alte Jungfern wollten zu jungen Mädchen saufen! Ich kann ihr diese Thorheit nicht wohlfeiler, als für 1 fl. . . verstatten. Derjenige, der das Herz hat, sie früh nüchtern zu küssen, um die Wahrheit von dieser Beschuldigung zu erfahren; der soll aus dem gemeinen Kasten eine ansehnliche Pension auf Lebenszeit erhalten.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum sie bei allen Gelegenheiten in Gesellschaften wider die unvorsichtige Zärtlichkeit unglücklicher Mädchen donnert, welche die Thorheit gehabt haben, den heiligen Schwüren ihrer betrügerischen Liebhaber zu glauben, und sich zu einem Vorwitz bereden zu lassen, der sich nur für ihre Mütter schickt. Schon dieser verdammende Eifer verdient eine Geldbuße; und weil er immer aus einem Hochmuth herkommt, der seine eignen Tugenden fühlt, so würde ich ihr nicht zugelassen haben, ihre unglücklichen Schwestern zu richten, wenn sie nicht jährlich . . 1 fl. . . gezahlt hätte. Da ich aber sichere Nachricht bekommen, daß sie vor acht und zwanzig Jahren nach Spaa . . . Mit einem Wort, sie soll doppelt so viel geben; ich habe meine Ursachen, und ich habe es ausdrücklich von meiner seligen Frau gehört, die in dergleichen Sachen nichts weniger, als leichtgläubig war; und meine selige Frau hatte es auch von guter Hand. Will sich das Fräulein zu diesem Ansatz nicht bequemen, so will ich es ihr deutlicher erklären; aber ich denke wohl, sie soll sich geben.

Sie erzählt sehr gern in Gesellschaft ein gewis-

ses Mährchen, daß ein angesehener und bemittelter Kaufmann in Emden sie nur vor fünf Jahren noch, aus einer recht zärtlichen Liebe und ohne die geringsten Nebenabsichten heirathen wollen; aber, daß sie wegen der ehrenrührigen Verwegenheit dieses Würzkrämers, ihm die schimpfliche Antwort gegeben: »Es hätten ihre gnädigen Aeltern sie nicht »gezeugt, um bürgerliche Bastarde in ihre Familie »einzupfropfen.« Dieses Mährchen kostet vieler Ursachen wegen . . . 1 fl.

Gemeiniglich ist die Moral von dieser Fabel, daß es nur ihr guter Wille gewesen sei, unverheirathet zu bleiben, und daß sie mit Händen und Füßen sich der Freier erwehren müssen. Für die Vergünstigung, diese Unwahrheit zu sagen, ohne roth zu werden, gibt sie jährlich . . 5 Blafferte.
Und wenn sie sogar dem Himmel dafür dankt, so kostet es . . 20 Blafferte.

Es widerfährt ihr sehr leicht, daß sie sich in ihrer vestalischen Grausamkeit vergißt. Das soll sie nicht thun. Ist ein junger Kavalier so boshaft, und küßt ihr seufzend die Hand, und sie gibt ihm nicht einen derben mütterlichen Verweis; so muß sie für diese hochmüthige Leichtgläubigkeit erlegen . . . . . 1 Blaffert.
Nimmt sie es gar mit einem freundlichen Lächeln an, ... 2 Blafferte.
Heißt sie ihn einen losen Vogel, oder schlägt ihn mit dem Fächer . 3 Blafferte.
Und läßt sie es gar zu, daß er ihr den Palatin . . O pfui! das ist zu arg! das ist eine Sünde wider die Natur! Das soll sie nicht zulassen.

Ein Mann, welcher in seinen jüngern Jahren

alle wollüstige Ausschweifungen begangen hat und dennoch so ungerecht ist, zu verlangen, daß die Person, die er zu seinem Weibe gewählt hat, tugendhafter gelebt habe, als er; der zahlt für die Ungerechtigkeit . . . . . 4 fl. .
und kann hernach behaupten, daß dergleichen Ausschweifungen, welche das weibliche Geschlecht unvermeidlich um ihren guten Namen bringen, den Mannspersonen anständig und ein Beweis sind, daß der Mensch, welcher sie begeht, zu leben weiß.

Ein Mann, welcher so oft die Redlichkeit anderer Weiber verführt hat, und nunmehr bei seiner Frau die Untreue nicht leiden will, die er sonst Galanterie nannte; der soll entweder sein verdientes Schicksal ruhig tragen und mit geschlossenen Augen Abrechnung halten, oder für eine jede dergleichen Jugendsünde . . 2 fl.
Nachschuß geben, und alsdann verlangen dürfen, daß ihm seine Frau diese gebüßten Ausschweifungen nicht wieder vergelte.

Eine Frau, welche ihrem Manne untreu ist, und dabei sich schmeichelt, daß diejenigen, denen sie ihren guten Namen aufopfert, sie in ihrem Herzen wirklich hochachten, und sie nicht für das halten, was sie in der That ist, die soll nur . 1 fl. .
und also halb so viel geben, als in dem vorstehenden Satze geordnet ist. Ich finde dieses um deßwillen billig, weil gemeiniglich ein Frauenzimmer mehr verführt wird, und weil ihre Liebhaber, nach obgedachter Verordnung, zu ihrer Zeit auch büßen müssen.

Ich kenne Väter, welche von den wilden Unordnungen ihrer Jugend niemals lebhafter und scher=

zender reden, als in Gegenwart ihrer Kinder. Sie sind stolz auf ihre Thorheiten. Indem sie solche wieder erzählen, so empfinden sie alles dasjenige von neuem, was ihnen sonst ihre Ausschweifungen so angenehm machte. Sie vergeben sich wohl oft so weit, daß sie Umstände erdichten, um ihre jugendlichen Bosheiten recht witzig vorzustellen. Ihre Kinder hören begieriger auf diese Erzählungen, als auf das Mährchen der Amme. Sie lachen ihrem Vater nach, der bei den niederträchtigsten Thorheiten zuerst lacht. Sie erwarten die Gelegenheit und die Jahre mit Ungeduld, wo es ihnen erlaubt ist, eben so lustig zu leben, wie sie es nennen, als ihr Herr Vater gelebt hat. Sie bekommen unvermerkt gegen alle Laster eine Hochachtung, da es die Laster ihres Vaters gewesen sind. Es war freilich nicht recht, was ich that! Aber wie man nun ist, wenn man jung ist; Jugend hat Untugend! Mit dieser Vermahnung schließt der unbesonnene Vater seine gefährlichen Erzählungen, und lächelt ganz beruhigt darüber, daß er ein Thor gewesen ist. Der älteste Sohn vergißt bei dieser Erzählung alle tugendhafte Lehren, die ihm seine Mutter und sein Katechismus gegeben haben; er merkt sich nur diese, daß Jugend Untugend hat; und diese merkt er um deßwillen am liebsten, weil er die beste Entschuldigung für alle keimende Bosheiten seines Herzens darin findet. Er hört, daß sein Vater schon im zehnten Jahre ein leichtfertiger Schelm gewesen, und dem Kammermädchen der Mutter nachgeschlichen ist; nun schämt sich der würdige Sohn des Vaters, daß er noch nicht einmal in seinem eilften Jahre auf diesen arti=

gen Einfall gekommen ist. Nur aus kindlichem Ehrgeiz schleicht er auch dem Kammermädchen seiner Mutter nach, und gewöhnt sich spielend an eine Ausschweifung, die ihn mit der Zeit unglücklich macht. Ich führe hier nur ein einziges Exempel an. Mit dem Spiele, mit dem Trunke, mit der Begierde, andern ihr Vermögen abzuschwatzen, um seine Unordnungen unterhalten zu können, mit allen diesen Lastern hat es eine gleiche Bewandtniß. Den ersten Trieb dazu empfindet der Sohn bei den lustigen Erzählungen des Vaters. Er ist von Natur boshafter, als sein Vater; die jetzigen Zeiten sind für einen jungen Menschen verführender, als die damaligen Zeiten waren, in denen sein Vater noch als ein junger Thor lebte; ist es nunmehr wohl ein Wunder, wenn der Sohn in seinen schändlichen Unordnungen viel weiter ausschweift, als es der Vater gethan; wenn er sich von seiner Verirrung niemals wieder zurecht findet, wie sich doch der Vater gefunden hat; wenn dieser unglückliche Greis endlich den kläglichen Untergang seines Sohnes mit Schrecken ansehen, und dabei sich selbst die nagenden Vorwürfe machen muß, daß nur er durch die unbedachtsamen Erzählungen seiner jugendlichen Thorheiten sein Kind zur Bosheit gereizt habe, daß er selbst der Henker seines unglücklichen Sohns sei?

Weil eine dergleichen klägliche Erfahrung oft erst nach späten Jahren kommt, und viele Aeltern sie nicht einmal erleben; so will ich versuchen, ob ich diesen traurigen Folgen durch meine Gedankensteuer vorbeugen kann.

Für eine jede Sünde ihrer Jugend, deren sie

sich rühmen, erlegen sie 5 fl. — Und ist es nicht einmal wahr, daß sie diese Sünde begangen haben, wie es oft nicht wahr, und nur eine unbesonnene Eitelkeit ist, sich dergleichen zu rühmen; so geben sie diese Summe doppelt.

Für die schändliche Zufriedenheit, die diese alten Narren empfinden, daß sie Thoren gewesen sind, können sie weniger nicht geben, als 1 fl.

Wollen sie verlangen, daß ihre Kinder tugendhafter sein sollen, als sie selbst gewesen sind; so erlegen sie 2 fl.

Finden sie, daß ihre Kinder in ihre Fußtapfen treten, und sind noch so ungerecht, darüber zu jammern, und mit einem albernen: Aber zu unserer Zeit war es ganz anders! die Schuld von sich weg und auf die verschlimmerten Zeiten zu schieben; so werden sie diese Eigenliebe nicht wohlfeiler, als mit 4 fl. büßen können.

Ich will sehen, wie weit ich mit dieser Taxe komme. Finde ich, daß sie noch zu schwach ist; so werde ich sie künftig erhöhen, und nach den verschiedenen Bemerkungen, die ich in einigen Familien machen werde, neue Taxen bestimmen.

Ich habe mir ein gewisses Haus auf dem Ringe zu F***t gemerkt, wo der Vater beim Kamin und die Mutter bei ihrem Nachttisch alle Anstalten machen, ihre Kinder auf dergleichen Art zu verführen. Der Vater lachte über seine begangenen Thorheiten, bei einer Pfeife Tabak und in Gegenwart seines Sohnes so herzlich, daß ich große Ursache habe, zu befürchten, der Knabe werde gewiß im Hospital sterben; und die Mutter buhlt vor ihrem Spiegel, in Gegenwart ihrer Tochter,

so unvorsichtig mit dem Buchhalter, daß ich schon im voraus den unglücklichen Mann herzlich bedaure, welcher dereinst verdammt ist, ihr Schwiegersohn zu werden. An diesem Hause will ich wahrnehmen, ob meine Vorschläge von einiger Wirksamkeit sein werden. Sind sie es nicht; so will ich meine Streiche verdoppeln, und machen, daß man dieses Haus fliehen soll, wie man das Haus eines Mannes flieht, der an einer ansteckenden Seuche krank liegt.

Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, welches es für gut angesehen hat, ihr Geld an einen von Adel zu verheirathen, und welches sich doch dabei einbildet, daß ihre Schönheit und ihre Verdienste sie zur gnädigen Frau gemacht haben, gibt monatlich 10 fl. Es ist viel, und in der That scheint sie für ihre Thorheit allzu theuer zu büßen; aber es war schlechterdings nöthig, eine starke und sogar monatliche Lieferung anzuordnen, weil ich besorge, ihr Vermögen werde binnen zwei Jahren zerstreut, und sie also weiter nicht im Stande sein, die Steuer zu erlegen, wenn sie auch noch bei ihrer Armuth stolz genug bleiben möchte, zu glauben, daß ihre Wahl vernünftig gewesen wäre.

Ein Bürger ohne Erziehung und ohne Verdienste, der bei seinem und seiner Aeltern erwucherten Vermögen diejenigen mit Verachtung übersieht, welche Erziehung und Geburt, aber nur kein Geld haben; ein solcher Bürger ist bei seinem plumpen Stolz gemeiniglich eines der unerträglichsten Geschöpfe. Ich will ihm zwei Vorschläge thun. Entweder, er soll denen von guter Geburt einen Theil seines Vermögens leihen, und dadurch das Recht

behalten, zu glauben, daß er wesentliche Vorzüge vor ihnen habe; oder er soll die Erlaubniß, gegen Vornehmere unbescheiden und gegen Geringere trotzig zu sein, jährlich mit 20 fl. erkaufen. Ich glaube wohl, er wird den letzten Vorschlag wählen, weil er aus der Erfahrung hat, daß man nicht sicher genug ist, wenn man sich bereden läßt, Vornehmern zu leihen.

Es gibt Bürger, welche dem Vaterlande durch ihren Verstand, durch Tapferkeit und Fleiß so heilsame Dienste geleistet, daß ihre Versetzung in den Adelstand eine billige Belohnung, und zugleich für Andere eine nützliche Aufmunterung ist, sich auf gleiche Art um ihr Vaterland verdient zu machen. Man hat sich schon oft Mühe gegeben, zu beweisen, daß ein solcher Mann, welcher durch seine eignen Verdienste den Vorzug erlangt, der erste Edelmann in seinem Hause zu sein, mehr Achtung verdiene, als derjenige, welcher durch die Geburt der neunte Edelmann in seiner Familie, und also dieses Glück einem ganz ungefähren Zufalle, wenigstens seinen eignen Verdiensten, nicht schuldig ist. Ungeachtet dieser gegründeten und so oft wiederholten Moral, lehrt doch die Erfahrung, daß die Neugeadelten gemeiniglich von jenen verachtet oder beneidet werden. Sie äußern diese unbillige Gesinnung öffentlich in Gesellschaften. Es sind nur zwei Ursachen, welche sie von dergleichen Beleidigung zurückhalten können: der Schutz des Prinzen, der die Verdienste dieser neuen Edelleute kennt; oder ihr Geld, welches, so neu es auch ist, denen von Adel doch immer angenehm und oft sehr unentbehrlich ist. Da ich sie nicht abhalten kann,

so unbillig zu denken; so will ich doch wenigstens Anstalt machen, daß sie nicht umsonst ungerecht denken sollen. Dergleichen Edelleute von gutem Hause, aber ohne eigene Verdienste, sollen für jeden Ahnen, dessen sie nicht werth sind, und auf den sie doch so gern stolz sein mögen, jährlich 2 fl., und für jede gute Eigenschaft, die ihnen fehlt, und die sie doch in Ansehung ihrer Ahnen und ihres Standes vorzüglich haben sollten, 3 fl. zahlen; und bevor sie diese Summe erlegt, kein Recht haben, auf Vorzüge stolz zu sein, welche, als Vorzüge des blinden Glücks, auch der unedelsten Seele zufallen können.

Dergleichen Verachtung derer von guten Häusern gegen Neugeadelte ist bei aller dieser Unbilligkeit doch eher zu entschuldigen, als der ungeschickte Spott der Bürger, welche jene für Ueberläufer ansehen. Je niedriger diese zu denken gewohnt sind, desto niederträchtiger sind auch ihre Urtheile über diejenigen, deren verdienstliche Eigenschaften so vorzüglich belohnt werden. Neid und Eigenliebe sind die wahren Quellen, aus denen diese feindlichen Urtheilsprüche fließen. Ein jeder von ihnen glaubt, eben so viel Verdienste zu haben, und der Aufmerksamkeit des Prinzen eben so wohl würdig zu sein. Da aber der Prinz sie nicht belohnt, und ihre Verdienste unbemerkt bleiben: so wollen sie wenigstens dadurch sich schadlos halten, daß sie Andere zu bereden suchen, ihr belohnter Mitbürger sei der verständige, der tapfre, der fleißige Mann gar nicht, für den ihn der Prinz halte. Indem sie Andern dieses so oft vorsagen, so fangen sie unvermerkt an, es selbst zu glauben,

und haben gewisse ruhige Minuten, in denen sie froh sind, daß man ihnen diese Würde nicht angesonnen, vielmehr ihnen die Freiheit gelassen hat, als gute ehrliche Bürger, wie ihr Vater und Großvater waren, zu sterben. Aber diese ruhigen Minuten dauren nicht lange. Ihr eingeschläferter Hochmuth erwacht von neuem, und sie sehen mit neidischen Augen neue Fehler an dem Mann, dessen verliehener Rang ihnen, und noch mehr ihren Weibern, ein Gräuel ist.

Wenn ein solcher Mann jährlich 10 fl. entrichtet, so soll er die Erlaubniß haben, Alles, was ich oben angeführt, im Ernste zu glauben. Es soll ihm vergönnt sein, in seiner Tabaksgesellschaft stolz auf seinen Bauch zu schlagen, und beim Teufel zu schwören, daß er es nicht einmal annehmen würde, wenn man ihn auch aus einem alten Bürger zum neuen Edelmanne machen wollte. Und gibt er jährlich noch etwas, als ein freiwilliges Geschenk, in meine Gedankenkasse; so soll es seiner Frau erlaubt sein, sich von ihrem Ladenjungen Ew. Gnaden nennen zu lassen.

Da ich mich hier, wie ich hoffe, so billig und unparteiisch gezeigt habe; so wird man mir verzeihen, wenn ich von denjenigen noch ein Wort sage, welche bei ihrem angeerbten Vermögen eher nicht ruhig sein können, als bis sie die Vorzüge des Adels an sich gekauft haben. Weil sie den gänzlichen Mangel anderer Verdienste dadurch eingestehen, daß sie diese Würde für Geld erhandeln; weil sie die Thorheit haben, sich derer zu schämen, die ihnen an Geburt gleich sind, und sich in die Gesellschaft derjenigen einzudrängen, die sich ihrer

schämen müssen: so will ich beiden, ohne Erlegung einiger Taxe, die Erlaubniß zugestehen, über diesen ohne alle Verdienste erlangten, und nur durch baares Geld erhandelten Adel zu spotten. Aber dieser Eitle soll jährlich für sich und seine Nachkommen 50 fl. steuern. Und hat er sogar eine zahlreiche Familie, und dennoch so viel Vermögen nicht, daß ein jedes von seinen Kindern mit eben der Gemächlichkeit, wie er es vielleicht thut, den nöthigen Aufwand bei seinem neuen Range behaupten kann; so soll er, zur Bestrafung dieser Lieblosigkeit gegen seine unschuldigen Nachkommen, obige Summe doppelt erlegen, und dadurch das Recht erlangen, sich niemals mit den traurigen Gedanken zu beunruhigen, daß er durch seine eitle Thorheit bemittelte Bürgerskinder zu armen Edelleuten gemacht habe.

Die unerwarteten politischen Veränderungen sind oft für die größten Staatsmänner ein unauflösliches Räthsel. Man gibt sie gemeiniglich dem Eigensinn des Glücks Schuld. Es ist unrecht. Ich will so mitleidig sein, und die Welt aus einem Irrthum reißen, der dem Glück so nachtheilig ist.

Peter Hum ist Schuld daran! Peter Hum? Ja freilich! Dieser Mann, den die Welt nicht kennt, den sogar in der Stadt, worin er wohnt, nur Wenige kennen, dieser Mann ist seit Karls des Sechsten Tode an allen Verwirrungen Schuld. Er residirt in einem sehr weitläuftigen und weichgepolsterten Großvaterstuhl, in welchem sein politischer Bauch von früh neun Uhr bis Abends um acht Uhr ausgestreckt liegt, und die ganze Welt regiert. Denn das muß man wissen, daß dieser

Mann ganz Bauch ist, nur für seinen Bauch lebt, und mit dem Bauche denkt. Sein Vater, ein geschickter und vermögender Kaufmann, war über die unempfindliche Trägheit seines sich mästenden Sohnes sehr bekümmert. Er sann immer auf Mittel, ihn in Bewegung und Geschäfte zu bringen; aber alle seine guten Absichten wurden durch die weibische Verzärtelung seiner Mutter hintertrieben, welche ihrem einzigen Sohne nichts verstattete, als zu schlafen und sich zu füttern. Sie wußte, daß ihr Vermögen hinreichend genug sein würde, ihn gemächlich zu nähren: sie konnte es daher nicht über ihr mütterliches Gewissen bringen, daß sie ihm einige Arbeit oder Beschäftigung hätte zulassen sollen, welche ihn an der Verdauung hindern können. In den wenigen Stunden, wo er nicht schlief, und nicht aß, mußte er neben ihr auf dem Kanapee sitzen, und ihr politische Zeitungen vorlesen, von welchen sie, in Ermangelung neuer Stadtzeitungen, eine besondere Liebhaberin war. Sie freute sich über die große Fähigkeit ihres lieben Sohnes, welcher schon im fünfzehnten Jahre vermögend war, ganz deutlich und vernehmlich zu lesen. Sie war gewohnt, alle Staats= und andere Neuigkeiten zu beurtheilen, und kraft ihrer Einsicht die politischen Fehler gekrönter Häupter eben so scharf zu tadeln, als die wirthschaftlichen Fehler ihrer Frau Gevatterin. Diese vorwitzigen Urtheile gefielen ihrem feisten Jungen. Er plauderte von den politischen Händeln damaliger Zeiten so dreist und so dumm, wie seine wertheste Mama, welche vielmals über seinen frühzeitigen Verstand die bittersten Thränen vergoß, da sie nicht ohne Grund befürchtete, daß

das kluge Kind unmöglich lange leben könnte. So war die bequeme Erziehung, welche ihm die Mutter gab, und über welche sich der Vater unendlich betrübte, ohne daß er im Stande gewesen wäre, dem Uebel abzuhelfen, weil er nur Vater war, die Mutter aber Europa und sein ganzes Haus regierte. Endlich traf er doch die glückliche Stunde, wo er ihr begreiflich machen konnte, daß es der Gesundheit und dem guten Namen ihres Sohnes sehr zuträglich sein würde, wenn er auf Reisen ginge. Nach vielen ängstlichen Widersprüchen gab sie ihre Einwilligung dazu, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß seine erste Reise nicht weiter, als nach Holland zu ihren Freunden, gehen sollte; so wie ein Vogel mit seiner jungen Brut aus dem Neste zuerst nur auf die nächsten Zweige flattert, wenn er sie gewöhnen will, auszufliegen. Niemand, als die Mutter, war vermögend, ihren Sohn zu bereden, daß er sich diese Reise gefallen ließ. Er wußte wohl, daß er nirgends eine so liebe Mama, und nirgends ein so weiches Kanapee finden werde, als in dem väterlichen Hause. Endlich aber wälzte er sich doch aus seiner Mutter Schooße, und reiste von Münster bis nach Osnabrück, wo er bei seinen Freunden etliche Wochen ausruhte. Hier bekam er unvermuthet die Nachricht, daß sein Vater an einem Schlagflusse gestorben sei. Er kroch also ohne Verzug in das väterliche Haus zurück, nahm das hinterlassene Vermögen in Besitz, streckte sich ruhig auf seinen Sopha, und übersah von diesem Posten, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, die er, nach dem Tode der Mutter, seine ehemalige Amme besorgen

ließ, alle geheime Bewegungen der Potentaten, und überlegte mit seinem Markthelfer, in wie weit sie zu billigen wären, und dachte auf Vorschläge, sie zu hintertreiben, wenn sie seinen Absichten gefährlich zu sein schienen. Seit dem Jahre 1740 ist er in großer Unruhe gewesen. Der Tod des Kaisers überraschte ihn zu geschwind, ehe er sich in gehörige Positur hatte setzen können. Anfänglich hielt er es mit den Franzosen; aber die Sache ging zu weit, und weil sein Markthelfer einen Schwager unter den Husaren hatte, so schlug er sich zum Hause Oesterreich, und gab der Sache bald ein anderes Ansehen. Der Aachner Friede ist gar nicht nach seinem Sinne; er hofft aber auch, ihn noch zu überleben. Persien hat er nun bald in Ordnung. Anfänglich wollte er, zur Ehre der christlichen Religion, den Prinz Heraklius auf den Thron bringen; da er aber von guter Hand erfuhr, daß derselbe der protestantischen Religion nicht zugethan sei, so schickte er ihn wieder nach Hause. Der König Theodor macht ihm viel Sorge. Er möchte ihn, als seinen Landsmann, gern wieder auf den korsischen Thron bringen; nur kann er noch kein Mittel ausfinden, die Schulden desselben in England zu bezahlen. Er überlegt diese Sache mit seinem Barbier, den er in wichtigen Fällen zu Rathe zieht, wenn er es mit seinem Markthelfer nicht allein bestreiten kann.

Was soll ich mit diesem politischen Don Quixote machen? Weil er bei seiner Faulheit der Welt gar nichts nützt, so soll er doch wenigstens seine Staatsgedanken verzollen.

Für jeden feindlichen Einfall, den er in fremde Staaten thut, gibt er 5 fl.

Den Aachner Frieden soll er nicht wohlfeiler, als für 20 fl. brechen.

Für die asiatischen Händel zahlt er in Bausch und Bogen 50 fl.

Erfahre ich, wie ich es vermuthe, daß er mit den spanischen Küstenbewahrern unter einer Decke liegt; so soll er sich entweder zu den Engländern schlagen, oder jährlich für seine Kaperei 15 fl. erlegen.

So oft er an einem der europäischen Höfe einen Staatsfehler entdeckt, so soll er schuldig sein, dieses Vergnügen über seine schlaue Einsicht mit 20 Stübern zu lösen. Ich setze mit Fleiß keine große Summe; denn sonst würde ich ihn in kurzer Zeit an den Bettelstab bringen, da beinah kein Posttag vergeht, wo er nicht einige dergleichen Fehler entdeckt.

Bringt er die Sache mit dem Könige Theodor nicht zu Stande; so soll er ein für allemal 10 fl. entrichten, und dafür die Erlaubniß haben, zu glauben, daß er gewiß zu seinem Zwecke gelangt sein würde, wenn Theodor nicht selbst zu schläfrig gewesen wäre.

Ich will ihm erlauben, daß er sich zu dieser Gedankensteuer von seinem Markthelfer und dem Barbier einen Zuschuß geben lasse.

Es ist mir nahe gegangen, so oft ich an die Eifersucht gedacht habe, welche man an den meisten Orten zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten wahrnimmt. Ich sage gar nichts Neues, wenn ich behaupte, daß die Handlung das Leben eines Staats ist. Sie unterhält eine Menge von Menschen in Bewegung, welche den wichtigsten Theil der Unterthanen ausmachen. Hundert emsige Fa=

milien haben ihr Brod durch die Hand eines einzigen Kaufmanns, welcher in seiner Schreibstube die Korrespondenz führt. Dieses nützliche Mitglied des gemeinen Wesens sorgt für unsere Bequemlichkeit, und bringt uns mit den entferntesten Gegenden der Welt in die genaueste Verbindung, ohne daß wir es merken, und ohne daß wir nöthig haben, etwas weiter zu thun, als ihm einen geringen Vortheil für seine Mühe zu gönnen. Wie viel Sachen würden wir entbehren müssen, welche die Gewohnheit, die Bequemlichkeit, und, wenn ich es sagen darf, unsere Wollust unentbehrlich gemacht haben? Ohne die Handlung würden wir genöthigt sein, uns mit der Armuth unsers Vaterlandes kümmerlich zu behelfen, anstatt daß wir uns nunmehr den Ueberfluß der entferntesten Himmelsgegenden eigen machen. Der Gelehrte sieht dieses; er läßt sich den Vortheil gefallen, und verachtet in seinem Herzen den Mann, der sein Leben und seine Bequemlichkeit daran gewagt, uns so viele Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen. . . . Aber dieser Mann weiß doch nichts von dem unendlich Theilbaren, nichts von Mitteln und Zwecken, nichts von dem Satze des Widerspruchs, nichts von Cirkulirung des Geblüts, von seinen eigenen Muskeln nichts. Er ißt, und weiß nicht, wie er verdaut; er trinkt, und weiß nicht, wie dieser Trank sich in so verschiedene Säfte verwandelt. Er wird nach Italien reisen, ohne den Vesuv zu besehen, und ohne in Rom nach der Gegend zu fragen, in welcher das Haus des Cicero gestanden hat. Er wird sich die Schätze von Florenz zeigen lassen; aber nicht den Kodex. Er kennt die Levante,

und weiß nicht, wo Troja gelegen hat. Xanthus ist ihm ein fremder Name: aber wo die Wolga fließt, das weiß er wohl. . . . Ich gebe das Alles zu. Aber schadet die Unwissenheit dieses Mannes dem Vaterlande so viel, als sein Fleiß ihm nützt? Er weiß vieles nicht, es ist wahr; aber er weiß Geld zu verdienen: eine Kunst, um welcher willen wir Gelehrte Tag und Nacht Quartanten lesen und Folianten schreiben, und doch oft in einem ganzen Jahre mit unserm Griechischen und Latein so viel nicht verdienen, als der Kaufmann in einem Tage durch Provision verdient. Da der Kaufmann und der Gelehrte einerlei Absichten, und doch nicht einerlei Wege haben, zu dieser Absicht zu gelangen; so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es kommen müsse, daß sie sich unter einander anfeinden; und noch unbegreiflicher ist es mir, warum der Gelehrte den Kaufmann verachtet, da er sieht, daß dieser in Erlangung seiner Absichten viel glücklicher und geschwinder ist, und es immer höher bringt, als er. Ich wünschte wohl, daß die Gelehrten hierin billiger urtheilen möchten. Derjenige, welcher gut rechnet, und der, welcher gut denkt, sind beide dem Vaterlande unentbehrlich. Darf ich es wagen, meine Gedanken hiervon zu eröffnen? Ist nicht der Hochmuth unserer Gelehrten, und folglich ihre Pedanterei, Schuld an der stolzen Miene, die sie dem Kaufmanne machen? Ich werde diesen Satz bei meiner Gedankensteuer zum Grunde legen.

Ein Gelehrter, welcher das Recht haben will, zu glauben, daß sein Handel mit neuen Wahrheiten wichtiger und dem Vaterlande nützlicher sei,

als der Handel eines Kaufmanns mit Waaren aus inländischen Manufakturen, der soll sich dieses Recht jährlich mit 2 fl. erkaufen.

Hält ein Mann sich um deßwillen für gelehrt, weil er eine weitläuftige Kenntniß von alten Münzen besitzt, und will er die Freiheit haben, den Kaufmann, weil er alles dieses nicht weiß, als einen Idioten zu verachten, ob dieser gleich zu seinem bessern Vortheil den Wechselcours und die Agiorechnung gründlicher versteht; so muß er für diese Freiheit geben 1 fl.

Will ihm der Philosoph vorwerfen, daß er nichts verstehe, da er nichts vom Satze des Widerspruchs und andern tiefsinnigen Gaukeleien weiß, die mancher Philosoph selbst nicht versteht, so soll er entweder 3 fl. entrichten, oder sich im Komtoir des Kaufmanns seine philosophischen Wahrheiten vom Widerspruche, vom Unendlichtheilbaren, von Mitteln und Zwecken praktisch lehren lassen, die der Kaufmann immer am besten versteht und am nützlichsten ausübt, ohne zu wissen, daß sie dergleichen zaubermäßige Namen haben.

Der Kaufmann weiß vielleicht nicht, wie sein Magen die Austern verdaut und in was für Säfte sich der ungarische Wein zertheilt, den er trinkt; aber ich glaube, er wird lieber in dieser Unwissenheit bleiben, als an der sparsamen Tafel seines Arztes eine Gelehrsamkeit erlangen wollen, welche so nahrhaft bei weitem nicht ist, als seine bisherige Ungelehrsamkeit, bei der es ihm wohl geschmeckt hat. Ich will hier zwei Vorschläge thun: Entweder der Gelehrte soll an dem leckerhaften Ueberflusse der Tafel seines Kaufmanns Antheil neh-

men und, so oft er von Tische aufsteht, bekennen, daß dieser Ungelehrte gründlicher speist, wenn auch er gründlicher denkt; oder wofern, wie ich fast glaube, dieses seinem gelehrten Ehrgeize zu empfindlich wäre, so soll er jährlich zu meiner Kasse entrichten 4 fl. und sodann befugt sein, zu glauben, daß es weit anständiger sei, zu hungern und doch zu wissen, wie man verdaut, als bei dem Ueberflusse der Mahlzeit aufgeräumt und fett zu werden, ohne zu wissen, wie beides zugehe.

Ich bin überzeugt, daß mir diese Stelle von den Verdiensten der Kaufleute bei vielen Gelehrten eine verdrießliche Miene und in vielen Schreibstuben einen lauten Beifall zuwege bringen wird. Ich will hoffen, daß ich diesen durch das, was ich jetzt sagen will, nicht wieder verlieren werde.

So unerträglich mir der Stolz einiger Gelehrten ist, welche den Handelsmann unendlich tief unter sich zu sein glauben; so unerträglich und noch weit abgeschmackter ist der pöbelhafte Hochmuth einiger Kaufleute, welche die wesentlichen Vorzüge eines Menschen vor andern Geschöpfen nur in der Geschicklichkeit suchen, Reichthümer zu sammeln; welche diejenigen ihrer Achtung nicht würdig schätzen, deren Beruf es ist, mehr für die Ausarbeitung der Seele, als für die Füllung des Beutels zu sorgen; mit einem Worte, welche alle Gelehrte nicht anders ansehen, als ihren Informator. Diese wuchernden Kreaturen, welche nicht weiter denken, als sie rechnen können, sollten überlegen, daß sie nicht einmal rechnen könnten, wenn nicht der Gelehrte diese Kunst zu der gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht hätte. Ohne die Entdeckung der

Gelehrten würden die Kaufleute Batavia und Brasilien nicht zu finden wissen; und bei allen Reichthümern, die der Kaufmann gerechter, oder auch ungerechter Weise zusammen gescharrt hat, kann er nicht glücklich sein, wenn er nicht denkt, wie der Philosoph.

Ich will versuchen, ob ich diesen Unbilligkeiten durch meine Gedankensteuer Einhalt thun kann. Vielleicht erreiche ich hier meinen Endzweck eher, als bei den Gelehrten, da die Gelehrten immer hartnäckiger sind, und lieber den letzten Groschen hingeben, als gestehen, daß sie Unrecht haben; viele Kaufleute aber Alles einräumen, was man von ihnen verlangt, wenn man nur kein Geld verlangt.

Ein Kaufmann, welcher glauben will, das edelste Geschöpf unter der Sonne sei dasjenige, welches weder ißt, noch trinkt, noch schläft, von wahrer Liebe, von wahrer Freundschaft, von Geselligkeit nichts weiß, ausser der Rechenkunst alle Künste verachtet, aber welches anstatt dessen Reichthümer sammelt; ein Kaufmann, der dieses glauben will, der soll alle Jahre zehn pro Cent von demjenigen abgeben, was er durch Bevortheilung und dergleichen ungerechte Wege erbeutet. Das wird meiner Kasse erstaunliche Summen einbringen. Denn ein Kaufmann, der im Stande ist, so niederträchtig zu denken, dem ist auch kein Mittel niederträchtig genug, reich zu werden. Ich kenne zwei gute Häuser, eines in Mainz, das andere in Straßburg, von denen ich durch diesen Satz jährlich wenigstens drei tausend Gulden zu heben hoffe.

Ein Kaufmann, welcher von allen schönen Wissenschaften ein so unwissender Feind ist, daß er

die Kosten scheut, seinem einzigen Sohne eine anständige Erziehung zu geben und ihn noch etwas mehr lehren zu lassen, als was zum Buchhalter gehört, der soll jährlich geben 100 fl. . Es ist eine ziemlich große Summe, ich läugne es nicht; aber er ist auch ein großer Narr, der er seinem Sohne auf diese Art alle Mittel benimmt, das bereits erworbene Vermögen vernünftig zu genießen, und da er ihn verdammt, in seinem ganzen Leben weiter nichts zu thun, als Geld zu sammeln und es auch nicht zu nutzen.

Glaubt ein Kaufmann, seine todten Reichthümer, die er für sich selbst sorgfältig verschließt, wären vermögend genug, ihm die Hochachtung der Vernünftigen, die zärtliche Liebe seiner Kinder und die segnenden Wünsche der Armen zuwege zu bringen; so soll er sich mit der Vorstellung eines solchen Glücks, das nur vernünftigen Reichen gehört, nicht länger schmeicheln, oder, wenn er es doch thun will, jährlich 200 fl. beisteuern; und alsdann soll kein Mensch befugt sein, ihm zu entdecken, daß er seinen vernünftigen Mitbürgern lächerlich und verächtlich ist, daß seine Kinder mit ungeduldiger Sehnsucht auf seinen Tod warten, daß die Armen, die er Noth leiden läßt und denen er wohl nicht einmal das Schuldige bezahlt, ihn in ihrem bekümmerten Herzen und öffentlich verfluchen, und daß alle Patrioten dem Vaterlande zum Besten wünschen, daß er sich noch heuer über seiner Kasse aufhängen möge.

Dieses wäre also ein kurzer Entwurf von dem, was ich zur Abstellung der Eifersucht zwischen den Gelehrten und den Kaufleuten bei meiner Gedan=

kensteuer anzuordnen gedenke. Ich will dadurch entweder der Verachtung und den unbilligen Vorurtheilen beider Theile gegen einander vorbeugen; oder, wenn dieses ja nicht möglich sein sollte, so hoffe ich doch wenigstens dadurch für das Vaterland einigen Nutzen von ihrer unverbesserlichen Thorheit zu ziehen.

Von dieser Klasse allein werde ich in Deutschland und in den Niederlanden jährlich so ansehnliche Summen heben, daß ich einen großen Theil meiner wohlthätigen Ausgaben damit zu bestreiten, und nach dem Plane, den ich im Eingange dieses Projekts geäußert, wenigstens ein paar tausend schwärmende Freigeister und noch etliche verhungerte Goldmacher zu füttern im Stande bin.

Aus England verspreche ich mir wenig Vortheil, wenn auch schon dieser Artikel daselbst angenommen werden sollte. Denn bei den Engländern ist der Kaufmann ehrgeizig genug, sich den Namen eines Gelehrten zu verdienen, und der Gelehrte niemals beredter und witziger, als wenn er auf die Vorzüge und nützlichen Verdienste der Kaufleute zu reden kommt.

Auch in Frankfurt und in Hannover hat man diese engländische Art zu denken in etlichen Häusern zugleich mit dem Rostbeef angenommen.

Auf meiner letzten Reise nach Leipzig habe ich das unerwartete Vergnügen gehabt, viele Familien kennen zu lernen, wo schon die Väter so billig gedacht hatten. Ja, es behauptete sogar in öffentlicher Gesellschaft ein alter bemittelter Banquier: Der Kaufmann belohne sich selbst durch seinen eignen Fleiß; aber Gelehrte müsse man durch

Hochachtung und Belohnung aufmuntern, da sie gemeiniglich erst von der Nachwelt belohnt würden. Ein Kaufmann, der diese Pflicht versäume, sei des Vermögens unwürdig, das sein Fleiß erworben habe. Ich freute mich über diese großmüthigen Gedanken, und war dafür so erkenntlich, daß ich diesem rechtschaffenen Patrioten die Warnung ins Ohr sagte: Er möchte es ja nicht wagen, eine solche Meinung in . . zu äußern, weil er dadurch auf dem ganzen Platze seinen Kredit verlieren würde.

Ich werde mich bei diesem Artikel von den Gelehrten noch etwas länger aufhalten. Die Materie ist unerschöpflich.

Wenn es in andern Kreisen so ist, wie bei uns; so wimmelt Deutschland von lächerlichen Geschöpfen, welche sich unter einander Gelehrte nennen und doch auf diesen so ansehnlichen Titel gar keinen Anspruch weiter haben, als diesen, daß sie keine Handwerksleute sind. Bisher hat man immer geglaubt, daß diese Leute dem Lande, wo nicht zur Last, doch wenigstens unnütz wären. Ich aber bin dieser Meinung niemals gewesen; denn ich habe nachgerechnet, daß allein in . . . die Accise jährlich neun hundert bis tausend Gulden, nur von Papier, Federn und Dintenpulver gewinnt, welche daselbst konsumirt werden.

Desto mehr freue ich mich, da ich eine Gelegenheit habe, diesen sogenannten Gelehrten ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie sich von allem Vorwurfe befreien und der Welt zeigen können, wie nützlich sie einem Lande sind. Wenigstens zur Kontribution sind sie vortrefflich zu gebrauchen;

ein Beweis, daß in der Welt nichts so schlecht und gering sei, es sei wenigstens zu etwas gut.

Ich will ihrentwegen einen Vorschlag thun, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht alle mit dem offnen Beutel in der Hand gelaufen kommen sollten, um ihre Schatzung zu entrichten.

Von den Gelehrten, die sich Dichter, die aber Vernünftige nur Schmierer und, wenn sie recht glimpflich urtheilen, Gratulanten nennen, will ich anfangen, da sie selbst gemeiniglich von sich und ihren Schriften zuerst anfangen. Denn nach derjenigen Rangordnung, welche diese Herren auf dem Parnaß eingeführt haben, kommen sie unmittelbar nach den Halbgöttern. Ja, man hat die Bemerkung gemacht: Je schlechter ein Poet ist, desto höher ist auch der Rang, dessen er sich über Andere anmaßt. Um mich bei diesen verewigenden Reimern einzuschmeicheln, sollen sie unter meinen Gelehrten die ersten sein, die ich in das Schatzungsregister bringe.

Diejenigen Dichter, welchen die Kritik diesen Titel zugesteht, mag ich nicht einmal schätzen; es würde sich der Mühe nicht verlohnen. Legte ich auch einen jeden mit zwanzig Gulden an, so würden doch kaum zwei hundert Gulden heraus kommen. Was will das sagen? Und auch diese wenigen würden zu furchtsam sein, es zu gestehen, daß sie wirklich gute Poeten sind. Denn das ist immer der Fehler von guten Dichtern, daß sie es am wenigsten glauben, und bei dem verdienten Lobe, das ihnen Andere geben, noch immer schüchtern bleiben, und es eher für eine Schmeichelei, als für ein verdientes Lob halten. Diese wenigen mögen frei

bleiben, da ich sie ohnedem nach meinem ersten Entwurf nicht füglich zu meiner Gedankensteuer ziehen kann, als welche den Kontribuenten ein Recht geben soll, sich das zu dünken, was sie nicht sind; und da Dichter von dieser Gattung immer, wie gesagt, weniger von sich denken, als sie zu denken wohl befugt wären.

Es gibt noch tausend Andere, welche diesen Mangel reichlich ersetzen, und welche von sich selbst so viel unverdiente gute Einbildung haben, daß sie die Erlaubniß dazu nicht theuer genug lösen können.

Keiner von ihnen soll künftig das Recht haben, sich des Titels eines unsterblichen Dichters anzumaßen, wenn er nicht seinen Lorbeer mit 5 fl. löst.

Die Anzahl dieser Dichter hat sich im vorigen Jahre in Ober- und Niedersachsen auf sechstausend fünfhundert und sechs und achtzig Stück belaufen, worunter diejenigen nicht einmal gerechnet sind, welche dann und wann noch ein leidliches Gedicht machen. Dieses trägt, richtig gerechnet, in einem Jahre . . **32,930** fl.

Wer diese 5 fl. erlegt hat, und bei den Kunstrichtern gehörige Quittung vorzeigt, dem soll Niemand den Titel eines göttlichen Poeten absprechen, bei Strafe von 20 Goldgulden Rheinisch.

Wer von ihnen die Gewalt haben will, Andere mit Vorlesung seiner Gedichte zu quälen, der muß diese Gewalt mit Geld erkaufen. Es ist billig, daß die Angst, welche einzelne Personen dabei ausstehen, dem ganzen Lande zu Gute komme. Umsonst wenigstens können sie nicht verlangen, daß man ihnen zuhöre. Für das erste Vorlesen zahlen sie 2 Stüber; für das zweite 4 Stüber, und

für die dritte Wiederholung 8 Stüber. Oefter dürfen sie es nicht thun. Die Zuhörer würden es in die Länge nicht ausstehen können; und es ist doch gleichwohl billig, daß man bei einer öffentlichen Auflage mit darauf sehe, daß wegen des gemeinen Besten einzelne Unterthanen nicht ganz ruinirt werden. Weil nun vermöge der Erfahrung alle schlechten Poeten ihre Schriften wenigstens dreimal vorlesen, so beträgt diese Auflage . 14 Stüber.

Und da, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, ein jeder schlechter Poet das Jahr über zum wenigsten dreihundert und fünf und sechzig elende Gedichte verfertigt; so kommt eine ansehnliche Summe heraus.

Alle Poeten, die über sechzig Jahre sind, zahlen diese Taxe doppelt; denn unter allen sind sie am unerträglichsten.

Wer 30 Stüber zahlt, soll befugt sein, die Leute auf der Gasse anzufallen, und ihnen vorzulesen.

Alle Poeten behalten die natürliche Freiheit, ihre Arbeiten, wenn sie ganz allein sind, laut zu lesen, so oft sie wollen. Sie dürfen auch darüber lachen, ohne einen Deut Kontribution zu entrichten. Doch ist wohl zu merken: wenn sie dieses thun, so müssen ihre Stuben abgelegen, und die Vorhänge fest zugezogen sein, damit Niemand von der Nachbarschaft dadurch geärgert werde.

Die Dichter, welche mit dem Weihrauch unter dem Volke herumgehen, und ihren Segen Bekannten und Unbekannten ertheilen, werden es nicht unbillig finden, daß sie auch einen Beitrag geben. Sie wünschen den Leuten beständig Gutes; nun

mögen sie ihnen auch einmal Gutes thun. Ich will nicht so lieblos sein, wie die Kunstrichter, welche diese gratulirenden Insekten lieber gar vom Parnaß vertilgen möchten, und sie mit ihren schönen Spielwerken und bunten Raritäten nicht einmal in den stillen Morästen des Parnasses ruhig quaken lassen. Desto billiger will ich sein, da ich überzeugt bin, daß die Natur nicht einmal den verachtetsten Wurm umsonst schafft, geschweige denn einen Gratulanten. Wie gesagt, ich will es billig mit ihnen machen; und ich erwarte auf meinen Geburtstag, welcher der dreizehnte Oktober sein wird, die gereimte Danksagung dafür.

Hier ist meine Taxe. Und wenn ich selbst ein Gratulant wäre, so könnte ich die Preise nicht leidlicher setzen.

Ein Mäcenas. Wer diesen in seinen Versen braucht, gibt . . . . 1 Stüber.
Gepriesener Mäcenas . . . 2 Stüber.
Saiten, Leier, Rohr, für jedes 2 Deut.
Ein Haberrohr, eben so viel . . .
Beschwörung der Alten . . . 1 Schilling.
Und wer den Achill bannt, zahlt 2 Schillinge.
Ein Gott durch die Bank . . 1 Stüber.
aber Apoll geht umsonst mit darein.
Fama, nachdem sie stark oder schwach bläst, ... ½ Stüber.
oder auch . . . . 1 Stüber.
Blitz, Hagel, Donner, oder andere Meteore werden geschätzt auf 1 Deut.
Ist die Dosis gar zu stark, so zahlt der Dichter . . . . 4 Deut.
Der Zeiten Zahn zu wetzen . 1 Deut.

Liebesgötter und Grazien werden in dem Preise bezahlt, wie die Götter überhaupt.

Wenn die Grazien wiegen müssen, kostet es . . . . 1 Fettmännchen.

Flohr, Boy, Cypressen, wenn sie zu der Leiche eines Handwerksmannes gebraucht werden, kosten . . 1 Stüber.

Sind sie aber für eine Standesperson, nur . . . . ½ Stüber.

Ein Wortspiel auf den Namen desjenigen, den der Gratulant besingt, kostet billig . . . . . . 1 Schilling; und es ist nicht zu viel; denn in der That ist das Wortspiel gemeiniglich das Hauptwerk vom Gedicht.

Nach diesen Preisen werden die übrigen Taxen gar leicht festzustellen sein.

Nun mache man einmal den Ueberschlag auf folgende Art: unter 6586 elenden Dichtern sind wenigstens 4000 Gratulanten. In einem Jahre haben die Mäcenaten in Ober- und Niedersachsen, ich will nur wenig sagen,

10000 Geburtstage,
20000 Namenstage. Hierzu kommen:
1000 Hochzeiten ungefähr,
2000 Leichen, und
3000 außerordentliche Begebenheiten, die nothwendig besungen werden müssen. In einem jeden Liede, welches der Nachwelt angestimmt wird, kommen wenigstens 30 Stücke vor, die taxmäßig sind. Dieses beträgt nach einem Ueberschlag, den ich sehr sorgfältig gemacht habe,

. . 105426 fl. . 1½ Stüber .

man kann mir nachrechnen, so wird man finden, daß die Summe richtig ist. Unter diese Gedichte muß der Gedankenkontributionseinnehmer pflichtmäßig attestiren, daß die Taxe ohne Reste, in guten gangbaren Münzsorten erlegt sei; und alsdann hat der Verfasser die Erlaubniß, sich mit der Unsterblichkeit zu schmeicheln; kein Mensch soll sich unterstehen, ihn einen elenden Reimer zu nennen, und Niemand von der Gesellschaft soll, bei schwerer Pein, und bei Strafe, das ganze Gedicht siebenmal durchzulesen, befugt sein, in das geistvolle Karmen eher, als nach völlig aufgehobener Tafel, Konfekt zu wickeln.

Da die arkadischen Dichter sich nur mit Klee und Milch behelfen; so wird ihnen das Geld ohnedem nichts nütze sein, und desto eher können sie einen Beitrag geben. Zu Vermeidung aller Streitigkeiten will ich auch den vornehmsten Hausrath eines Schäferdichters taxiren.

Eine beperlte Flur	½ Stüber.
Krystallene Bäche	½ Stüber.
Wer in eine Buche den Namen schneidet, gibt nach dem Holzmandate, ein altes Schock; thut nach unserer Münze .	6½ Schilling.
Eine Heerde Lämmer	1 Stüber.
Ein Bock	1 Deut.
Ein Bock mit Glocken . . .	2 Deute.
Hylax	4 Deute.
Käse, Milch und Butter wird um den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt.	

Kofent ist steuerfrei.

Phyllis	½ Schilling.
Eine grausame unerbittliche Phyllis	1 Schilling.
Gibt Phyllis dem Myrtill eine Ohrfeige, so zahlt der Dichter für ihre Grobheit	2 fl.
Erhängt sich Myrtill	3 Schillinge.
Ein Schäferbengel, ein Lümmel, wird unter den Bauern in Arkadien gebüßt mit	1 fl.

Unsere gesitteten Schäferdichter können es also auch nicht wohlfeiler verlangen.

Wer sich diesen leidlichen Taxen unterwirft, dem gebe ich die Erlaubniß, zu glauben, daß sein Schäfergedicht witzig, artig und schalkhaft sei. Er soll niemals an den Virgil und Fontenelle denken, ohne mit der beruhigenden Zufriedenheit eines elenden Poeten über die unendlichen Vorzüge, die er vor jenen hat, beifällig zu lächeln. Mit einem Worte: kraft dieser erlegten Gedankensteuer soll er der göttlichste Dichter in Ober- und Niedersachsen sein, da er außerdem freilich der unsinnigste Narr in ganz Arkadien sein würde.

Da gegenwärtige Abhandlung nur eine vorläufige Probe von dem Tarif sein soll, welchen ich künftig wegen dieser Gedankensteuer bekannt machen will, wofern mein Vorschlag den gehofften Beifall finden sollte; so werde ich für jetzt nicht nöthig haben, die übrigen Arten der Gedichte auf eben diese Weise zu taxiren, Im Vorbeigehen will ich nur erinnern, daß in einem Trauerspiel

ein O!	2 Stüber,
ein Ach!	2 Stüber,
ein O! und Ach! zusammen .	4 Stüber,

ein O! ihr Götter! . . . . . 6 Stüber,
ein Dolchstich . . . . 1 Schilling,
und ein jeder matter Gedanke . 1 Deut

kosten solle. Und wer ein gar zu elendes Trauerspiel verfertigt, wenn es auch schon nach allen Regeln des Aristoteles elend wäre, der soll es entweder in seinem eigenen Kamin verbrennen; oder, wenn er doch so hartnäckig ist, es öffentlich aufführen zu lassen, so soll er dem Publiko pro redimendia vexa, (als Loskaufungspreis von der Strafe) 5 fl. erlegen, die ich zu meiner Gedankensteuer nehmen, und sodann auf meine Kosten die öffentliche Kritik veranlassen will; daß wir nunmehr in unserem Vaterlande endlich einmal auch ein Original haben, welches wir unsern stolzen Nachbarn entgegensetzen können.

Bei den Lustspielen werde ich mich schon etwas länger aufhalten müssen. Da der Verfasser und die Komödianten mit den artigen Unflätereien den meisten Beifall und das meiste Geld verdienen; so werde ich wohl auf diese die stärkste Taxe legen. Ich werde aber einen sehr sorgfältigen Unterschied zwischen den witzigen Zoten des Dichters, zwischen dem zweideutigen Schwung, den die Mienen die Aussprache, und besonders die Stellung des Frauenzimmers, welches die Rolle hat, einem oft gleichgültigen Ausdrucke geben, und endlich zwischen den unflätigen Auslegungen machen, welche der Parterrepöbel (denn auch in Deutschland gibt es auf dem Parterre viel witzigen und angesehenen Pöbel) bei einer Stelle macht, die weder der Dichter unvorsichtig gedacht, noch der Komödiant leichtsinnig vorgestellt hat.

Wegen unserer höheren Gedichte bin ich bei mir selbst noch sehr unschlüssig. Ich weiß in der That noch nicht, wodurch ich am meisten verdienen werde, ob durch das hoch am Olympe dahin ertönende Brüllen der Donner einiger unglücklichen Nachahmer des Hexameters, oder durch die glänzende Sonne und liebliche Wonne unserer kriechenden Reimer. Ich will die Sache überlegen.

Weil meine patriotische Fürsorge sich auf alle Arten des Witzes erstreckt; so kann man wohl glauben, daß ich auch für diejenigen sorge, welche in den übrigen Arten der Gedichte unsterblich werden wollen, ob man gleich einem ehrlichen Mann nicht einmal ihre Prosa zu lesen ansinnen darf. Ich gebe ihnen mein Wort: Sie sollen in Gesellschaften alle Vorzüge eines wahren Dichters haben; aber freilich, für baares Geld, denn ohne dieses können sie unmöglich verlangen, erträglich zu sein.

Noch ein paar Worte will ich von den andern Arten der Skribenten sagen, welchen ich durch meine Taxen das Recht gebe, sich unter die Gelehrten zu mengen, ob ihnen gleich die Welt, die Kunstrichter, und vielmals ihr eigenes Gewissen sagen, daß sie in diese ehrwürdige Zunft nicht gehören.

Ich habe an verschiedenen meiner Landsleute *) wahrgenommen, daß ihr Witz und ihr Verstand mit den reifenden Jahren auf eben die Art abnimmt, wie er in andern Gegenden Deutschlands,

---

*) Daran dürfen wir unsere Leser nicht mehr erinnern, in welchem Lande Herr Anton Pansa dieses schreibt.

und, wie ich vermuthe, in der ganzen Welt zunimmt. Wo das herkommen mag, weiß ich nicht; daß es aber in der That so ist, lehrt mich die Erfahrung alle Messen. Ich habe weise Knaben kennen lernen, welche in ihrem sechszehnten Jahre, durch verschiedene Blätter in moralischem Format, strenge und einsehende Sittenrichter der Welt waren; und im dreißigsten Jahre waren sie kaum noch geschickt, einen Winkelschulmeister abzugeben. Andere verfochten schon im fünfzehnten Jahre das Ansehen und die Wahrheiten ihrer Kirche mit einer heiligen Wuth, die man kaum von ihren Vätern, so gern auch diese verketzerten, erwartete; und zum großen Unglück unserer Kirche waren sie in ihrem vierzigsten Jahre so unwissend, daß man ihnen kaum mit gutem Gewissen eine Heerde Bauern anvertrauen konnte. Ich habe einen Vetter gehabt, der in seinen ersten Universitätsjahren neue Lesarten in den Pandekten erfand, und in dem Justinianus Schnitzer nachwies; aber was nahm es für ein Ende? Sein Verstand hatte sich übertrieben, wie eine frühzeitige Frucht, welche welkt, wenn sie reifen soll. Je älter er ward, je weniger verstand er; und jetzt ist er in seinem fünfzigsten Jahre Pedell in Duisburg. Mit der Poesie ist es eben so. Unsere witzigen Kinder fangen mit Heldengedichten an, und hören mit Sinngedichten auf.

Ich habe keine Hoffnung, diese jungen Greise zu bessern, wenn ich ihnen gleich aus unwidersprechlichen Gründen darthun wollte, daß sie gewiß länger verständig sein würden, wenn sie etwas später anfingen, witzig zu sein, und daß die Behutsamkeit, sich in der ersten Jugend nicht allzu geschwind

zu verewigen, das sicherste Mittel eines Schrift=
stellers sei, sich nicht zu überleben. Alles dieses
würde ich ihnen sagen, und würde es ihnen be=
weisen; aber die guten Kinder sind gar zu scharf=
sinnig, als daß sie es einsehen, und gar zu gelehrt,
als daß sie es verstehen sollten. Sie möchten wei=
nen, wenn ich ihnen ihre Puppe nähme. Ich will
sie ihnen also lassen, und ich will ihnen sogar die
Freiheit lassen, zu glauben, daß sie erfahrene, be=
lesene, scharfsinnige, geistvolle . . . ich weiß nicht
Alles, was sie sein wollen? mit einem Wort: sie
sollen die Erlaubniß haben, zu glauben, daß sie in
der That das sind, was sie gewiß nicht sind. Aber,
meine Kinder, umsonst kann ich Ihnen eine solche
Thorheit nicht verstatten. Sie müssen mir für
diese Erlaubniß etwas zu meiner Gedankensteuer
beitragen. Viel will ich von Ihnen nicht nehmen,
weil Sie größtentheils noch unmündig, und außer=
dem, was Ihnen Ihr mildthätiger Verleger groß=
müthig zuwirft, noch nicht Herren über Ihr Ver=
mögen sind; aber gar umsonst können Sie es auch
gewiß nicht verlangen. Und wenn Ihnen auch die
Taxe ein wenig zu hoch vorkäme; so dürfen Sie
ja nur bedenken, daß dergleichen Abgaben nicht
lange, und nicht viel länger, als zehn Jahre,
dauern. Denn, wer in seinem zwanzigsten Jahre
ein unsterblicher Autor in Quart ist, der ist ge=
meiniglich im dreißigsten Jahre Corrector in einer
Druckerei, und also von dieser Auflage befreit.

So soll, zum Exempel, ein moralischer Knabe,
welcher nur vor ein Paar Jahren noch am Kin=
derzaume lief, und jetzt schon die Welt lehrt, wie
sie auf dem Wege der Tugend wandeln solle, für

das Vergnügen, ein lehrreicher Skribent zu heißen, in meine Kasse geben

. . $1/_2$ fl. .

Ist er in seinen Schriften satirisch und macht die Welt lächerlich; so gibt er doppelt so viel.

Diese beiden Sätze verstehen sich nur von dem Fall, wenn unser Autor noch so billig ist, und es bei Versuchen und Glückwünschungsschreiben auf den Geburtstag seines Herrn Vaters, oder auf den Namenstag seines Onkels, oder auf andere dergleichen Familienfeier bewenden läßt. In diesen Fällen erlaube ich ihm, für diesen Preis sich einer Arbeit und des damit verknüpften Titels anzumaßen, der sonst nur Männern gehört, welche schon seit vielen Jahren gewohnt sind, zu denken, welche die große Welt, und also mehr Leute kennen, als ihre Mütter und ihre lieben Ammen. Wagt sich aber unser schreibender Knabe weiter, und sucht seine Stadt mit moralischen Wochenblättern heim; so muß er wöchentlich geben 4 Schill. Dieses gibt er so lange, bis er sich barbiren läßt. Damit aber auch hierbei kein Unterschleif vorgehe, und er nicht etwa, wie verschiedene Autoren thun, sich nur pro forma barbiren lasse; so soll die erste Verwüstung seines Barts in Gegenwart eines Notars geschehen. Bezeugt dieser ihm die erforderliche Reife, so gibt er nur monatlich 4 Schillinge. Ich wollte es gern auf eine jährliche Ablieferung setzen; ich darf es aber um deßwillen nicht wagen, weil die Kräfte eines so zarten Moralisten es selten ein Jahr lang aushalten; und gleichwohl mache ich mir ein Gewissen, die Taxe, wie ich sonst in Ansehung der Hinfälligkeit ihres

Verstandes und Witzes wohl thun könnte, zu erhöhen, da vielleicht diese guten Kinder, ohne es öffentlich zu gestehen, die billige Absicht haben, nach dem bekannten Sprüchwort, etwas zu lernen, da sie Andere lehren.

Mit den unbärtigen Zeloten werde ich gelinder verfahren müssen. Es ist gefährlich, sie in ihrem heiligen Koller aufzuhalten; sie kratzen, und sprudeln lauter Ketzer um sich. Aber ich habe noch mehrere Ursachen, als diese, sie zu verschonen. Vielleicht hat es in künftigen Zeiten für ihre Kirche einen guten Nutzen: so wie ich es immer gern sehe, wenn unsere Jungen auf der Gasse Soldaten spielen, weil ich mir Hoffnung mache, daß mit der Zeit aus diesen Buben streitbare Männer werden können. Hierzu kömmt noch dieses, daß gemeiniglich ihre eigenen Verwandten an den Verketzerungen dieser Unmündigen Ursache sind. Sie führen gar oft ihre eigenen Kriege durch die Feder dieser jungen Helden. Sie freuen sich, daß ihre Sache so gerecht ist, daß sie auch der Mund der Kinder und Säuglinge vertheidigen kann. In dergleichen Fällen also will ich sie für ihre Person mit einem Beitrag zu meiner Gedankensteuer verschonen; aber ihre Eltern, oder ihre Verwandten, oder auch ihre Lehrer, welche den Unverstand dieser guten Kinder mißbrauchen, sollen für sie bezahlen. Inzwischen ist es doch nöthig, zu sorgen, daß diese orthodoxen Buben nicht gar zu ungezogen werden, und, wie es immer geschieht, den Wohlstand nicht gar zu sehr beleidigen. Wagen sie sich zum Exempel an einen Mann, dessen Gelehrsamkeit und wahre Verdienste um alle Arten

der Wissenschaften die unparteiische Welt erkennt, dessen Stand und ehrwürdiges Alter die Hochachtung aller Vernünftigen verdient, und welcher weiter keinen Fehler hat, als diesen, daß er nicht eben das glaubt, was unser Knabe und seine Mutter glauben; wagt er sich an diesen Mann, und beobachtet nicht alle Bescheidenheit, die gesittete Männer auch alsdann einander schuldig sind, wenn sie schon nicht einerlei Meinung haben; redet er die Sprache des Pöbels, wenn er die Sprache des Glaubens zu reden vermeint; so soll ihn sein Präceptor stäupen, und ihm für jeden ungesitteten Ausdruck einen Streich geben. Und dafür erlaube ich ihm das Vergnügen, sich einzubilden, daß er nicht wegen seines Muthwillens, sondern als ein junger Märtyrer gepeitscht werde.

Diese zwei Proben werden genug sein, meinen Lesern einen Begriff von dem Plane zu machen, nach welchem ich junge Skribenten zu meiner Gedankensteuer ziehen will. Man wird daraus wahrnehmen können, daß ich diejenigen Schriftsteller und Gelehrten gewiß nicht vergessen werde, welche ihre Jahre vernünftig gemacht haben sollten, und welche dem unerachtet sich von ihrer Größe, von ihrer Gelehrsamkeit, von ihren Verdiensten um die Welt, und endlich von ihrer Unsterblichkeit ganz falsche, oder doch allzu schmeichelhafte Begriffe machen. Ich habe schon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben davon zu geben. Damit ich diesen Entwurf in ein noch deutlicheres Licht setze, so will ich ihn mit einigen Zügen vermehren.

Kommen Sie näher, meine Herren! Kriechen Sie einmal aus ihren gelehrten Löchern hervor! Sie sollen die Musterung passiren.

Was für ein ungeheurer Schwarm von gelehrtem Pöbel läuft hier zusammen! Was für finstere und unbekannte Gesichter erblicke ich!

Aber Sie, mein Herr, mit der stolzen Autormiene, Sie kenne ich gar wohl. Diese hochmüthigen Züge habe ich vor dem großen Quartanten gesehen, in welchem Sie die Menschen alle Pflichten lehren wollen, die ein gesittetes und tugendhaftes Leben erfordert. Ihr stolzes Lächeln verräth die Zufriedenheit, die Sie empfinden, indem Sie sehen, wie genau ich von Ihrem Buch unterrichtet bin. Aber, hüten Sie sich wohl, daß Sie nicht gar zu zeitig stolz werden! Ich habe Ihren Quartanten gelesen; aber zugleich habe ich auch die zehn Quartanten gelesen, aus welchen Sie den Ihrigen zusammengeplündert haben. Diesen Raub müssen Sie büßen. Wenn die gelehrte Welt das Recht nicht haben soll, Sie wegen Ihres Diebstahls vor das kritische Gericht zu ziehen; so geben Sie mir jährlich für diesen (Befreiung vom gerichtlichen Verfahren) salvum conductum 10 fl. Warum schütteln Sie mit dem Kopfe? Ist es zu viel? . . . Sie haben Recht; aber Sie geben dieses auch nur so lange, bis Ihre gelehrte Schrift Makulatur wird, und ich hoffe, Sie werden diese Steuer kaum ein Jahr lang entrichten.

Aber, warum verkriecht sich Ihr Kollege hinter Sie? Scheut er sich vor meiner Taxe, oder vor seinem Gewissen? Nur heran, mein Freund! Warum verbergen Sie mir ein Gesicht, das sich an dem Laden Ihres Verlegers der Straße öffentlich zeigt? Ich kenne diese tartüffischen Züge noch wohl. Eben diese ist die heuchlerische und traurige Miene,

die der Autor hat, welcher uns das Verderbniß des menschlichen Herzens, die verborgensten Ursachen dieses Verderbnisses, ihre unglücklichen Folgen, sowohl für den ganzen Staat, als für eine jede Familie insbesondere, die wahren Mittel, wie man diesem allgemeinen Verderbniß steuern, und sich selbst vorsichtig dawider verwahren soll; mit einem Wort, der uns den Reiz der Tugend und das Verabscheuenswürdige aller lasterhaften Ausschweifungen auf eine so gründliche und so angenehme Art gezeigt hat, daß diese Schrift einen allgemeinen Beifall und die größte Hochachtung verdient, sobald man vergessen haben wird, daß der Urheber derselben Sie sind . . . Fassen Sie sich! Ihre drohenden Blicke schrecken mich gar nicht. Niederträchtiger! der Sie das Verderbniß des menschlichen Herzens so genau kennen, und doch vor sich selbst die Augen zudrücken! Der strenge Sittenrichter erlaubt sich die pöbelhaftesten Ausschweifungen. Er schleicht sich von der Seite einer liebenswürdigen Frau hinweg, um sich in die Arme einer unzüchtigen Person zu werfen, die er mit der ganzen Stadt gemein hat. Es kommen noch immer Augenblicke, wo ihm sein eigenes Gewissen nagende Vorwürfe macht; er kann sich gegen die Vorwürfe nicht verantworten; er ist aber auch zu verhärtet, als das er sich diese zu Nutze machen sollte. Um deßwillen unterdrückt er dergleichen beunruhigende Empfindungen durch den Wein. Es vergeht fast kein Tag, wo man nicht diesen strengen Richter des menschlichen Herzens trunken nach Hause schleppt. Seine Kinder sehen dieses. Die Töchter weinen in dem Schooße der untröstlichen Mutter; aber

sein Sohn erwartet schon mit Ungeduld die Jahre und die Gelegenheit, wo es ihm erlaubt sein wird, sich auch zu berauschen. Eine solche Unordnung muß allerdings die völlige Zerrüttung seiner Wirthschaft nach sich ziehen. Er sinnt also auf Mittel, den außerordentlichen Aufwand bestreiten zu können. Er borgt, und hat schon so viel geborgt, daß ihm Niemand mehr leihen will. Der unglückliche Mündel, den man seiner Vorsorge anvertraute, hat seine Ausschweifungen noch einige Jahre lang unterhalten können. Nun ist diese Quelle auch erschöpft, und die Zeit kommt, da er Rechnung ablegen soll. Er zittert, wenn er an diesen schrecklichen Augenblick denkt; aber durch die freundschaftliche Beihülfe eines eben so großen Betrügers, als er ist, hat er sich mit untergeschobenen Quittungen versehen, und sich gefaßt gemacht, einen Eid zu schwören. Ich zweifle, daß die Rache des Himmels ihn diese Zeit wird erleben lassen. Seine täglichen Ausschweifungen und ein Gewissen, welches sich nicht ganz übertäuben läßt, verzehren die übrigen Kräfte seines Körpers. Seine unglückliche Wittwe wird er in der äußersten Armuth verlassen. Sein Sohn wird, durch das Beispiel des Vaters gestärkt, ein würdiger Sohn seines Vaters, und, wie er, ein elender Bösewicht sein. Die betrogenen Gläubiger werden sein Andenken verfluchen; und wie viel Unschuldige werden nach seinem Tode noch hungern müssen, denen er ihr Vermögen geraubt hat! ! . . Und Sie, mein Herr, der Sie dieser Bösewicht sind, Sie schämen sich nicht, uns ein so vortreffliches Buch von der Verderbniß des menschlichen Herzens zu schreiben, in welchem eine

jede Zeile für Sie ein schreckliches Urtheil ist? Ich mache mir ein Bedenken, Sie zu meiner Gedankensteuer zuziehen. Die ganze Gesellschaft der andern Kontribuenten würde sich Ihrer schämen müssen; denn diese Steuer ist nur für lächerliche Thoren entworfen und nicht für Bösewichter, welche die Hand des Richters züchtigen muß. Und dieser will ich Sie, Nichtswürdiger! überlassen.

Wer ist der Unbescheidene, der mich so gewaltsam bei der Brust anfaßt? Bin ich an einem öffentlichen Orte und in Gegenwart so vieler Personen nicht sicher? Hier ist meine Uhr und meine Börse, mehr habe ich nicht bei mir . . . Sie wollen beides nicht? also sind Sie kein Straßenräuber? Aber warum packen Sie mich so mörderisch an? . . . O das hätte ich nimmermehr errathen! also sind Sie ein Advokat, der diesem unglücklichen Moralisten, wider den Richter und wider mich beistehen will? Aber warum wollen Sie mich Injuriarum belangen? Ich habe ja nichts gesagt, als was Sie selbst gestehen müssen. Womit können Sie es verantworten, daß Sie diesem Manne die falschen Quittungen gefertigt und ihn aufgemuntert haben, einen ungerechten Eid zu schwören? . . . In Ihre Inauguraldisputation hätten Sie dieses mit einfließen lassen? Und man hat Ihnen den Doktorhut aufgesetzt, anstatt daß man Sie an den Pranger hätte schließen sollen? Ueberhaupt ist mir es ganz unbegreiflich, was Sie hier unter den Gelehrten wollen, und warum Sie hervor kommen, da ich die Gelehrten aufforderere? . . Halten Sie dieses etwa für eine neue Beleidigung? Es ist nur für Sie eine neue Wahrheit. . . Be=

ruhigen Sie sich; ich will ein Mittel vorschlagen, wie wir uns versöhnen können; aber versprechen Sie mir auch, daß Sie mich los lassen und keine Klage wider mich anstellen wollen. Wissen Sie was: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten, und daran kann Ihnen auch wenig liegen, da Sie so wenig Mühe anwenden, als ein ehrlicher Mann vor der Welt zu erscheinen; aber für einen gelehrten Mann will ich Sie halten, und auch Andere sollen Sie dafür halten, wenn Sie die Gebühr erlegen. Gelehrte Sprachen verstehen Sie zwar nicht; aber desto besser die Sprache der Rabulisterei, welche die Gelehrten auch nicht verstehen. Vernünftige Bücher haben Sie zwar niemals gelesen; aber dieses hindert Sie nicht, zum Beweise einer einzigen Unwahrheit, hundert große Rechtsgelehrte anzuführen, deren Namen Sie kaum zu schreiben wissen. Diese gelehrte Prahlerei haben Sie mit vielen großen Männern gemein. Was Ihnen an Kenntniß der Bücher abgeht, das ersetzt Ihre Kenntniß von alten und neuen Manuscripten, da Sie die Geschicklichkeit haben, alte Dokumente nachzumachen und falsche Quittungen unterzuschieben. In der Beredsamkeit haben Sie Ihre Stärke. Zwar denken Sie nicht, aber desto gründlicher schreien Sie; und kommen Sie einmal zur Feder, so schmieren Sie, trotz unseren arbeitsamen Schriftstellern, und werden auch so wenig, als sie, gelesen. Es ist wahr, Sie sind in Ihren Ausdrücken beleidigend, grob und pöbelhaft; aber man thut unrecht, wenn man Ihnen einen Vorwurf über eine Sache machen will, welche die Gewohnheit und Ihr Nutzen rechtfertigt. Schim=

pfen Sie in altem und gutem Latein, so würden Sie die Sprache unserer belesensten Kritiker reden; aber, da Sie nur deutsch schimpfen, so sagt man, Sie redeten die Sprache des Pöbels. Neue Wahrheiten erfinden Sie freilich nicht; aber dafür sind sie auch im Stande, zu machen, daß man die alten Wahrheiten gar verliert. Die Arithmetik ist der Grund aller mathematischen Wissenschaften; und mich dünkt, Ihre Liquidationen sind Zeugen, daß Sie vortrefflich rechnen können. Mit einem Wort, wenn Sie mich aus Ihren juristischen Klauen lassen und einen jährlichen Beitrag zu meiner Gedankensteuer erlegen wollen; so sollen Sie, ungeachtet Ihrer Unwissenheit und Niederträchtigkeit, dennoch das Recht haben, zu glauben, daß Sie ein großer Rechtsgelehrter sind. Aber, das wiederhole ich noch einmal: für einen ehrlichen Mann kann ich Sie unmöglich halten. . . . . Wie? und damit sind Sie noch nicht zufrieden? . . . Gut! so muß ich mir einen Mann suchen, der meine Sache vertheidigt.

O, mein Herr! Sie kommen mir erwünscht. Das Amt, bei welchem Sie als öffentlicher Lehrer beider Rechte besoldet werden, verbindet Sie, sich meiner vor dem Richter anzunehmen, und mich wider diesen alten Zungendrescher zu vertheidigen. Legen Sie dieses Buch nur auf einen Augenblick aus Ihren Händen und hören Sie mein Anliegen. Dieser ungerechte Mann, welcher, wie Sie selbst sehen, mich bei der Gurgel fest hält . . . Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie mit Ihrer formula actionis sagen? Dieser Mann hat mich hier an einem öffentlichen Orte gewaltsam ange=

fallen; ich will beweisen, daß er mich nicht hätte anfallen sollen; ist das nicht deutlich genug?.... Sie lächeln, Sie sehen mich und meinen Gegner mit Verachtung an und verlassen mich? Nur auf ein Wort! Verziehen Sie noch einen Augenblick: ich weiß nunmehr, wer Sie sind. Ein Bösewicht sind Sie nicht, wie mein Gegner; aber eben so ein großer Thor. Der Mißbrauch unserer Rechtsgelehrsamkeit hat Ihnen einen Ekel davor beigebracht; allein eben dadurch sind Sie auf die Unbilligkeit verfallen, alles dasjenige zu verachten, was praktische Rechtsgelehrsamkeit heißt. Ihre angewohnte Gemächlichkeit, nichts zu thun, als an Ihrem Pulte ruhig zu lesen, hat Ihnen diesen Einfall angenehm gemacht. Der Hochmuth, und zwar ein pedantischer Hochmuth, hat Sie in dem Vorhaben bestärkt, den betretenen Weg derjenigen zu verlassen, die Advokaten heißen, und einen Weg zu wählen, der einsam ist, auf welchem Sie aber auch desto besser bemerkt werden. Sie verachten alle diejenigen, welche diesen Weg nicht gehen, und sind mit Sich selbst zufrieden, daß Sie alles dasjenige nicht wissen, was ein Rechtsgelehrter unserer Zeit wissen muß; aber dafür wissen Sie von den Alterthümern der römischen Rechte die kleinsten Umstände, die man bei unseren Zeiten gar füglich nicht wissen kann. Es ist ein Unglück, daß Sie keinen Unterschied zwischen einem Zungendrescher und einem vernünftigen Rechtsgelehrten zu machen wissen. Dieser würden Sie sein können, ohne in den ersten Fehler zu fallen. Ein ganzes Land braucht kaum zwei Gelehrte von Ihrer Art; aber niemals kann man zu viel geschickte und ge=

wissenhafte Rechtsgelehrte haben. Daß Sie in Ihrer Art gelehrt und, wenn ich so sagen darf, sehr gut sind, eine Universität aufzuputzen, das will ich Ihnen wohl noch einräumen; aber, daß Sie ein Recht zu haben glauben, Andere neben sich zu verachten; daß Sie glauben, Sie wären dem Vaterland nützlicher, als ein Rechtsgelehrter, der sich seiner Klienten vor Gericht anzunehmen weiß, welches Sie, mein Herr, bei allen Ihren Alterthümern nicht verstehen, wie ich leider erfahren muß; daß Sie sich schmeicheln, von der spätesten Nachwelt mit Bewunderung gelesen zu werden, wenn Sie über die wahre Lesart eines alten vergessenen Gesetzes kritische Anmerkungen schreiben, die nicht einmal jetzt jemand lesen mag; wenn Sie alles dieses glauben, mein Herr, so sind Sie ein Thor. Und wenn Sie das Recht haben wollen, noch ferner so ein eingebildeter Thor zu sein; so müssen Sie mir in meine Gedankenkasse jährlich 10 fl. steuern . . . Nur fort, halten Sie sich nicht auf! Ich brauche Sie weiter nicht. Ich mag nicht ein Wort weiter von Ihnen wissen. Ich brauche jetzt keinen Kritiker; einen geschickten Advokaten brauche ich, der sich meiner wider die Gewaltthätigkeiten dieses Mannes annimmt. Wo werde ich einen finden?

Aber hier kömmt ein Richter, und, wie ich gewiß glaube, ein billiger Richter. Gut! der wird mich schützen. Dieser große ansehnliche Mann mit der ernsthaften Miene, der ehrwürdigen Unterkehle und dem Domherrnbauche ist vermuthlich der Richter, den ich wünsche. Ja, mein Herr, ich kenne Sie, da Sie mir näher kommen. Erbarmen Sie

sich eines Unglückseligen! Sie sind ein Zeuge, wie gewaltsam mich dieser Verräther hält. Die öffentliche Sicherheit verlangt meine Rache. Ihre Unparteilichkeit . . . Warum bleiben Sie nicht hier? Warum wollen Sie weiter gehen? Ein Vater der Wittwen und Waisen . . . Aber, mein Gott, warum eilen Sie so mißvergnügt von mir? Der Ruhm, den Sie als ein Beschützer der unterdrückten Unschuld, als ein Vertheidiger der Verlassenen, als ein Christ . . . Gerechter Himmel! Ist denn gar kein Mittel, Sie nur einen Augenblick aufzuhalten? Nehmen Sie diese Börse von mir, mein Herr, und erwarten Sie von meiner schuldigen Erkenntlichkeit noch ein weit Mehreres. . . . Wie gefällig sind Sie, mein Herr! Nunmehr setzen Sie sich gar zu uns nieder, und noch vor einem Augenblicke hatten Sie nicht so viel Zeit, mich nur im Vorbeigehen anzuhören. Dieser Mann hat mich, unter dem Vorwande, einen Betrüger zu vertheidigen, hier auf öffentlicher Straße angefallen . . . Ich werde gewiß erkenntlich sein . . . . . Er faßte mich mit der mörderischen Grausamkeit eines Straßenräubers bei der Brust an . . Wie gefällt Ihnen meine Uhr? Ich warte Ihnen damit auf . . . Alle glimpfliche Vorstellung, die ich ihm that, waren vergebens . . . Unter uns; eine Garnitur Spitzen für die Frau Liebste . . Ich führte diesem Verräther zu Gemüthe . . . Ereifern Sie sich nicht, mein Herr, Sie erzürnen sich zu heftig! So lassen Sie den Elenden wirklich ins Gefängniß führen, ohne ihn zu hören? Wie gerecht sind Sie? Und wie überzeugend muß mein Vortrag gewesen sein, da Sie meinen Gegner verdammen, ohne

ihm Zeit zu lassen, sich zu verantworten! Ich will gewiß halten, was ich versprochen habe; ja, ich will noch mehr thun. Ohne einen Kreuzer zu meiner Gedankensteuer geben zu dürfen, sollen Sie, ein ganzes Jahr über, das Recht haben, zu glauben, daß Sie wirklich ein Mann von Einsicht, ein unparteiischer Richter, ein Vertheidiger der Verlassenen, ein Retter der unterdrückten Unschuld sind. Diese Zeit über soll es keinem Menschen erlaubt sein, Ihnen die verdrüßlichen Wahrheiten zu sagen, daß sie ein ungeschickter, ein unwissender Mann sind; daß Sie auf die gerechte Sache der Nothleidenden nicht eher Acht haben, als bis Ihr niederträchtiger Geiz durch Geschenke aufgemuntert wird; daß Sie Ihre große Unerfahrenheit unter einer viel bedeutenden Miene zu verstecken, und Ihre natürliche Dummheit durch ein vornehmes Stillschweigen zu verbergen wissen; daß Sie kaum Thürsteher sein würden, wenn Sie nicht die Untreue Ihrer gefälligen Frau, aus dem Pöbel, für den Sie geboren waren, hervorgezogen und auf dem Richterstuhle gepflanzt hätte. Nicht einen einzigen von diesen Vorwürfen soll man Ihnen binnen diesem Jahre machen. Ja, damit Sie sehen sollen, wie wichtig der Dienst ist, den Sie mir jetzt geleistet haben; so sollen Sie auf Ihre ganze Lebenszeit das Recht haben, alle Zueignungsschriften Ihrer demüthig hoffenden Klienten für Wahrheiten anzunehmen. Ich erlaube Ihnen, bei Lesung dieser Zueignungsschriften zu glauben, daß Sie ein gelehrter Mann, daß Sie der Mund der Weisheit sind, und daß Ulpianus kaum verdiente, der Famulus von Eurer Hochweisheit zu sein.

Dem Himmel sei Dank, aus dieser Noth wäre ich! Wie habe ich mich geängstigt! Ich bin außer mir. Kaum bin ich noch im Stande, mich auf den Füßen zu erhalten.

Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie mit meiner Hand machen? Ist das ein neuer Angriff?

O, nun merke ich wohl an Ihrer horchenden Miene; mein Puls ist es, den Sie suchen. Gut, Herr Arzt, Sie kommen mir gleich zu rechter Zeit. Hier haben Sie meine Hand. Fühlen Sie einmal, recht aufmerksam fühlen Sie; können Sie wohl aus dem Schlage des Pulses errathen, über wen ich mich am meisten ereifert habe; ob über den Moralisten, oder die Advokaten, oder den Richter? . . . . Und diese Frage nehmen Sie so ungütig auf? Der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ungerecht. Ich bin nichts weniger, als ein Verächter der Arzneikunst; ich kenne ihren Werth gar wohl. Aber eben sowohl kenne ich auch den Unwerth der Pfuscher, welche nichts verstehen; welche, wie Sie, um den Puls fingern, eine Menge unnützer Arzeneien zum Besten der Apotheker, ohne Verstand, verschreiben, und, wenn endlich der Patient daran erstickt ist, die Belohnung für den kunstmäßigen Mord von den Erben fordern wollen. Ich sage eben nicht, daß ich Sie, mein Herr, für einen solchen Marktschreier halte; aber das werden Sie mir doch erlauben, zu sagen, daß Sie die Miene eines solchen Charlatans eher haben, als die Miene eines erfahrnen Leibarztes. . . . . Im Ernste? Und Sie sind wirklich ein Leibarzt? und durch den Ruhm Ihrer Schriften sind Sie das geworden? Wer hätte

sich dieses sollen träumen lassen! Aber, mein Herr, unter uns gesprochen: Machen Sie sich denn gar kein Gewissen, ein Leibarzt zu sein, und sich einen Gelehrten zu nennen? Ich habe nur einige Augenblicke mit Ihnen gesprochen, und doch habe ich auch in diesen wenigen Augenblicken Gelegenheit genug gehabt, mich zu überzeugen, daß sie beides nicht sind. Gestehen Sie mir es aufrichtig: wir sind hier ganz allein und es hört uns keine Seele . . . . . Nun das war in der That aufrichtig! Also ist es nur die Thorheit der Kranken und die Unwissenheit Ihrer Leser, welche Sie zum Boerhave macht? Ich will Ihre Treuherzigkeit nicht mißbrauchen; die Welt mag auf Ihre eigene Gefahr glauben, was sie will. Und, mein Herr, wenn Sie mich nicht tödten wollen, so will ich Ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Sie sollen das Recht erlangen, selbst im Ernste zu glauben, daß Sie wirklich geschickt und gelehrt sind, und kein Mensch soll das Recht haben, Sie in dieser Einbildung zu stören, wofern Sie einen Beitrag zu meiner Gedankensteuer geben. Erlegen Sie für jeden Kranken, den Sie kraft Ihrer Kunst erwürgen, 1 fl. und für jeden Paragraph Ihrer Schriften, den man nicht lesen mag, 1 Stüber; so ertheile ich Ihnen Macht und Gewalt, ohne Widerspruch ein berühmter Arzt und ein gelehrter Skribent zu heißen. Leben Sie wohl!

Er geht fort. Dieser war doch ein bescheidener Arzt, der seine Schwäche erkannte. Ob es wohl noch viele so bescheidene Aerzte im westphälischen Kreise geben mag? Das wird gewiß einen ansehnlichen Beitrag ausmachen, wenn er mir für

jede Leiche 1 fl. gibt. Und wenn ich auch ein Jahr über nur hundert solche Märtyrer seiner Kunst . . .

Wer lacht hinter mir? . . . . Spotten Sie über mich, mein Herr, oder was ist Ihnen sonst an meiner Berechnung lächerlich? Mich dünkt, es ist sogar bescheiden nicht, einem Fremden, den man nicht kennt, ins Gesicht zu lachen . . . . Also lachen Sie nicht über mich, sondern über diesen Arzt? und woher kennen Sie ihn? . . . . . Der Unglückliche! Wie sehr dauert er mich nunmehr! Und bei allen diesen bittern Bosheiten glauben Sie doch, mein Herr, noch ein Recht zu haben, sich einen Satirenschreiber zu nennen? Hätten Sie ihm das Leben genommen, so würden Sie barmherziger gewesen sein, als da Sie ihn um seinen guten Namen und zugleich, da er durch Sie einmal lächerlich worden, um weitere Beförderung und den größten Theil seines Glücks gebracht haben. Er ist vielleicht so gar gelehrt nicht, ich habe es auch vermuthen können; aber er hat auch, nach seinem eignen Geständnisse, nicht in Willens gehabt, eine Hauptrolle in der gelehrten Welt zu spielen. Ich will es Ihnen glauben, daß seine Schriften fehlerhaft und sehr elend gewesen sind; aber er kann ungelehrt und elend schreiben, und dennoch in seiner Art ein ehrlicher und ein nützlicher Mann sein. Da er weiter nichts verlangte, als an dem kleinen Hofe bekannt sein, wo er sein Glück suchte; was war Ihre Absicht, als Sie ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch Ihren unglücklichen Witz lächerlich machten? Wollen Sie so aufrichtig sein, zu gestehen, daß Sie ihn nur

um deßwillen niedergetreten haben, weil Sie befürchteten, er möchte durch seine Beförderung Ihr Glück, oder das Glück Ihrer Freunde hindern? Wollten Sie etwa zeigen, wie gelehrt Sie selbst wären, da Sie die Unwissenheit dieses Mannes lächerlich machten? Wie unrühmlich ist Ihr Sieg über einen solchen Ignoranten? . . . . Also war keine von diesen die Ursache Ihres feindseligen Angriffs? Desto strafbarer sind Sie, da Sie mit kaltem Blute einen Mann so lieblos würgen konnten, der Ihnen gleichgültig sein mußte. . . . . Aber, warum ruhten Sie wenigstens nicht nunmehr, da Sie sahen, daß er dem ungeachtet auf gewisse Maaße sein Glück gemacht hatte? Ist es nicht wahr, nun arbeitete Ihr Hochmuth an seinem Untergange? Ihre Absicht war gewesen, diesen Mann so verächtlich zu machen, daß ein Jeder sich des Umgangs mit ihm schämen sollte; und doch gab ihm der Fürst ein kleines Amt und einen Rang. Das war Ihrem Ehrgeiz empfindlich. Die Welt würde an der Stärke Ihres Witzes gezweifelt haben; dieser würde der Welt nicht länger so fürchterlich gewesen sein. Es war also nöthig, noch einen Angriff zu wagen. Sie verdoppelten Ihren Witz und Ihre Bosheit. Und konnte denn dieses nicht anders geschehen, als wenn Sie die Welt an den Stand und an die Thorheiten seines verstorbenen Vaters erinnerten? Die Fehler des Vaters sollten also noch den unschuldigen Sohn niederdrücken? Ihre Wuth . . . . . fallen Sie mir nicht in die Rede! Ihre Wuth ging so weit, daß Sie ihm auch seine zufriedene Ehe vergelten. Was waren Ihre grausamen Absichten, da Sie die Aufführung seiner

Frau der Stadt zum Gespött machten? Vielleicht war sie mehr unvorsichtig, als strafbar; vielleicht erdichtete Ihr tückischer Witz Laster, wo er nur Fehler fand. Aber diese Unglückselige war die Frau Ihres Feindes; eines Feindes, der Sie niemals beleidigt hatte. Sie störten ihn also in dem Vergnügen seines Ehestandes. Er mußte sich einer Frau schämen, die er geliebt hatte, von der er keine Untreue vermuthen konnte, die vielleicht die redlichste Frau gewesen war; aber dennoch mußte er sich ihrer schämen, weil ihn die ganze Stadt wegen seiner Frau verspottete. Ueberlegen Sie nun einmal, mein Herr, was waren die schrecklichen Folgen Ihres unmenschlichen Witzes? Sie scheinen noch darüber zu frohlocken, da Sie unverschämt genug sind, mir Alles mit einer so heitern und zufriedenen Miene zu erzählen. Sie haben gemacht, daß dieser Mann mit dem ersten Schritte, den er in die Welt that, um sein Glück zu machen, unserer gelehrten Welt verächtlich wurde. Sie haben ihm an dem Fortgange seines Glücks gehindert. Er würde bei seinem Fleiße vielleicht ein geschickter Arzt geworden sein; aber man trug Bedenken, sich einem Manne anzuvertrauen, dessen Name schon lächerlich war. Gleichwohl nöthigten ihn seine Umstände, von dieser Profession zu leben; er ward also ein Quacksalber, durch dessen Hände so viele Unschuldige ihr Leben verlieren. Fällt es Ihnen niemals ein, daß Sie durch Ihren wüthenden Witz die erste Ursache aller dieser Mordthaten sind? Ich habe nicht Ursache zu zweifeln, daß seine Frau tugendhaft, und wenn ich viel einräumen soll, nur nicht vorsichtig genug gewesen

ist: wenigstens waren Sie der Erste, der ihre Aufführung der Stadt verdächtig machte. Dadurch verlor sie ihren guten Namen ohne Rettung. . . Gut, ich will es zugeben, daß sie in den folgenden Jahren sich der größten Ausschweifungen auch öffentlich nicht geschämt hat; aber wer war sonst Schuld daran, als Sie? Die Verzweiflung hat diese Unglückliche lasterhaft gemacht. Ihr guter Name war nun schon einmal auf ewig verloren. Sie gab sich vielleicht eine Zeitlang Mühe, durch ihre eingeschränkte Aufführung die Stadt eines Bessern zu überreden; aber Sie, Grausamer! ließen Sie nicht aufkommen. Je vorsichtiger sie lebte, desto verdächtiger wußten Sie ihre Vorsicht zu machen. Wie standhaft muß eine Frauensperson sein, welche dennoch tugendhaft bleibt, wenn sie auch sieht, daß es ganz vergebens ist, die Welt von Ihrer Tugend zu überzeugen! Sie sehen hier den kläglichen Beweis davon. Sie stürzte sich aus Verzweiflung in den Abgrund, aus welchem sie hernach nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Aller ihrer Verbrechen haben Sie, eben Sie, mein Herr, haben sich aller dieser schändlichen Ausschweifungen theilhaftig gemacht. Die Völlerei des Mannes ist auch eine betrübte Folge von Ihrer Feindseligkeit. Er wollte sich der nagenden Gedanken von seiner Schande, und seiner unglücklichen Ehe entschlagen; war ein Mann von seiner Erziehung nicht zu entschuldigen, daß er dieses durch die Völlerei that? Noch Eins, mein Herr, und zwar etwas, welches mir das Schrecklichste zu sein scheint: zittern Sie nicht, wenn Sie an die unglücklichen Kinder dieser Ehe denken? Wer ist Ursache, den=

ken Sie einmal ernsthaft nach, wer ist die wahre Ursache ihres Verderbens? Niemand, als derjenige, der den Vater unglücklich, und die Mutter lasterhaft gemacht hat. . . Und bei dem allen können Sie mich noch so ruhig ansehen; noch immer so zufrieden mit ihren Handlungen sein? Wären Sie wohl strafenswürdiger gewesen, wenn Sie diesem Elenden gleich anfangs den Dolch in die Brust gestoßen hätten? Wenigstens würde er auf diese Art aller der Schande und allem dem Jammer entgangen sein, worein er durch Ihre Pasquille gestürzt worden ist. . . Ja, allerdings, durch Ihre Pasquille. Sie schämen sich des Namens eines Pasquillanten; und schämen Sich doch nicht, ihn zu verdienen? Nun sind Sie doppelt strafwürdig, da Sie Ihre Unverschämtheit so weit treiben, daß Sie Ihre ehrenrührigen Schriften Satiren nennen. Entheiligen Sie, Niederträchtiger, einen Namen nicht, welcher so einen wichtigen Theil unserer Sittenlehre ausmacht, und dessen Niemand würdig sein kann, als wer ein Verehrer der Religion, ein Freund der Tugend, und ein Mensch ist! Durch Ihren Mißbrauch machen Sie der Welt die Satire verdächtig. Man zittert vor der Satire, weil man Sie nicht kennt, und weil man vor dem Pasquillanten zittert. Die rächenden Gesetze . . . Nein, mein Herr, ich kenne nun Ihre spottende Miene. Ich weiß es gar wohl, daß Sie das nicht im Ernste von mir bitten; aber, einer so anständigen Strafe sind Sie auch nicht werth. Die jährliche Gedankensteuer von **100** Gulden, die Sie mir anbieten, damit Sie die Erlaubniß von mir lösen mögen, zu glauben, daß Ihre Pasquille Satiren

sind, daß Ihre Wuth Scherz, Ihr würgender Unsinn gesalzener Witz, und Ihr menschenfeindlicher Haß Liebe zur Wahrheit sei; dieser Vorschlag ist ein neuer Beweis Ihrer verstockten Unbilligkeit. Ich überlasse Sie der Züchtigung der Gesetze, und, wenn Sie verwegen genug sind, auch diese zu trotzen, so überlasse ich Sie der Empfindung Ihres eigenen Gewissens, welches Zeit genug Ihr unerbittlichster Richter sein wird. Aber das Einzige will ich Sie noch bitten: Halten Sie diejenigen nicht für Ihre Freunde, welche über Ihren Witz lachen, oder Ihnen gar Lobeserhebungen darüber machen. Man schmeichelt Ihnen, wie man einem wüthenden Hunde schmeichelt, daß er uns nicht zerreißen soll. Sobald Sie nicht mehr im Stande sein werden zu schaden; sobald werden Sie sehen, wer Ihre Freunde waren, und daß Sie die ganze Welt verflucht. . . . Wie, rasen sie! Nein, mein Herr, alle diese wilden Drohungen schrecken mich nicht! Ich weiß ein Mittel, mich zu vertheidigen. Nunmehr kennt Sie die Welt zu genau, als daß mir diese Drohungen fürchterlich sein sollten. **Habet foenum in cornu!** . . . (Er hat Heu zwischen den Hörnern).

Was geht denn Sie dieses Sprüchwort an, mein Herr? Wer sind Sie? und wer hat Ihnen das Recht gegeben, mich mit geballter Faust zu überfallen? Ich sehe Sie in diesem Augenblicke zum erstenmale, und Sie wollen glauben, ich habe Sie beleidigt? Kann man denn nicht von einem Ochsen reden, der Heu zwischen den Hörnern hat, ohne daß Sie dadurch beleidigt werden? Und dennoch drohen Sie mir in der Stellung eines Man-

nes, der den Verstand in der Faust hat? Halten Sie an Sich, oder ich werde um Hülfe rufen! Zum wenigsten sagen Sie mir nur Ihren Namen; und aus welchem Dorfe sind Sie? . . O! mein Herr, ich bitte um Vergebung; das hätte ich mir nimmermehr träumen lassen. Also sind Sie ein deutscher Kunstrichter? Und dieser handfeste Schwarm, der mit aufgehobenen Fäusten und blökenden Zähnen Ihnen beizustehen droht; wer sind denn diese? . . . auch Kunstrichter! So errette mich der Himmel! Gnade, meine Herren! Ich will gern keine Gedankensteuer von Ihnen fordern; nur lassen Sie mich in Ruhe.

Wie unvorsichtig habe ich gehandelt, daß ich die Gelehrten aus ihren Löchern hervor gebannt habe! O! meine Herren, gehen Sie zurück; ich bitte Sie inständigst, gehen Sie alle wieder zurück in Ihre Studierstuben. Die Messe ist vor der Thüre; die Pressen warten auf Ihre gelehrten Schriften; bringen Sie die Nachwelt nicht um das Vergnügen, Ihre Werke zu bewundern; eilen Sie der Unsterblichkeit mit starken Schritten entgegen; nicht einen Augenblick dürfen Sie versäumen.

Sie kehren sich um; sie verlassen mich; sie eilen fort; sie fliegen nach ihren gelehrten Winkeln zurück! Glückliche Nachwelt, die du von diesem schreibenden Pöbel nichts erfahren wirst! Und glücklich bin auch ich, der ich mich auf eine so gute Art von ihnen habe loswickeln können!

Da ich mich zu weiter nichts anheischig gemacht, als nur eine Probe von meinem Gedankensteuertarife zu geben, so werde ich nunmehr, wie ich glaube, dies Versprechen zur Genüge erfüllt ha-

ben. Man kann aus diesem Entwurfe die Absicht und die Einrichtung des Ganzen wahrnehmen. Ich hoffe, die billige Welt wird mich hierin unterstützen, da ich hiebei ohne den geringsten Eigennutz handle; da man sieht, wie viel Thoren durch diese Gedankensteuer gebessert, oder, wenn dieses zu bewerkstelligen auch nicht möglich wäre, wie es in der That schwer ist, wie viel Nutzen zum wenigsten die Welt aus ihren Thorheiten ziehen; und wie viel andere Thoren, die aus Hunger unvernünftig gewesen sind, durch diese Gedankensteuer vernünftig gemacht werden können.

Es wird überflüssig sein, daß ich mich weiter dabei aufhalte. Damit ich aber doch die Vortheile meines Projekts in ein desto deutlicheres Licht setze; so will ich eine Gesellschaft beschreiben, in der ich mich vor etlichen Monaten befand. Ich will zu einem jeden Charakter die Taxe setzen: daraus wird man sehen, was für erstaunliche Summen in ganz Deutschland kommen müssen, wenn meine Gedankensteuer allgemein werden sollte, da schon von der kleinsten Gesellschaft, in der ich war, der Beitrag so ansehnlich ausfällt.

Ich fuhr mit dem Marktschiffe von Frankfurt nach Mainz. Da ich gewohnt bin, in unbekannten Gesellschaften sehr wenig zu reden und sehr gern viel zu hören; so setzte ich mich in einen einsamen Winkel, wo ich die Meisten der Gesellschaft übersehen und hören konnte.

Ein Kaufmann, der mit Weinen handelte, war der Erste, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trat eben in das Schiff, als sich ein schreckliches Gelächter unter den Schiffern und einigen

von der Gesellschaft erhob. Ich fragte eine Frau, die nicht weit von mir saß, nach der Ursache davon, welche mir antwortete: »Der Herr habe einen »kleinen Spaß gemacht. Es werde was zu lachen »setzen, da dieser Herr bei uns sei: er scheine bei »guter Laune zu sein, und wenn er einmal anfange zu spaßen, so müsse man vor Lachen bersten.« Ich erschrack sehr über diese Nachricht, welche leider mehr als zu gegründet war. Der Kaufmann, welcher sich außer seiner Lebhaftigkeit, auch dießmal witzig gesoffen haben mochte, trat bei dem Mastbaume in die Höhe und überschüttete uns mit seinen unglücklichen Scherzen. Wortspiele, schmutzige Zweideutigkeiten und andere Belustigungen des Pöbels waren der Inhalt seiner Erzählungen, welche immer mit einem beifälligen Gelächter aufgenommen wurden. Ich merkte gar deutlich, daß er nur aus Ehrgeiz ein Narr war; denn wenn das Volk über seine Scherze nicht lachte, so ward er beschämt und verdoppelte seinen Unsinn, um den Zuhörern den Zweifel an seinem Witze zu benehmen. Dieser Mann wird mir ein Ansehnliches in meine Kasse bringen!

Für das Vergnügen, zu glauben, daß er ein witziger Kopf sei, soll er geben 2 fl.

Wenn er sich einbilden will, daß man ihn bewundert und nicht für das, was er eigentlich ist, für einen Stocknarren hält; so kann er weniger nicht geben, als 1 fl.

Für eine jede Unfläthereí, die er sagt, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu ermuntern, zahlt er 1 Stüber. Ich habe auf dieser Reise dreißig Zoten von Wichtigkeit gehört; diese thun zusammen 30 Stüber.

Alle Wortspiele, wenn sie nur albern sind, hat er frei; fallen sie aber ins Grobe und Ungezogene, so zahlt er dafür halb so viel, als für eine Zote.
Lacht er zuerst über seine Einfälle, wie er immer zuerst lacht, so gibt er 1 Albus. Und weil sich dieses nicht so genau nachrechnen ließ; so rechne ich ihm für diese Freiheit ein für allemal 1 ½ fl.
Hebt er einen aus der Gesellschaft heraus, ihn zu beleidigen, oder, wie er es nennt, ihn zu tummeln, so gibt er 4 Schillinge; es wäre denn, daß ihm dieser mit ein paar Ohrfeigen antwortete: auf solchen Fall ist er steuerfrei. Ich habe fünf von der Gesellschaft gezählt, mit denen er sich auf diese Art lustig machte, und dieses beträgt 3½ fl. Er war damals so vorsichtig, sich an niemanden zu wagen, von dem er eine reelle Antwort besorgen konnte.

Ich habe an ihm wahrgenommen: so oft es mit seinem Witze gar nicht mehr fort wollte und auch nicht einmal die Schiffer mehr darüber lachten; so oft brachte er unvermuthet eine Anspielung auf eine Stelle der Bibel, oder einen verdrehten Spruch hervor. Es hatte allemal seine gehoffte Wirkung; und der Pöbel, vor dem er ausstand, wollte fast rasend vor Lachen werden, so oft er, nach seiner Sprache zu reden, dergleichen Schwänke machte. Ich wollte wohl wünschen, daß ihn die Obrigkeit für dergleichen leichtsinnigen Muthwillen an den Kirchenpranger stellen möchte. Weil aber dieses nicht geschehen wird und nicht füglich eingeführt werden kann, ohne die ansehnlichsten Gesellschaften um ihre witzigsten Köpfe zu bringen; so will ich auf diesen pöbelhaften Witz eine desto

höhere Steuer legen. Ein solcher unanständiger Scherz wird mit $1/2$ fl. bezahlt. Ich rechne ihm nach, daß er sich fünfmal damit geholfen hat; das thäte also $2 1/2$ fl.

Auf diese Art hätte ich von diesem einzigen Manne, in den wenigen Stunden, über 11 fl. bekommen. Nun rechne man selber nach, was dieses wohl in Deutschland auf ein ganzes Jahr betragen werde. Denn das glaube man ja nicht, daß nur allein auf meinem Schiffe ein Original von dieser Art sich befunden habe: fast in allen Gesellschaften der Handwerksleute, der Kaufleute, der Soldaten, gibt es dergleichen Originale; in Gesellschaften der Gelehrten und in Antichambern herrschen solche witzige Köpfe; ja sogar, wenn nur zwanzig ehrwürdige Herren Confratres auf Kirchmessen zusammen kommen, so getraue ich mir, wo nicht eher, doch nach Tische, wenigstens einen unter ihnen zu finden, der es meinem Kaufmann in der Art, zu scherzen und witzig zu sein, gleich thun soll, wo er ihn nicht gar übertrifft.

Die Komödie dieses Harlekins ward unvermuthet durch ein andächtiges Zwischenspiel unterbrochen. Eine bejahrte Frau fing an, einen Psalm zu singen. Ich war mit dieser unzeitigen Andacht sehr unzufrieden; denn ich befürchtete von dem Leichtsinn der Meisten in der Gesellschaft, sie würden eine neue Gelegenheit daher nehmen, über die Religion zu spotten; allein wider Vermuthen ward eine große Stille auf dem Schiffe, obwohl diese Heilige niemand fand, als zwei Weiber und einen jungen Menschen, die mit einstimmten.

Der Psalm kam zu Ende, und sie sperrte schon

das Maul auf, einen neuen anzufangen, als ein alter Officier von den fränkischen Kreistruppen zu ihr sagte; »Aber, Mutter, wie lange ist es denn, daß du so fromm bist?« Die Gesellschaft, welche das Singen schon lange überdrüßig war, empfing diesen Einfall mit freudigem Geblöcke; die Frau hingegen verstummte. Der Officier machte sich den Beifall der Zuschauer zu Nutze, und nachdem er etliche Millionen Teufel geschworen hatte, so sagte er: »Es trifft noch immer ein: junge Huren, alte Betschwestern.« Er erinnerte sie an vielerlei Sachen, daran sie vermuthlich nicht gern erinnert sein wollte; aber am allerempfindlichsten war ihr dieser Vorwurf, daß sie bei zunehmenden Jahren eine Gesellschaft von jungen Mädchen unterhalte, um von deren Schönheit zu leben, da ihre eigene Schönheit, wie er sagte, zum Teufel gegangen wäre. Ich freute mich über die Angst, welche dieser beschämten Betschwester auf dem Gesichte saß. Sie sah sich verwirrt in der Gesellschaft um, ohne im Stande zu sein, dem Officier etwas Anderes zu antworten, als dieses, daß sie ihn einen alten Lügner, einen alten Hund und dergleichen nannte, welches ihr böses Gewissen noch mehr verrieth. Dieser blieb auch ganz gelassen bei diesen Schimpfwörtern und begegnet ihr mit nichts, als der immer wiederholten Antwort: »Aber Gott »straf mich, Mutter; was willst du viel läugnen? »rechne einmal nach, wie viel du allein von mir »verdient hast?« Hier verdoppelte sich das elende Lachen der Gesellschaft. Der Officier nahm diesen Beifall für eine Aufforderung an, die Streiche zu erzählen, die er gespielt hatte; und wäre von

allen auch nur die Hälfte gegründet gewesen, so war doch diese schon hinreichend, ihn vor den Augen der Gesitteten zum ungesittetsten Manne zu machen.

Ich hoffe, an diesen beiden Kontribuenten ein Paar einträgliche Kunden zu bekommen.

Die Frau will mit ihrer lärmenden Andacht die Schande ihrer ehemaligen Lebensart verbergen. Sie mag von der Abscheulichkeit ihrer Aufführung überzeugt sein; allein sie hat entweder nicht Muth genug, oder sie ist schon gar zu boshaft, sich von derselben loszureißen. Ihre Jahre verhindern sie, selbst lasterhaft zu sein; sie ist es nun durch Andere, und verdoppelt sogar dadurch ihre strafwürdigen Laster, daß sie andere Mädchen verführt, und vielleicht unschuldige Personen in den Abgrund stürzt, aus dem sie sich nicht zu retten weiß. Sie schämte sich vor sich selbst: denn auch die Lasterhaftesten haben gewisse Augenblicke, in denen sie vor sich erschrecken. Sie war, ihrer Frechheit unerachtet, ganz verwirrt, da man ihr ihre Ausschweifungen zu eben der Zeit vorwarf, als sie sich den Namen einer frommen und ehrbaren Frau ersingen wollte. Sie fühlte den Werth der Tugend: sie wollte tugendhaft scheinen; aber sie war der Laster gewohnt, und hielt die Belohnungen der Tugend für zu ungewiß, als daß sie den gegenwärtigen Vortheil hätte aufgeben sollen, den sie von ihrer und anderer Ausschweifung zog. Alles dieses machte sie zur Heuchlerin. Da sie mir gleich gegenüber saß; so hatte ich Gelegenheit, sie, während ihres Singens, sehr genau zu bemerken. Weil sie zur Unzeit heilig sein wollte; so war mir, gleich mit

dem ersten Augenblicke, ihre Andacht verdächtig. Ich spähte alle Züge ihres Gesichts aus. Sie spielte die Rolle einer Betschwester vortrefflich. Sie hing ihren grauen Kopf bußfertig nach der linken Schulter; sie preßte die Seufzer mit einem heiligen Ungestüm aus der verstockten Brust hervor; sie drehte die Augen mit einer quäkerischen Entzückung gegen den Himmel, einen Ort, der ihr ganz fremd war; und zu einer andern Zeit übersah sie mit einem ehrgeizigen Blicke die Gesichter der Gesellschaft, und suchte den Beifall, welchen sie wohl nicht fand, und den sie doch durch ein heuchlerisches Ringen ihrer besudelten Hände zu erzwingen suchte. Die ehrerbietige Stille der Gesellschaft nahm sie auf ihre Rechnung. Vermuthlich hatte sie die Absicht, durch einen neuen Psalm noch einen Anfall auf unsere Hochachtung zu thun. Man kann also wohl urtheilen, wie empfindlich es ihr sein mußte, da sie durch die Frechheit des Officiers so unerwartet in ihren stolzen Absichten gehindert, und sehr gedemüthigt ward.

Aus dieser Schilderung werden meine Leser ziemlich im Stande sein, zu errathen, wie die Taxe für diese Betschwester eingerichtet werden soll,

Für das heuchlerische Kopfhängen soll sie geben $\frac{1}{2}$ fl.

Ein Seufzer kostet 1 Schilling. Sie kann dieses gar wohl zahlen, da sie in ihrer Jugend durch verbuhlte Seufzer das meiste Geld verdient hat. Sie seufzte achtmal unter dem Psalme, das thut 1 $\frac{1}{2}$ fl.

Das Verdrehen der Augen bezahlt sie mit 1 Stüber. Es war mir nicht möglich, zu zählen, wie oft sie dieses that; ich will ihr also nur überhaupt 1 fl. abfordern.

Das Ringen der Hände muß sie wenigstens mit ½ Stüber verbüßen, da es Ursache war, daß sie während ihrer Andacht sehr ungeberdig that. Sie soll wegen dieses Satzes einmal für allemal geben ½ fl.

So oft sie uns für so einfältig hielt, zu glauben, daß wir ihre Gottesfurcht bewunderten, so oft hat sie 1 Schilling verwirkt. Sie glaubte es wohl, so lange der Psalm währte; ich will ihr aber doch die Zahlung nicht mehr, als einfach abfordern.

Da sie ohne Zweifel durch ihre übertriebene Andacht sich den Namen einer frommen Matrone auch in der Absicht erheucheln wollte, um künftig bei ihren Ausschweifungen desto sicherer zu sein; so strafe ich sie um ½ fl.

Sie sollte wohl nicht umsonst so unbescheiden gegen den Officier gewesen sein, und ein jedes Schimpfwort verdiente wenigstens eine Pön von 1 Stüber. Allein, zu geschweigen, daß der Officier selbst nicht bescheiden gegen sie verfuhr, und eben nicht so empfindlich darüber zu sein schien; so will ich ihr die Strafe auch um deßwillen erlassen, weil sie sich in der größten Verwirrung befand, und diese pöbelhafte Art, sich zu vertheidigen, die deutlichste Sprache eines bösen Gewissens war.

Also bekäme ich von dieser Betschwester zu meiner Gedankensteuer überhaupt 4 fl. und noch etwas drüber; und dieses binnen einer Zeit von zehn Minuten. Was werden nicht unsere Betschwestern im ganzen Lande binnen einem Jahre erlegen müssen!

Der Officier war gleich das Widerspiel von dieser Heuchlerin, und dennoch eben so lächerlich und

eben so strafbar. Aus Ehrgeiz wollte jene fromm sein; und dieser war leichtsinnig aus Ehrgeiz. Er warf ihr vor, daß sie der Jugend Gelegenheit gegeben hätte, auszuschweifen, und um deßwillen gab er ihr die schädlichsten Beinamen: gleichwohl hielt er es nicht für schändlich, zu gestehen, daß er für sein baares Geld an diesen Ausschweifungen Theil genommen habe. Er beleidigte die übrige Gesellschaft besonders dadurch, daß er uns für so ungesittet hielt, zu glauben, wir würden ihn wegen seiner vormaligen Aufführung bewundern. Sein Alter machte diese Thorheit noch strafbarer. Wie viel sollen wir einem jungen Officier zu Gute halten, wenn ein alter Mann, den die Sünde verlassen hat, sich so unanständig aufführt? Es ist ein Unglück, daß junge Helden sehr oft so unrichtige Begriffe vom Muthe, von einer männlichen Freiheit, und von dem Wohlstande ihres Amtes haben; aber desto gefährlicher ist ihnen das Exempel eines alten Officiers, welcher Kenntniß der Welt, Erfahrung, Tapferkeit und vielleicht viele Tugenden, aber keine Sitten hat. Es kostet ihnen die wenigste Mühe, es ihm in dieser letzten Eigenschaft gleich zu thun; aber sie vergessen, daß dieses ein Fehler ist, den man ihm wegen seiner übrigen Tugenden zu Gute hält und mit seiner schlechten Erziehung entschuldigt. In Ansehung dieses Umstandes will ich auch mit unserm Officier billig verfahren. Er soll für alle Thorheiten, die er auf der Reise beging, nicht mehr als das halbe Traktament von einem Monate bezahlen. Es wird ungefähr 7½ Gulden betragen. Ich schenke ihm noch also alle Flüche, die er that und die er sehr

häufig that, ohne es zu wissen, weil er sie schon als Musketier gewohnt gewesen war.

Binnen der Zeit, da der Officier seine witzigen Grobheiten gegen die alte Betschwester vorbrachte, merkte ich, daß man mich etlichemal beim Aermel zupfte. Ich war zu aufmerksam, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen sollen, mich umzuwenden; endlich faßte man mich bei der Hand, und ich sah mich um. Es war ein junger Mensch, den ich noch für einen Schüler hielt, der aber, wie ich bald darauf aus seinen Reden vernahm, ein junger Richter und ein Mitglied einer gar ansehnlichen Gesellschaft zu * * war. »Was halten Sie, »mein Herr, von dieser injuria verbali (Beleidi»gung mit Worten)?« Und ohne mir die Zeit zu lassen, ihm zu sagen, was ich davon hielte, fuhr er mit der praktischen Geschwätzigkeit eines jungen Richters also fort: »Ich möchte der Advokat von »dieser Frau sein. Zwar wegen der Unkosten sieht »es auf beiden Seiten mißlich aus: O, da muß »wohl Rath werden. Fiat Executio (man schreite »zur Exekution)! Ich habe den casum etliche mal »in terminis gehabt . . . Warum sehen Sie »mir so steif ins Gesicht? Ich habe drei Jahre in »Franecker und ein Jahr in Rinteln studirt, und »ohne Ruhm zu melden . . . aber ich will wei»ter nichts sagen. Sobald ich nach Hause kam, »heirathete ich die Tochter eines bei uns angesehe»nen Mannes, welcher mir seine Stelle abtrat. »Es geht schon in den fünften Monat, daß ich »Beisitzer von diesem Gerichte bin. Sie können nicht »glauben, mein Herr, was für Ignoranz unter den »alten Graubärten, meinen Herren Kollegen, herrscht.

»Gar keine Principia, nicht die geringsten! Lau-
»ter Schlendrian! Aber ich sage ihnen auch meine
»Meinung deutsch heraus. Es macht mir aller-
»dings sehr viel Verdruß; aber ich kann mir nicht
»helfen. Meine Schuld ist es gar nicht, daß diese
»alten Männer so unwissend sind: doch können sie
»auch mir es nicht übel nehmen, daß ich, ohne
»mich zu rühmen, gelehrter und einsehender bin.
»Es ist wahr, so oft ich eine Meinung vorbringe,
»so oft widersprechen sie mir alle; aber dafür lasse
»ich ihnen auch niemals Recht. Was meinen Sie
»wohl: Ich will Ihnen einmal einen Casum pro-
»poniren.« Hier ward mir angst, und ich sann
»auf ein Mittel, mich von Seiner Hochweisheit los-
zumachen. Ich fand es bald. . . . »Geben Sie
»einmal Achtung, mein Herr, der Casus ist son-
»derbar! Aber Eins muß ich vorher erinnern: Sie
»wissen den Huber . . .« »O! mein Herr,« sagte
»ich, »den kenne ich recht wohl; was machte der
»ehrliche Mann? Ich habe ihm noch in voriger
»Messe abgekauft. . . .« »Wem?« fragte er mich
mit weitaufgesperrten Augen; »dem Huber? Der
»Mann ist ja lange todt. Er war ein großer
»Rechtsgelehrter in Franecker!« »So bitte ich um
»Verzeihung, mein Herr; ich glaubte, Sie meinten
»den Kaufmann in Frankfurt, von dem ich meine
»Haarsiebe nehme.« Der gute Richter sah mich
von neuem mit Erstaunen an. »Sind Sie denn
»kein Gelehrter, mein Herr?« »O! nein, mein
»Herr,« antwortete ich ganz demüthig und schüch-
tern; »ich bin ein ehrlicher Schneider aus Sach-
»senhausen. . . .« Das war ein Donnerschlag
für meinen weisen Richter, welcher vermuthlich in

Willens gehabt haben mochte, mir noch viele juristische Weisheit vorzupredigen. Nun sah er mich mit der Verachtung an, mit welcher Gelehrte seiner Art auf Handwerksleute herabsehen; und nachdem sein Hochmuth es mich genug hatte empfinden lassen, daß er ein Richter, und ich, wie er glaubte, ein armer Schneider war, so sprach er endlich mit einer trotzigen Miene: »Aber mein Freund, das »hätte Er gleich sagen können, daß Er ein Schnei»der ist; ich würde mir nicht haben einfallen las»sen, mit Ihm von gelehrten Sachen, und so vertraut, zu reden.« Ich beugte mich tief und freute mich, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, einen neuen Narren kennen zu lernen, und zwar einen so ergiebigen Narren, den ich auf vielerlei Art bei meiner Gedankensteuer nutzen kann.

Die Verwegenheit, die er gehabt, das wichtige Amt eines Richters in den Jahren zu übernehmen, in welchen er noch billig, mit dem Buche unter dem Arm, in die Schule hätte gehen sollen; die dreiste Geschwätzigkeit, mit seiner wenigen und unvollkommnen Wissenschaft alle Gesellschaften zu übertäuben; die Begierde, über alle Vorfälle seine entscheidenden Gedanken zu sagen; die Empfindlichkeit, die er äußerte, wenn man an seiner Weisheit und Unfehlbarkeit zweifeln wollte: alle diese Thorheiten werden mir ein ansehnliches Stück Geld einbringen; denn ihm wird es unmöglich sein, sich solche abzugewöhnen, und mir soll er sie theuer genug bezahlen.

Aber am allerstärksten soll er die thörichte Unverschämtheit büßen, die er hat, seinen erfahrnen und einsehenden Kollegen so muthwillig zu widersprechen und sie gegen Andre, die es von ihm nich

einmal zu wissen ver langen, für Männer ohne Einsicht und für eigensinnige Ignoranten auszuschreien. Diesen jungen Stolz werde ich um so viel mehr exemplarisch strafen, da er so viel schädliche Folgen hat, und nicht allein bei uns, sondern, wie ich erfahre, auch in Sachsen und in andern Ländern, unter denen so allgemein ist, welchen man aus guter Absicht, einen leeren Platz in der Versammlung der Richter und Räthe gönnt, um das zu hören, was sie auf Universitäten unmöglich hören konnten, und aus der Erfahrung ihrer einsehenden Kollegen diejenige Geschicklichkeit zu erwerben, die man von ihrer flüchtigen und unerfahrnen Jugend nicht verlangte. Aber gemeiniglich verstehen diese wohlweisen Knaben die Absicht der Obern ganz unrecht. Sie strotzen von dem Ueberflusse einer übelverdauten Schulweisheit. Sie sehen ihre Kollegen für Zuhörer und ihren Stuhl für den Katheder an, auf welchem sie gewohnt gewesen sind, einige aufgegebene Sätze gegen Mitschüler hartnäckig zu vertheidigen. Sie vergessen, daß sie nur die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit erlernt haben, welche allererst die Erfahrung brauchbar machen muß. Es ist sehr zu besorgen, daß ihnen diese eitlen Vorurtheile eine beständige Hinderung bleiben müssen, sie durch eine bescheidene Lehrbegierde zu geschickten und dem Vaterlande nützlichen Männern zu machen, da sie das Unglück haben, zu glauben, daß sie es bereits sind. Man hat zwar Beispiele, daß ein junger Richter, der in den ersten zwei Jahren, voll von seiner neuen Weisheit, braust, im dritten Jahre zu verstummen anfängt, weil er seine Unwissenheit fühlt; allein diese Exempel sind so gar häufig nicht, daß

ich wegen der schädlichen Folgen ihrer unreifen Gelehrsamkeit und pedantischen Eigenliebe außer Sorgen sein sollte. Ich werde mir also künftig, bei völliger Einrichtung meiner Gedankensteuer, Mühe geben, sie in Kontribution zu setzen, da sie es fühlen. Für meinen Reisegefährten aber hatte ich ungefähr diesen Ansatz gemacht:

Für die Begierde, die ihn juckte, mir zu sagen, daß er ein Richter sei, bezahlt er 4 fl.

Er ward empfindlich, daß ich ihm so steif ins Gesicht sah, weil er glaubte, ich zweifle an seiner Einsicht und an seinen Verdiensten. Er hatte Recht; aber weil er seinen Stolz dabei verrieth, so gibt er 1 fl.

Dafür, daß er glaubt, er sei wegen seiner Verdienste zu diesem Amte gewählt worden, da er doch nur durch die Frau in diese Stelle eingedrungen ist, soll er erlegen $\frac{1}{2}$ fl.

Fünf Monate hält er für zureichend, auf seine Erfahrung zu trotzen. Es verräth dieses seine erstaunliche Unwissenheit. Für jeden Monat zahlt er einen Gulden, und fährt damit so lange fort, bis er klüger wird.

Für einen jeden Vorwurf, den er seinen erfahrenen Kollegen macht, büßt er 1 Schilling.

Ein casus in terminis kostet 1 Schilling.

Die Narrheit soll er für diesesmal umsonst begangen haben, daß er mich so trotzig verachtete, als ich ihn beredete, ich sei ein Schneider. Es konnte ihm freilich nicht anders, als höchst empfindlich sein, da er so große Anstalten machte, mit seiner juristischen Weisheit zu paradiren, und den demüthigen Beifall eines Mannes zu verdienen,

von dem er erfahren mußte, daß er nur ein unwürdiger Handwerksmann sei.

Nach diesen Sätzen und einem genauen Ueberschlage, den ich gemacht, hätte ich also von ihm binnen einer Zeit von fünf Minuten verdient 7 fl.

Durch dergleichen Betrachtungen suchte ich mir die Unannehmlichkeit der Reise und der schlechten Gesellschaft zu erleichtern. Inzwischen waren wir in die Gegend gekommen, wo ich wegen meiner Geschäfte ans Land steigen mußte. In der That verließ ich das Schiff sehr ungern, da ich unter dem Haufen bereits einige Originale bemerkt hatte, die ich wohl etwas genauer hätte kennen mögen.

Unter vielen Andern fiel mir ein junger Mensch am meisten in die Augen, welcher nur zwei Stellen von mir in einem dunkeln Winkel saß, den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, immer mit sich selbst sprach, bisweilen die Augen gen Himmel richtete manchmal mit den Füßen stampfte und anders nicht die mißvergnügte Miene ablegte, als wenn er durch ein bitteres Lächeln seine Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Einige Tage darauf erfuhr ich, daß er der Sohn eines bemittelten Kaufmanns sei, daß er bei einem ganz gesunden Körper, bei reichem Ueberflusse, bei aller Bequemlichkeit, die das menschliche Leben wünschen kann, und was das Lächerlichste ist, bei einem wirklich vergnügten Herzen dennoch die Thorheit begehe, sich krank, milzsüchtig und mit der ganzen Welt unzufrieden zu stellen, und alles dieses nur in der Absicht, um in Gesellschaften bemerkt zu werden. Er hat diese Rolle in London gelernt, wo er sich einige Monate aufgehalten; aber er ist eine eben so unglückliche

Kopie von einem schwermüthigen Engländer, wie viele unserer abgeschmackten Landesleute närrische Kopien eines lebhaften und gaukelnden Franzosen sind, welchen sie sich bei ihrem kurzen Aufenthalt in Paris zum Originale gewählt haben. Diese hüpfen und pfeifen, wenn sie am meisten Ursache haben, ernsthaft, oder traurig zu sein; und jener wird gemeiniglich zu der Zeit, wo er am wenigsten Ursache hat, mißvergnügt zu sein, und wo er es auch in der That am wenigsten ist, dennoch am meisten vom Erhängen und Erschießen reden. Noch zur Zeit bin ich ungewiß, wer von beiden der größte Narr ist; aber, ohne es weiter zu untersuchen, will ich mir beider Thorheit zu Nutze machen.

Vor mir saßen zwei Kaufleute, welche, wie ich aus ihrem eifrigen Gespräch abnehmen konnte, sehr unzufrieden mit ihrer Obrigkeit waren. Sie eiferten heftig wider einige erhöhte Auflagen; sie seufzten über den Verfall der Nahrung, über theure Zeiten, über Mangel des Silbergeldes und über die große Verschwendung; denn in ihrer Jugend ward ganz anders gewirthschaftet, und da konnte man doch einen Thaler Geld zurück legen.

Ich werde sie bei meiner Gedankensteuer gewiß nicht vergessen. Sie überlegen nicht, daß die Obrigkeit besser, als sie, einsehen muß, was zum Besten des Staats erfordert wird Gemeiniglich eifert Niemand so sehr, als der Kaufmann, über die erhöhten Auflagen, und er bedenkt nicht, daß man die Handlung vornehmlich um deßwillen in Aufnahme zu bringen sucht, damit der Staat Bürger habe, welche von ihrem Ueberfluß dasjenige ab-

geben könne, was zu Beschützung des Landes und zu Erhaltung der innerlichen Sicherheit unentbehrlich ist. Die Seufzer über den Verfall der Nahrung sind oft ungegründet und gemeiniglich nur eine Folge ihres Geizes und des Neides über die bessere Nahrung anderer Häuser. Ueber den Mangel des guten Geldes können sie nicht klagen, ohne zugleich ihren eigennützigen Wucher zu verdammen, der an diesem Mangel die meiste Schuld hat. Eben so ungerecht sind ihre Klagen über die Verschwendung. In der That würde es sehr schlecht um die Handlung aussehen, wenn die Welt anfinge, sparsam zu sein, und sich nur mit dem Nothdürftigen zu behelfen. Leute von dergleichen ungegründeten Vorurtheilen glauben immer, die meiste Einsicht in Sachen zu haben, die den Staat und die Handlung angehen. Diese Thorheit gibt mir das Recht, sie zu meiner Gedankensteuer zu ziehen, wenn sie noch länger die Erlaubniß haben wollen, so patriotisch zu murren.

Beim Eingang des Verdecks saß ein junger Mensch, welcher, wie ich aus seiner Kleidung vermuthen konnte, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Gleich sein Eintritt in das Schiff fiel mir in die Augen, weil er mehr gekrochen, als gegangen kam. Er setzte sich ganz schüchtern auf den ersten Platz, den er ledig fand, und schien die ganze Gesellschaft wegen seiner Gegenwart um Vergebung zu bitten. Nur selten schlug er die Augen auf; die übrige Zeit saß er so ängstlich und gebückt, wie ein Schüler, der sich vor dem Streichen seines erzürnten Lehrers fürchtet. Eine Tugend, die zu sehr in die Augen fällt, ist mir allemal ver=

dächtig gewesen; um deßwillen war es mir auch diese allzu große Bescheidenheit. Desto mehr gab ich auf ihn Acht. Ich fing an, mich seinetwegen zu beruhigen, da ich die Unzufriedenheit merkte, die er über den abgeschmackten Witz des Weinhändlers äußerte. Bein Gesange der Betschwester war er die einzige Mannsperson, die mit einstimmte; dieses vergab ich seinem Stande. Er schien bei den Vorwürfen, die der Officier dieser Frau machte, und bei der ungeschickten Vertheidigung der Heuchlerin sehr empfindlich zu sein, und beide zu mißbilligen; mit einem Wort: ich fing an, mich zu freuen, daß ich einen jungen Menschen sehen sollte, dessen Demuth, Bescheidenheit und gute Sitten dem Amte, für das er bestimmt war, viel Ehre und Vortheile zu versprechen schienen. Bei der Unterredung mit dem jungen Richter hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren; ich würde auch vielleicht nicht weiter an ihn gedacht haben, wenn ich ihn nicht beim Aussteigen aus dem Schiff in einem mehr entfernten Winkel mit einer unanständigen Vertraulichkeit neben einer jungen Frauensperson erblickt hätte, welche, wie mir der Schiffer sagte, für eine Tochter der alten Betschwester ausgegeben ward. Nun kannte ich den jungen Tartüffe. Da er mich in Ansehung seiner verstellten Sittsamkeit betrogen, so hatte ich Ursache zu fürchten, daß seine Bescheidenheit und Demuth eben so erheuchelt wären. Ich bedauerte diejenigen im Voraus, welche künftig in einer genauern Verbindung mit ihm stehen sollen. So kriechend und schüchtern er gegenwärtig zu sein scheint, so unerträglich wird seine Eigenliebe und sein geistli-

cher Hochmuth sein, welcher desto gefährlicher ist, da er die Ehrenbezeigungen niemals für sich, sondern allemal für sein Amt fordert. Kann man wohl von ihm hoffen, daß seine Aufführung exemplarisch sein wird? Anfänglich wird er sich alle Ausschweifungen verstatten, die er genießen kann, ohne verrathen zu werden; endlich aber wird er mit weniger Vorsicht lasterhaft sein, da ihn die Gewohnheit unverschämt und sicher macht. Ich will dafür sorgen, daß er nicht umsonst hochmüthig und lasterhaft sei. Er und seine ihm ähnlichen Kollegen können die Erlaubniß, ehrwürdig zu heißen, nicht theuer genug bezahlen.

Auf ein Wort, nur auf ein einziges Wort, Herr Pansa, rief mir eine unbekannte Stimme zu, da ich schon den einen Fuß aus dem Schiffe gesetzt hatte. Ich sah mich um und erblickte den alten Bürgermeister aus meinem Städtchen, welcher das gewöhnliche Unglück hat, zu reimen, und dabei zu glauben, daß er ein Poet sei.

Er war sehr erfreut, mich zu sehen, da er mich hier am wenigsten vermuthet hatte. »Sehen Sie, «Herr Pansa: Monumentum aere perennius» (ein Monument, dauernder als Erz) und wies mir einen großen Stoß gedruckter Glückswünsche auf den Geburtstag eines seiner Gönner in Mainz, wohin er jetzt reiste, um sie ins Geld zu setzen. Er wollte sie mir vorlesen; allein ich schützte meine Eilfertigkeit vor. Das half mir nichts; er vertrat mir wirklich den Weg, und fing an auszupacken. »Ich kann Ihnen nicht helfen, sagte er; »das Karmen müssen Sie anhören, wenn Sie mein »Freund sein wollen.» Ich verdoppelte meine Vor=

stellungen, ihm begreiflich zu machen, wie nöthig es sei, zu eilen; der Schiffer fluchte ihm etliche Donner in den Bart, daß er das Schiff nicht aufhalten sollte. Ich versuchte, ob ich mir den Weg mit einiger Gewalt frei machen könnte; aber Alles vergebens.

Gepriesener Mäcenas! Jetzt, da das Purpurlicht
Dort aus Aurorens Schoos . . .

So fing er wirklich schon an zu lesen. Ich drängte ihn auf die Seite und floh; aber unglücklicher Weise glitt ich von dem Brett ins Wasser, da ich nicht wahrgenommen hatte, daß er mich bei dem Rock fest hielt. O! ihr Götter! rief er. Aber der Schiffer reichte mir die Hand und ich sprang ans Ufer, ohne mich weiter umzusehen; so erschrecklich war mir der Gedanke, daß er mir mit seinem Bündel Versen nachsetzen möchte. Aber er soll mir diese Angst bezahlen; denn da er ein Dichter schon bei Jahren ist, so habe ich das Recht, ihn bei meiner Gedankensteuer doppelt anzusetzen.

Ich habe durch diese kurze Reisebeschreibung eine Gelegenheit gesucht, meinen Lesern eine Probe zu geben, wie einträglich diese Gedankensteuer sein wird. Wir wollen einmal annehmen:

11 fl. der Weinhändler.
4 fl. die Betschwester.
7½ fl. der Officier.
7 fl. der junge Richter. Die Andern will ich nur in einen ungefähren Anschlag bringen.
6 fl. der Unzufriedene. Es ist nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Mühe er sich gibt, lächerlich zu sein.
20 fl. die beiden murrenden Kaufleute.

2 fl. der junge Tartüffe.

1 fl. der Gratulant. Der böse Mann sollte wohl mehr geben, da er mich mit seinen Versen ins Wasser gejagt hat; aber er muß Weib und Kind von seinem Witz ernähren, und ich weiß, daß sein gepriesener Mäcenas sehr karg ist; darum dauert er mich. Alles dieses macht zusammen $58\frac{1}{2}$ fl.

Nun bedenke man einmal: wenn eine so kleine Gesellschaft von neun Kontribuenten, binnen einer Zeit von wenigen Stunden, so viel beisteuern soll, was für unsägliche Summen wird es ein Jahr über in ganz Deutschland ausmachen? Ich bin vor Freuden ganz außer mir, daß ich einen so glücklichen Einfall gehabt habe, diese Gedankensteuer in Vorschlag zu bringen. Wie viel tausend Mitbürger, für die Niemand bisher gesorgt hat, werde ich künftig von der Thorheit Anderer ernähren können!

Hier könnte ich schließen; aber ich muß noch auf einen Einwurf antworten: Ist es wohl jemals möglich, diese Gedankensteuer wirklich einzuführen, da es nicht möglich ist, die Gedanken Anderer zu wissen, und da die Menschen gemeiniglich ihre Einbildungen, je lächerlicher sie sind, desto sorgfältiger zu verbergen wissen?

Vielleicht hätte ich gar nicht nöthig, mich auf diese Frage einzulassen. Ein Projektmacher entwirft den Plan; er macht weitläufige Berechnungen von den großen Einkünften, welche die Kasse davon zu erwarten hat; mehr darf man von ihm

nicht verlangen. Ob es eine Möglichkeit sei, diesen Plan auszuführen? das ist seine Sache nicht; dafür mögen Andere sorgen; genug, sein Projekt steht richtig berechnet auf dem Papier.

Aber ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich mehr antworten will, als man berechtigt ist, mich zu fragen.

Der obige Einwurf schickt sich nicht auf alle Fälle. Viele Handlungen der Menschen brauchen gar keine Erklärung. Viele Menschen sind nicht im Stande, oder geben sich doch keine Mühe, ihre Gedanken zu verbergen. Was soll ich von den Werken der Schriftsteller sagen? Sie liegen am Tage, und mein Tarif soll so deutlich sein, daß ein jeder Leser die Taxe selbst beisetzen kann. Die Strafe des vierfachen Ersatzes wird meine Kontribuenten noch mehr abhalten, ihre Gedanken zu läugnen. Aber ich glaube, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, zu strafen, da es für die Eitelkeit der Menschen so vortheilhaft ist, daß sie für eine so geringe Beisteuer sich das Recht lösen können, ungehindert und ohne Widerspruch Thoren zu sein, und die Welt, sie mag wollen, oder nicht, zum Beifall zu zwingen. Da es aber doch geschehen kann, daß es Leute gibt, welche sich verstellen und zu Bevortheilung meiner Gedankensteuer, durch verschiedene Umwege den Beifall der Welt zu erschleichen suchen; so habe ich schon Anstalten getroffen, diesen Kontrebandierern Einhalt zu thun. Ich will nämlich Gedankenfiskale setzen. Das sind Leute, die aus den Unterredungen mit Andern, sogar aus ihren Mienen, aus ihrem Gange, aus ihrer Kleidung, die innersten Bewegungen des Her=

zens entdecken sollen. Für einen aufmerksamen Zuschauer und für einen Menschen, der die Welt kennt, ist dieses so schwer nicht, als vielleicht Manche glauben. Und was will man dazu sagen, wenn ich beweise, es sei die angenehmste Beschäftigung vieler Menschen, wenn sie, ob sie gleich oft sich selbst nicht kennen, dennoch die kleinsten Handlungen und die Gedanken Anderer sehr sorgfältig ausspähen, und, daß sie solche entdeckt haben, mit vieler Zuversicht behaupten? Durch eine vorsichtige Wahl der Personen, die ich zu Gedankenfiskalen bestätigen will, werde ich mir die Sache noch leichter machen. Ich werde Leute dazu nehmen, welche neugierig und argwöhnisch sind, welche in ihrem Hause wenig Geschäfte und also mehr Zeit haben, auf die Handlungen Anderer Acht zu geben. Zwei Gattungen der Menschen werden mir hierzu am besten dienen können; Frauenzimmer von einem gewissen Alter, die sich in jüngern Jahren mit allen Fehlern ihres Geschlechts bekannt gemacht haben, gegen welche sie bei zunehmenden Jahren ganz unerbittlich sind; und Gelehrte, welche der Welt ihre periodischen Betrachtungen über Staatssachen mittheilen. Da diese mit ihren scharf urtheilenden Blicken bis in die geheimsten Kabinette der Prinzen dringen, so wird es ihnen nur ein Spiel sein, die Gedanken ihrer Mitbürger zu entdecken.

Aber hierbei will ich es noch nicht bewenden lassen. Ich will über die Geschicklichkeit, die Gedanken Anderer zu erforschen, eine Abhandlung in systematischer Ordnung entwerfen, und öffentlich darüber lesen.

Der Plan zu dieser Unterweisung, die Gedan=

ken Anderer zu errathen, oder, daß ich mich nach der Mode unserer Zeit, etwas kunstmäßiger und dunkler ausdrücke, der

Plan einer Noematokataskopologie *)
ist ungefähr folgender:

Erstes Buch.

Kap. I. Vom Menschen.

Kap. II. Von den Gedanken der Menschen überhaupt.

Kap. III. Ob es Menschen gibt, welche gar nicht denken? Dieses Kapitel wird etwas weitläufig, aber auch von dem größten Nutzen sein. Ich nehme mich darin besonders der Frauenzimmer, welche man schöne Statuen nennt, verschiedener witziger Schriftsteller, und endlich einiger unserer tiefsinnigsten Philosophen mitleidig an, von welchen allen man bisher in der lieblosen Meinung gestanden, daß sie gar nicht dächten.

Kap. IV. Warum Einige ihre Gedanken so sorgfältig verbergen? Ich habe hier die Bemerkung ausgeführt, daß die meisten Menschen sich mehr vor Andern, als vor sich selbst schämen.

Kap. V. Daß diese Gewohnheit, im Verborgenen zu denken, für die Eigenliebe des Menschen sehr bequem und vortheilhaft sei.

Kap. VI. Von dem Schaden, den die menschliche Gesellschaft davon hat.

Der Mensch gewöhnt sich dadurch an eine Eitel=

---

*) Eine Kunst, das Ziel der Gedanken zu errathen.

keit, die hernach weder glimpfliche Vorstellungen, noch bittere Demüthigung ausrotten können.

Er fängt an, Andere zu verachten.

Er gibt sich keine Mühe, die Vollkommenheiten wirklich zu erlangen, die er schon zu besitzen glaubt.

Kap. VII. Wie nöthig es also sei, die Menschen in diesen sanften Träumen schmeichelhafter Eigenliebe zu stören.

Kap. VIII. Viele wichtige Einwürfe wider die Möglichkeit eines so rühmlichen Unternehmens.

Kap. IX. Der Autor gesteht aufrichtig, daß er nicht im Stande sei, diese Einwürfe zu beantworten.

Kap. X. Der Autor erzählt eine merkwürdige Geschichte, die ihn auf den Einfall gebracht hat, von den thörichten Einbildungen der Menschen einigen Nutzen für das gemeine Wesen zu ziehen, da da er es fast unmöglich gefunden, sie auszurotten.

Kap. XI. Ein patriotischer Seufzer!

Zweites Buch,

enthält den Tarif.

Drittes Buch.

Kap. I. Von den Mitteln, die geheimen Einbildungen der Menschen zu entdecken.

Kap. II. Von der Verrätherei der Augen überhaupt.

Kap. III. Vom Unterschiede zwischen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches mit Empfindung liebt und es verbergen will, und zwischen den zärtlichen Blicken eines Frauenzimmers, welches nicht liebt und nur kokettirt.

Kap. IV. Dreißig Folgerungen daraus für meine Gedankensteuer.

Kap. V. Wie die Blicke eines bejahrten Frauenzimmers aussehen müssen, wenn man daraus

schließen soll, ob sie aus Hochmuth, oder aus Freundschaft, oder aus Wollust ihr Alter vergißt.

Kap. VI. Vom frommen Liebäugeln einer alten Betschwester.

Kap. VII. Vom Unterschied ihrer Seufzer, welche sie über das Andenken der vergangenen Zeiten, oder welche sie über die jetzige verderbte Zeit ausstößt.

Kap. VIII. Von den verschiedenen Arten des Lächelns.

Vom abgeschmackten Lächeln eines Stutzers.

Vom witzigen Lächeln eines Hofmannes.

Vom vornehmen Lächeln eines Pedanten.

Vom gefährlichen Lächeln eines Kunstrichters, bei Lesung einer fremden Schrift.

Vom nichtsbedeutenden Lächeln eines Mäcenas.

Vom unerträglichen Lächeln eines Ehrgeizigen, wenn er von seinen Fehlern redet.

Was es bedeutet, wenn ein Wucherer lächelt.

Von verschiedenen andern Arten des Lächelns, und was man daraus auf den Charakter der Person schließen kann.

Kap. IX. Von den Mienen überhaupt. In diesem Kapitel wird dasjenige nachgeholt, was in den vorigen Abschnitten nicht berührt werden können.

Von den wichtigen Mienen.

Von den zerstreuten Mienen eines Menschen, der gar nichts zu denken und nichts zu verrichten hat, und doch gern geschäftig aussehen möchte.

Geschichte von den drei Mienen, oder, Beurtheilung eines Menschen von schlechter Erziehung und einem boshaften Herzen. Es ist darin eine genaue Abschilderung, wie seine kriechende Miene aussah, da er sich durch Niederträchtigkeit in ein wichtiges

Amt einzuschleichen suchte; von der trotzigen und doch unruhigen und tückischen Miene, die seinen Hochmuth, seine lieblose Undienstfertigkeit und die Begierde, Andern zu schaden, verriethen, so lange er in diesem Amte war; und endlich von der ängstlichen und scheuen Miene eines folternden Gewissens zu der Zeit, wo ihn seine Ungerechtigkeiten gestürzt, und außer Stand gesetzt hatten, weiter zu schaden. Dieser Abschnitt ist besonders wegen der vielen historischen Noten erbaulich, die ich zu mehrerer Erklärung dieser lehrreichen Geschichte beigefügt habe.

Kap. X. Abhandlung von den Hüten und Florkappen.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß man das menschliche Herz aus beiden besser entdecken kann, als man bisher geglaubt. Ich will nur zwei Proben davon anführen:

Ein trotzig in die Augen gedrückter Hut ist das Kennzeichen eines Feigherzigen.

Von der besondern Art, wie die Frauenspersonen in Westphalen sich sehr sorgfältig in die Kappen verhüllen, wenn sie wünschen, bemerkt und ohne Kappe gesehen zu werden.

Nota: Dieses Kapitel ist außer Westphalen nicht zu verstehen.

Kap. XI. Lehre von Schönpfläſterchen. Der englische Zuschauer hat in seinen Tagen die glückliche Erfindung gemacht, wie man aus der Lage der Schönpfläſterchen entdecken könne, welche von den Frauenspersonen in London zu den Whigs und welche zu den Tories gehörten. Dieses hat mich auf unser deutsches Frauenzimmer aufmerksam ge=

macht, und ich glaube, das Geheimniß entdeckt zu haben, wie man aus der Lage und Menge der Schönpflästerchen bei den meisten ihre Gedanken und Einbildung errathen könne. Dieses handle ich in gegenwärtigem Kapitel ab, und bestätige einen jeden Satz durch eine Erfahrung. So habe ich z. E. die Geschichte eines Frauenzimmers erzählt, welches bei einer ziemlichen Schönheit eine sehr einfältige Miene machte. Weil sie aber doch ehrgeizig genug war, witzig zu heißen, so klebte sie einen halben Mond unter das linke Auge! sogleich fanden ihre Anbeter, daß ihre feine und schalkhafte Miene sie doppelt liebenswürdig machte. Zwei Schönpflästerchen über den Augenbraunen machen ein gebieterisches Ansehen. Meine selige Frau hatte die Gewohnheit, sich auf diese Art zu putzen, so oft sie über mich mißvergnügt war; und alsdann war es Zeit, ihr auszuweichen, oder sie ließ es mich gewiß empfinden, daß sie meine Frau war. Niemals bin ich in größerer Gefahr gewesen, als da es ihr einfiel, noch das dritte Schönpflästerchen über den Mund zu legen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, der sich viele Mühe um meine Freundschaft gab, verstand diese Sprache den Augenblick; aber ich merkte es noch bei Zeiten und ging alle Bedingungen ein, mich wieder mit ihr auszusöhnen, um Folgen vorzubeugen, die meiner Ehre empfindlich gewesen sein würden. Vor dieser unglücklichen Konstellation der Schönpflästerchen will ich alle Männer aufrichtig warnen. Ein Frauenzimmer, welches ein Schönpflästerchen über das linke, und das andere an den Winkel des rechten Auges klebt, ist, wie mich die Erfahrung ge=

lehrt hat, von ihrem scharfen und durchdringenden Verstande überzeugt. Ist sie schon verheirathet, so kann man gewiß glauben, daß sie ihren Mann übersieht; ist sie noch unverheirathet, so wird ihr Ekel so lange wählen, bis sie endlich die Verzweiflung nöthigt, sich dem ersten, besten Mann in die Arme zu werfen, um nicht gar ohne Mann zu sterben. Da sie ihren Verstand so sehr fühlt, so kann man sicher schwören, daß Niemand mehr, als sie, beschäftigt ist, die Handlungen anderer Menschen zu richten. Ein Schönpfläſterchen, welches nachläſſig auf dem linken oder rechten Backen liegt, ist gemeiniglich die Losung, daß ein Frauenzimmer aufgeräumt genug sei, sich Schmeicheleien versagen zu lassen. Es kommt alsdann nur auf die Geschicklichkeit der Mannspersonen an, daß sie diese guten Augenblicke sich zu Nutze zu machen wissen. Ich bin noch nicht mit mir einig, was die großen Pflaster, die man seit ein paar Jahren an den linken Schlaf postirt, für einen Gemüthscharakter anzeigen wollen. Ich habe sie allemal für sehr gefährlich gehalten; aber mein Medikus lacht mich aus, und bildet sich ein, es besser zu verstehen. Ich will diesen Punkt bis zur zweiten Auflage gegenwärtiger Abhandlung ausgesetzt sein lassen. Diese Zeit werde ich anwenden, auf alle Frauenzimmer Achtung zu geben, welche dergleichen Pflaster tragen. Ich will nicht eine von ihren Handlungen übersehen, und auf diese Art wird mich die Erfahrung lehren, was ich eigentlich von diesem schwarzen Meteoren halten soll. Zum Schlusse dieses Kapitels habe ich zwei Fälle angeführt, welche die Schönpfläſterchen nothwendig machen und wo man

von ihnen nicht auf den Gemüthscharakter schließen kann. Der erste Fall ist bei einem Frauenzimmer, welches noch nicht verheirathet ist und, ihren Runzeln zum Trotz, auf Eroberungen ausgeht. Diese kann gar füglich mit fünf bis zum höchsten sechs Schönpflästerchen der sinkenden Schönheit zu Hülfe kommen, ohne daß man berechtigt ist, über diese dringende Nothwendigkeit nachtheilige Betrachtungen anzustellen. Der andere Fall ist, wenn es ein Frauenzimmer für gut findet, eine kleine Unreinigkeit der Haut, die vielleicht kaum bemerkt wird, durch ein schwarzes Fleckchen, welches desto mehr in die Augen fällt, zu verbergen. Ich warne bei dieser Gelegenheit meine Gedankenfiskale, daß sie, bei dergleichen vorkommenden Fällen, sich ja nicht übereilen sollen. In einer besondern Note zeige ich, wie überflüssig es sein würde, diese Lehre von Schönpflästerchen auch auf die Mannspersonen zu erstrecken. Alles, was man davon sagen kann, kömmt auf diese drei Fälle an: Daß eine dergleichen Mannsperson sich dieses Mittels entweder auf Ordre des Barbiers bedient, und alsdann braucht es keine weitere Entschuldigung: oder daß unter den Mannskleidern wirklich ein Frauenzimmer steckt, und alsdann würde man die Ursache dieser Verkleidung untersuchen müssen; oder wofern eine wirkliche Mannsperson, ohne Noth, und, wie man es nennt, nur zur Galanterie, sich dieses weiblichen Schmucks bedient, so kann man, ohne ihm Unrecht zu thun, alle Leute versichern, daß er ein Geck sei.

Kap. XII. Bemerkungen über die Unterkehle.

Kap. XIII. Dergleichen über den Bauch. Diese

beiden Kapitel gehören zusammen, und wird fast Alles darin enthalten sein, was man zu wissen nöthig hat, um die Einbildungen eines Mannes von Geschäften in allen Ständen zu entdecken. Dieses Kapitel ist eins der weitläuftigsten; aber ich bin Willens, etliche Seiten wegzustreichen, wo ich von der trotzigen Unterkehle und dem strotzenden Bauche derjenigen handle, deren Amt befiehlt, Demuth zu predigen.

Kap. XIV. Der Finger über der Nase! Ich habe meine guten Ursachen gehabt, gegenwärtiges Kapitel auf diese sonderbare Art zu überschreiben. Ich werde es sehr gern sehen, wenn diejenigen, von denen es handelt, sich die Mühe gar nicht nehmen, es zu lesen: denn ich befürchte außerdem, daß ich die Hälfte unserer gelehrten Scribenten wider mich aufbringe. Ich zeige die Wege, wodurch man ihre Selbstliebe und alle daraus fließende unzählige Fehler unserer Gelehrten entdecken kann. Ich handle aber nicht allein von der tiefsinnigen Miene, die sie machen, wenn sie den Finger über die Nase legen; sondern ich beschreibe auch zugleich alle ihre Bewegungen, ihren Gang, den äußerlichen Anzug und dergleichen, aus welchem man die Leidenschaft eines Gelehrten errathen kann. Ich habe sogar Regeln gegeben, wie man aus einer jeden Miene und Bewegung eines Gelehrten sogleich sehen kann, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Es würde zu weitläuftig sein, Alles hier anzuführen, was ich vermöge meiner öftern Erfahrung davon gesagt habe. Zur Probe will ich von den drei und fünfzig Exempeln gegenwärtig nur etliche anführen.

Ein Mann, welcher mit einer vornehmen und vielbedeutenden Miene durch die Gassen geht, nur diejenigen grüßt, von welchen er glaubt, daß sie einen Einfluß auf die Regierung des Landes haben, diejenigen, die ihn grüßen, argwöhnisch und aufmerksam ansieht, immer die Tasche voll Zeitungen trägt, seinen Freunden den guten Morgen ins Ohr sagt: dieser Mann ist unfehlbar einer von den politischen Schriftstellern, welche an ihrem Pulte das Gleichgewicht von Europa halten.

Man wird sich nur selten betrügen, wenn man diejenigen für Sittenlehrer von Profession hält, welche bei einem sehr schmutzigen und unordentlichen Anzuge in Gesellschaften wenigstens gesittet sind.

Ein junger Mensch, welcher sich in derjenigen Gegend der Stadt immer geschäftig sehen läßt, wo die meisten Buchläden sind, ist vermuthlich ein junger Skribent, der seine Kinder sucht.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher tiefsinnig mit dem Kopfe wider die Bäume lief; und dieser Mann war ein großer Mathematikus.

Die meiste Mühe hat mir ein gewisser Autor gemacht, dessen Gang so unordentlich und abwechselnd war, daß ich lange Zeit nicht errathen konnte, zu welcher Art der Gelehrten er eigentlich gehöre. Endlich erfuhr ich, daß er ein Poet sei; und da ich nur einmal das wußte, so lernte ich ihn in kurzer Zeit so genau kennen, daß ich gleich beim ersten Anblick errathen konnte, welche Arten der Gedichte er unter der Feder hatte. Schlich er traurig an den Häusern hin, wie ein Hofmann, welcher keinen Kredit mehr hat; so schrieb er Elegien. Hüpfte er faselnd durch die Gassen, wie

die Kinder thun, die auf Stecken reiten; so schrieb er gewisse Tändeleien, die er anakreontische Oden nannte. Wenn er einige Zeit sehr ernsthaft aussah und alsdann mit einemmale überlaut lachte, und geschwind in ein Haus sprang; so machte er Sinngedichte, die er hinter der nächsten Hausthüre in seine Tafel schrieb. Spaziert er in denjenigen Stunden durch die Gassen, in welchen andere Leute zu Mittag essen, und grüßt er alsdann diejenigen demüthig, die er wegen ihrer reichen Westen für Mäcenaten hält; so kann man gewiß glauben, daß er, aus Mangel der Nahrung, auf eine poetische Zueignungsschrift denkt. Kommt er aus dem Weinhause getaumelt, so ist das ein richtiger Beweis, daß ihm sein Verleger auf die Fortsetzung seiner Schriften einige Gulden vorgeschossen hat.

Ein Mann, der die rechte Faust geballt hält, an dem Daumen der linken Hand mit den Zähnen nagt, mit einer gerunzelten Stirne und einem bittern Lachen denen, die ihm begegnen, starr ins Gesicht sieht, mit weiten Schritten keuchend durch die Gassen läuft; dieser Mann ist ein beleidigter Kunstrichter. Vorgesehn!

Ein gelehrtes Frauenzimmer wird man sogleich aus der Dinte erkennen, die sie immer sorgfältig an den Finger, den rechten Backen und die Manschetten schmiert. Trägt sie gar beschmutzte Wäsche; so ist sie eine Poetin, ich wette drauf!

Wegen der übrigen Exempel will ich meine Leser auf den Plan selbst verweisen.

Kap. XV. Von den Schnupftabacksdosen. Ein sehr nützliches Kapitel. Ich habe nicht vergessen, die gewöhnlichsten Arten, die Dose zu schütteln,

zu klopfen, oder Tabak anzubieten, auf eine sehr praktische Art durchzugehen. Für diejenigen ist dieses Kapitel unentbehrlich, welche die Originale der Antichambre ausforschen wollen.

Kap. XVI. Von der Sprache der Fächer. Dieses Kapitel ist in seiner Art so wichtig, wie das vorige.

Ein Frauenzimmer, welches den Anputz der Gesellschaft kritisirt, hat seine besondere Art, mit dem Fächer zu spielen.

Noch anders sind die Bewegungen des Fächers, wenn ein Frauenzimmer beleidigt ist.

Wenn ein Frauenzimmer mit einer rauschenden Geschwindigkeit die Stäbe ihres Fächers bald auf, bald wieder zusammen blättert, und dabei lächelnd auf ihre Hand oder in den Spiegel sieht; so ist dieses, vermöge der öftern Erfahrung, ein Zeichen, daß sie entweder gar nichts denkt, oder, welches fast einerlei ist, nur an sich denkt, oder daß sie die Stunde mit einer zärtlichen Ungeduld erwartet, in welcher sie eine Zusammenkunft mit ihrem Seladon abgeredet hat.

Wenn ein Frauenzimmer auf dem Spaziergange einem ihrer seufzenden Sklaven begegnet, und den Fächer auf die Erde fallen läßt, so muß dieser sehr neu, oder sehr einfältig sein, wenn er sich einen so glücklichen Umstand nicht zu Nutze zu machen weiß. Sind noch Mehrere in der Gesellschaft, welche mit ihm zugleich seufzen und um die Göttin herum flattern; so ist für ihn dieser Fächer eine eben so deutliche Wahl, als das Tuch des Großsultans.

Das Frauenzimmer hat eine gewisse Art, mit

dem Fächer zu schlagen. Wer die Sprache der Fächer so wohl versteht, als ich mir schmeichle, sie zu verstehn, der weiß, daß ein solcher Schlag, der sich besser nachahmen, als beschreiben läßt, ungefähr so viel sagen will: »Gehn Sie, mein Herr, »Sie sind gefährlich! Sie sagen mir eine schalk»hafte Zweideutigkeit, über die ich erröthen muß, »weil wir nicht allein sind. Sie werden mir einen »Gefallen thun, wenn Sie ein wenig verwegner »sein wollen...« Wer sollte so viel Beredsamkeit in dem Schlage eines Fächers suchen?

Kap. XVII. Vom Gange. Hätte ich dieses Kapitel vor fünfzig Jahren geschrieben, so würde der Nutzen davon weit allgemeiner gewesen sein, als er heutzutage ist, da zwei Drittheile der Menschen nicht mehr gehen, sondern fahren, oder sich tragen lassen. Inzwischen habe ich mich doch dieses nicht abhalten lassen, von den Entdeckungen, die man aus dem Gange eines Menschen machen kann, sehr ausführlich zu handeln, da es doch noch hier und da Gelegenheit gibt, diejenigen gehen zu sehen, welche man ordentlicher Weise nur sitzen sieht; und da es oft geschieht, daß Viele in ihrem Alter zu Fuße gehen müssen, denen in ihrer Jugend kein Wagen sanft genug war.

Kap. XVIII. In diesem Kapitel werden noch alle übrige Stellungen und Bewegungen der Menschen zusammen genommen, aus denen man ihre Leidenschaften entdecken kann. Es sind deren eine gar zu große Menge; ich will also, ohne mich länger dabei aufzuhalten, meine Leser auf den Plan selbst verweisen.

Etwas muß ich noch erinnern, welches ich gleich

im Eingange hätte sagen sollen. Ich habe alle Mienen und Bewegungen, deren in vorstehenden Kapiteln gedacht worden ist, in Kupfer stechen lassen. Dieses macht meine Abhandlung ungemein deutlich und belustigend. Vielleicht finden Manche ihr Portrait darin. Aber in der That ist es nur ein ungefährer Zufall, da ich gewiß glaube, daß unser berühmter Art van Schevelingen, ein geschickter Schüler des großen Hogarths, die Wenigsten von ihnen kennt und nur seiner Einbildung gefolgt ist.

Kap. XIX. In diesem letzten Kapitel werden noch verschiedene Mittel gezeigt, wodurch man die Gedanken der Menschen ausforschen kann, wenn auch alle diejenigen nicht zureichend wären, von denen in vorstehenden Kapiteln gehandelt wird. Unter diese Mittel rechne ich, außer dem Frauenzimmer und dem Weine, besonders diese zwei: Daß man der Eigenliebe desjenigen schmeichelt, dessen Gedanken man erforschen will; oder, welches noch sicherer ist, daß man ihm widerspricht.

Der Anhang von diesem Plan betrifft die Gedankenfiskale selbst und die Einrichtung des Kassenwesens.

Daſs die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

Eine Abhandlung,

welche den von der Königlichen Academie zu Pau in Bearn ausgesetzten Preis gewiſs erhalten wird.

1 7 5 4.

An die Herren der Königlichen Academie zu Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Prosa bestimmt haben, in welcher untersucht werden soll: *Ob die Begierde, von Andern Uebeles zu reden, eben so wohl von dem Stolze, als von der Bosheit der Herzen herkomme?* *)

*) In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale de Sciences et de beaux Arts,

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzählen, wie ich bei dieser Aufgabe durch einen sonderbaren Zufall aufmerksam geworden bin. Dieser ist die Ursache gegenwärtiger Schrift; aber zugleich auch die Ursache, warum ich bewiesen habe: *Dass die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.*

In der That beweise ich also das, was Sie nicht wollen bewiesen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, sollen eben so grofsmüthig sein, als es die Academie zu Dijon war. Ja, ich habe vielleicht mehr Ursache, auf den gesetzten Preis Anspruch zu machen, als Rousseau hatte, da ich eine Leidenschaft vertheidige, die uns Allen so natürlich ist, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menschlichen Geschlecht zur Ehre gereichen mufs; anstatt dafs Rousseau etwas zu beweisen suchte, welches alle königliche Akademien der schönen Wissenschaften und freien Künste um ihren Kredit bringen mufste, wenn die Welt seinen Beweis für Ernst angenommen hätte.

Aber ich glaube, dafs ich aufser diesem noch mehrere Verdienste habe. Sie verlangen ausdrücklich, dafs man zu Vorlesung dieser

---

établie à *Pau* dans le *Bearn*, adjugera le Prix ordinaire de chaque année à une Ouvrage en Prose, qui n'excédera pas une demi heure de lecture, et dont le sujet sera: *La médisance, est-elle autant l'effet de l'orgueil, que de la malignité?*

Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde Zeit nöthig habe. Ein schreckliches Gesetz für einen Deutschen! Und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Versuch damit, sobald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die gesetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergessen, zu sagen, ob man langsam, oder geschwind lesen soll? Ziemlich geschwind habe ich gelesen, das ist wahr; ungefähr so geschwind, als ein junger Geistlicher seine Messe liest, wenn er weiſs, daſs eine artige Gesellschaft mit dem Essen auf ihn wartet. Diese Selbstverläugnung verdient, wie mich dünkt, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, daſs Sie, meine Herren, mich schadlos halten, da ich Gefahr laufe, bei meinen schreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiſs vorwerfen, daſs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beschimpfe. Denn mein Groſsvater, ein orthodoxer Mann, schrieb Postillen in Quart; mein seliger Vater schrieb beinahe einen Zentner geheime Nachrichten in Folio vom spanischen Successionskriege; und ich, meine Herren, ich, der ich nach dem ordentlichen Lauf der Natur wenigstens Opera omnia in Regal schreiben sollte, ich, fast schäme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu nähern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, daſs Sie mir den Preis um deſswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bei uns gibt man Ihren Landsleuten die Parteilichkeit Schuld, daſs Sie behaupten, der Rhein bestimme die unübersteiglichen Gränzen des Witzes. Aus dem Erfolg werde ich sehn, ob dieser Vorwurf gegründet sei. Ich will es nicht hoffen; Ihnen, meine Herren, traue ich die Einsicht zu, daſs Sie von der Erfindsamkeit der Deutschen richtigere Begriffe haben werden. Deutsche waren es, die das Pulver, die America *), die die Buchdruckerkunst, ja, wo ich mich nicht ganz irre, sogar auch Acrosticha und Chronosticha erfanden; und mit Ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutscher ist es, der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Daſs die Begierde, von andern Uebeles zu reden, nur aus einer edlen Menschenliebe entspringe.

Ich weiſs nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwärtiger Ausarbeitung das Mühsame und Schwerfällige wahrnehmen werden, welches

---

*) Man hat sich, bei Gelegenheit dieser Stelle, im *Journal Etranger*, und zwar im *November* 1754 viel Mühe gegeben, zu beweisen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutschen Kopf sei. Der Streit ist mir gleichgültig: ich bin schon zufrieden, daſs man uns die Acrosticha und Chronosticha nicht streitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutsche.

ihre witzigen Schriftsteller uns Deutschen so gern Schuld geben. Ich sollte es kaum meinen. So viel kann ich Ihnen bei meiner Autorparole versichern, dafs ich zu dieser Abhandlung nicht völlige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigstens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einsicht ist, und den meisten von der französischen Kolonie den Bart putzt, die Schmeichelei gesagt: Meine Abhandlung sei so leicht und flüchtig geschrieben, dafs sie wohl verdiene, von einem gebornen Franzosen geschrieben zu sein.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten sollte? Der Gedanke ist mir schrecklich! Ich weifs nicht, was ich thun würde. Rächen würde ich mich gewifs. Bei den meisten unserer deutschen Höfe wollte ich Ihre ganze Akademie durch satirische Leberreime lächerlich machen; bei unsern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen; aber Sie, meine Herren, erschrecken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem ersten Folianten, den ich schreibe, heimsuchen, und Ihnen solchen zueignen; es müfsten denn, wie es beinah das Ansehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in Kurzem auch Geschmack an Folianten finden: alsdann würde ich auf einem noch gröfsern Format mich zu rächen denken. Aber ich hoffe gewifs, alle diese Sorge wird vergebens sein.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigsten

Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu sein,

Meine Herren,

Ihr ergebenster Diener.

Nachschrift:

Den Augenblick fällt mir ein Zweifel ein, der mich aufserordentlich unruhig macht, und der alle meine grofsen Absichten zerstören kann. Vielleicht versteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutsch! und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn Niemand, der es Ihnen verdollmetschen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zusammen kommen? Latein zu schreiben ist in Deutschland fast gar nicht mehr Mode, und in Frankreich ist es schon lange nicht mehr Mode gewesen, es zu verstehen. Von Ihrer Sprache verstehe ich zu wenig, als dafs ich es wagen möchte, in selbiger zu schreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutsch zu lernen, damit Sie meine Schrift lesen und verstehen möchten; denn fast in keinem Lande ist ein Autor, der seine Schrift nicht für wichtig genug halten sollte, den Ausländern dergleichen anzumuthen; aber ich kenne die Herren Franzosen schon. Sie glauben, dafs alle Deutsche reden, wie Ihre Schweizer, und um defswillen wollen Sie Ihre Gurgel nicht daran wagen, deutsch zu lernen. Was soll ich thun? Denn ökono-

misch von der Sache zu urtheilen, mufs mir mehr daran liegen, dafs Sie mich verstehen, als Ihnen daran liegen kann, meine Schrift zu lesen. Wissen Sie was? Damit Sie wenigstens vor den gothischen Charakteren meiner Sprache nicht erschrecken, so will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den ersten und wichtigsten Schritt: es ist billig, dafs Sie den andern thun. Lernen Sie deutsch!

Beweis: dafs die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

Es ist gemeiniglich eine Folge unserer hypochondrischen Philosophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menschen, die wir selbst zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt sind, dadurch verdächtig zu machen suchen, dafs wir ihre Quellen vergiften, und ihnen einen thörichten oder lasterhaften Ursprung andichten. Wir empfinden bei dergleichen Entdeckungen der Fehler anderer Menschen eine gewisse schmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriedenes

Gewissen, der Philosoph das innere Bewufstsein eigener Vollkommenheiten und ein Unparteiischer einen menschenfeindlichen Stolz nennt.

Es würde mir leicht sein, dasjenige, was ich hier behaupte, weitläufiger zu beweisen; aber ich mufs befürchten, dafs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich Andern machen will, zuerst verdiene. Ich würde vielleicht einen sehr gelehrten Beweis führen, dafs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme, und der schliefsende Philosoph seinen eigenen Hochmuth demonstrire; aber was würde ich Ihnen, meine Herren, antworten können, wenn Sie mich fragten, ob ich diesen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblick, da ich Andere richte, über mich selbst das Urtheil spräche? Ob ich nicht dadurch doppelt strafbar wäre, da ich eben den Fehler, den ich an Andern so mühsam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe selbst beginge? Ein Vorwurf, bei dem nur ein Moralist nicht erröthen darf!

Ich ersuche Sie also, meine Herren, dafs Sie dasjenige, was ich hier gesagt habe, für nichts Anderes, als für eine gelehrte Aufgabe und für eine von denen problematischen Wahrheiten ansehen, welche eben so leicht nicht sein können, als sie sind. Wenigstens wünsche ich dieses.

Da ich mich überwunden habe, diese Ehrenerklärung zu thun; so werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu gestehen, dafs ich bei

mir selbst überzeugt bin, daſs alle Handlungen der Menschen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meisten verdächtig sind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einräumen soll, aus guten, doch übelverstandenen Absichten herkommen.

Wie viel Ehre macht diese patriotische Entdeckung dem ganzen menschlichen Geschlecht! Wie tugendhaft werden die Menschen, wie sehr werden sie wenigstens zu entschuldigen sein! In diesem Augenblick schenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtschaffener Männer, die sie bisher entweder für Thoren, oder für Bösewichter hielten. Die Laster fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme seufzet und die der Weise verachtet: diese mache ich jetzt dem Frommen und dem Weisen zur besten Welt.

Da ich gegenwärtig die Rolle eines Autors übernommen habe; so ist man schuldig, mir einen gewissen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren, so wohl ansteht. Ich glaube, daſs ich jetzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Herkules so viele Jahre lang den gröſsten Theil der Welt durchirren muſste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel sagt es; ist der Dienst, den ich der Welt leiste, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, daſs man die Fabel ganz unrecht

versteht. Hätte Herkules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzählen; so würde er mehr ein gewaltthätiger Räuber, oder wenigstens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held gewesen sein. Eine Heerde Ochsen zu plündern und einen Stall auszumisten; verdient dieses, vergöttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter diesen Erzählungen etwas viel Wichtigeres verborgen. Herkules war ein Weltweiser, der seine Schüler lehrte: dafs die Handlungen der Menschen im Grunde tugendhaft und wenigstens durch die guten Absichten zu entschuldigen sind. Dieser Satz fand allgemeinen Beifall. Nun war Niemand mehr lasterhaft. Vom äufsersten Ende Hesperiens bis an den Ganges sah man nichts als menschenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entschuldigten. Bittern Hafs, Verketzerungen, denn auch die Priester des Saturnus verketzerten schon, ungerechte Lästerungen; alle diese Ungeheuer des menschlichen Geschlechts rottete der Philosoph aus. Dieses waren die vergötterten Thaten, die Herkules, der Weltweise, verrichtete, obne vielleicht jemals aus seinem Vaterlande zu kommen. Das kriegerische Alterthum machte daraus einen bewaffneten Helden, mühsame Abenteuer, Hydern, und, was das Billigste war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftsteller haben das alte Recht, sich selbst

zu vergöttern; aber auch diesem Rechte entsage ich. Ich werde mich für völlig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beifall nicht entziehen, und wenn mein geselliges Beispiel Andere aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo sie das nicht thun dürfen, sie doch zu entschuldigen. Wie sehr wird dieses der Menschheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde diese glückliche Verwandlung unsern Vorfahren scheinen, wenn sie zurückkommen und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder sehen sollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, sondern Patrioten, welche mitten unter ihren gesammelten Schätzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, was noch eine stärkere Grofsmuth beweist, ganz Fremden, die sie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlassen, dafs sie solche in Vergnügen und Ueberflufs zerstören können. Der Mann, den sie einen *ungerechten Richter* heifsen, ist dieses nicht mehr, sondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den streitenden Parteien ihre feindselige Thorheit kostbar machen will, um sie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen, und welche zugleich durch die ungeschickten Aussprüche dieses Richters den Stolz der Gesetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte und weitaussehende Vorsicht oft durch ein geringes Geschenk vereitelt wird. Diese mür-

rischen Alten würden keine Ursache weiter haben, die Jugend vor dem Umgang mit *Frauenzimmern* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdächtig* schiene. Sie würden öffentlich gestehen müssen, denn innerlich waren sie es ohnedem schon überzeugt, dafs diese reizenden Geschöpfe nichts thun, als die Natur predigen; dafs sie nur der Jugend Gelegenheit verschaffen, die angeborene Empfindung ihres Frühlings zu geniefsen; dafs sie für das Vaterland sich selbst aufopfern, um die Mannspersonen von gefährlichen Ausschweifungen zurück zu ziehen; dafs sie in trunkener Wollust sehr geschwind leben, dafs sie wohl wissen, wie flüchtig diese Wollust sei. Sollten wohl unsere Alten noch so hart sein, unsere Alten, deren Herz immer auch zärtlich war, sollten sie so hart sein und die freundschaftliche Wollust dieser kleinen dienstfertigen Geschöpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführerischen Ausschweifung belegen?

Hier habe ich drei Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterstützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Gesetze der Akademie verstatten, erlaubt mir nicht, weitläufiger zu sein; ich würde es sonst mit Vergnügen, und gewifs nicht ohne Nutzen sein, wenn ich durch noch mehrere Beispiele zeigte, dafs die Handlungen der Menschen, welche unserer mürrischen Ernsthaftigkeit oft so verdächtig sind,

immer noch eine gute Seite haben, von welcher man sie der Welt zeigen kann, wofern man billig sein will. Für jetzt mag dieses genügen, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweisen will: *dass die Begierde, Uebeles von Andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, sondern aus einer wahren Menschenliebe herrühre.* Dieses darzuthun, und von Jenem den Ursprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem großen Einfluſs zu überführen, den diese Begierde, Uebeles zu reden, auf das Beste des gemeinen Wesens und auf die Glückseligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man sich von demjenigen gewiſs in Erfolg versprechen kann, der Muth und Menschenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzimmer von einem schlüpfrigen Charakter zu Priesterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unserer Welt, welche von dieser Begierde, Böses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsere Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten; und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Böses. Ein Beweis, daſs die Triebe der Natur, denn eben darunter gehören die Triebe, Böses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsere deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Böses zu reden, mit einem anständigen, wenigstens gelinden Worte, auszudrücken. Schmähen, Lästern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verläumden etc., das sind etwa die gewöhnlichsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man über diese grofse Pflicht, Böses zu reden, sich erklären will. Lauter verhafste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als dafs wir im Ernste so verhafste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsere Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen mufs ich hier bekennen, dafs wir in der Kunst, Böses zu reden, es beinah unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr gestärkt. Diese Herren sind nicht allemal gewohnt, ihre Gemälde den Originalen gemäfs einzurichten. Sie schmeicheln den Leidenschaften der Menschen, oder kopiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kommt es, dafs sie alle Prinzen weise und grofsmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernsthaft, alle Bräute mit einer reizenden Unschuld, alle Geistliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hörnern und Schwänzen, und die Begierde, Böses zu reden, mit Schlangen und spitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrscheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande sein, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, dafs die Begierde, Uebeles zu reden, nichts Anderes sei, als ein von der Natur uns vernünftigen Geschöpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menschen, und wohl ganzer Gesellschaften und Völker gemeiniglich auf eine lustige, oft auch ernsthafte Weise, Andern bekannt zu machen, um sich und Andere dadurch zu ergötzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abscheu davor beizubringen, Andere, die sie nicht haben, davor zu warnen, einen Jeden aber gegen sich und Andere aufmerksam, einen Jeden tugendhaft, oder doch vorsichtig, mit einem Wort, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir selbst einen heiligen Schauer, wenn ich an die grofse Pflicht, Uebeles von Andern zu reden, denke. Ein patriotisches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwäge, welche diese grofse Pflicht nicht allein selbst nicht beobachten, sondern auch Andern davor einen Abscheu beizubringen suchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, dafs sie nur vernünftigen Wesen vorzüglich gegönnt hat, dieses wollten wir den Menschen entreifsen? So stofsen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geschöpfen, welche die weise Natur dieses Vorzugs unwürdig gehalten hat: so reifsen wir die vornehmste Stütze über den Haufen,

auf welcher das Vergnügen, die Sitten und das Wohl der Menschen sich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menschenliebe hoffe ich es gewifs, dafs diese unerwarteten und doch unumstöfslichen Wahrheiten bei Ihnen, meine Herren, einen besondern Eindruck machen werden. Noch scheinen sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie sich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiser schämt sich niemals, seine Vorurtheile zu erkennen.

Gestehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menschlichen Gesellschaft angethan, da Sie den Trieb, von Andern Uebeles zu reden, in einem eitlen Hochmuth und in der Bosheit des menschlichen Herzens gesucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig gestehen, was ich zu ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht schon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt!? Wollten Sie etwa eine so neue Meinung noch nicht öffentlich wagen? Vermuthlich war es nur Ihre Absicht, den witzigen Köpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebeles zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geschöpfen so eigen ist, vom Hochmuth und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glücklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurückzuführen! Ich bewundere diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Maske den rechtschaffenen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige mühsam zu erläutern, was ich bereits oben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklären, nicht aber in der Meinung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen jetzt gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bei mir zuerst veranlafst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblick kam meiner Frau Bruder ins Zimmer gestolpert, stürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte sein Cadedis, und fragte mich mit gebrochenem Deutsch: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, dafs dieser Mensch aus dem Tollhause entsprungen sey? Unwahrscheinlich ist es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubnifs, es war ein junger Deutscher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er sich sechs Wochen lang aufgehalten hatte. Meine Frau empfing ihn schwesterlich; aber das Erste, was er ihr sagte, waren ein paar

Unfläthereien wegen ihrer Schwangerschaft. In diesem Tone fuhr er fort, und rühmte seine Ausschweifungen, die er in Paris begangen und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdächtige Häuser zählte er in einer so richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die schändlichsten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er sie bekommen; wenigstens eine Marquisin mufste diese sein. Er vertraute uns, in welchen zweideutigen Umständen sein entkräfteter Körper noch jetzt sei. Dieses Alles sagte er uns mit einer faselnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Rasenden erwarten kann.

Meine Frau, welche sich nicht schämt, eine vernünftige Christin zu sein, schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Bist du es denn, Bruder? sagte sie, hast du denn vor Gott und vor Menschen keine Scheu? Du deutsche Bestie! war seine Antwort: Schwester, du weifst nicht, was Leben ist! Komm mit nach Paris! Ihr Deutschen lebt hier so ordentlich und gesund, wie das liebe Vieh, und daher kommt es, dafs ihr auch so denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die lasse ich noch gelten, das Andere ist Alles Quäkerei, hol mich der Teufel Quäkerei. Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprichwort.... Meine Frau hielt ihm den Mund zu, und liefs ihn nicht weiter reden. Er schwieg endlich; aber das mufsten wir ihm erlauben, dafs er uns zwei Gassenlieder

vorheulte, eines wider den König und das andere wider die Beichtzettel.

Was halten Sie, meine Herren, von diesem deutschen Franzosen? und von seiner Begierde, Böses zu reden, von welchem gewiſs die Hälfte erdichtet war? Das meiste Böse redete er von sich selbst. Sollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrscheinlich ist dieses! Aus Hochmuth konnte es nicht sein: denn Alles, was er erzählte, war zu seiner Schande. Aus Bosheit gegen sich selbst konnte es noch viel weniger sein; denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt so sehr liebt, als seine kleine Person. Also muſste wohl noch eine andere Ursache übrig sein, die ihn bewegte, Böses von sich und seinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gassenlieder, die er uns sang. Wenn das Volk in Paris schändliche Lieder von dem singt, der ihnen ihr *Liebster* ist, und darüber spottet, wovor es niederkniet; sollte es dieses wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrscheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich so glücklich, diese neue Entdeckung zu machen: daſs die Begierde, Böses zu reden, aus einer ganz andern Quelle herzuleiten sei.

Wenn ich beweisen will, daſs diese Begierde, Böses zu reden, lediglich aus einer wahren Menschenliebe herrührt; so habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu thun, als daſs

ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den sie in der menschlichen Gesellschaft hat. Und beinah ist auch dieses überflüſsig, da der gemeinste Mann solches aus der täglichen Erfahrung lernt. Ich will also weiter nichts thun, als meine Leser an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerksam dabei gewesen zu sein, weil sie Ihnen gar zu gewöhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Gesellschaft, worauf sich die ganze Republik gründet, ist das Vergnügen, welches die Einwohner einer Stadt in dem Umgang mit einander empfinden. Der Satz ist klar, und wer daran noch zweifelt, der stelle sich eine Stadt vor, wo alle Thüren verschlossen bleiben, wo die Fenster verhangen sind, wo Niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann, auszugehen, doch nur im Finstern ausgeht, um nicht gesehen, und von Niemand angeredet zu werden. Diese traurige Stadt stelle er sich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders sein, wenn seine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Gesellschaft suchten? Und würden sie dieses Vergnügen genieſsen, wenn sie nicht eben dadurch Gelegenheit fänden, Uebeles von Andern zu reden? Nur dieser Unterschied ist dabei, daſs eine jede Gesellschaft ihre eigene Art hat, Böses zu reden.

Der Greis seufzt über die schlimmen Zeiten: die Jugend über den Eigensinn und Geiz des Greises. Ehrwürdige alte Jungfern reden

Böses von den flatterhaften Mädchen, die schon gern sündigen und doch nur achtzehn Jahre alt sind; und diese lachen über die fromme Buhlerei der alten Heiligen. Die Bürger reden Böses von den Pressungen und der Parteilichkeit des Magistrats; und dieser noch mehr Böses von dem Ungehorsam und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Böses von der Religion, und der Ketzermacher zankt sich mit dem Teufel. Der junge Marquis ist nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Böses von einem Philosophen erzählen kann, und der Philosoph untersucht, ob dieser Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Wort: die ganze Stadt redet Uebeles, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Gesellschaften, wo sie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs, Böses zu reden, so nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenschaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wissen sich immer damit zu entschuldigen, daſs man alsdann, wenn gespielt wird, nicht Zeit habe, Uebeles von Andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entschuldigen, daſs man eine Tugend unterläſst! Aber ich will mir diese Art der Entschuldigung zu Nutze machen. Die Begierde und die Gelegenheit, Böses zu reden, ist ein bewährtes Mittel, unzählige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Gesellschaft Böses redet, entfernt sie sich von der Seuche,

zu spielen, und ein mühsam verdientes Vermögen durch einen unglücklichen Augenblick unter ängstlicher Hoffnung zu zerstreuen. Der Richter versäumt es, ungerecht zu sein, wenn er Böses von Andern redet. Der Advokat merkt es nicht, daſs zwei Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und läſst ihnen daher dieses Glück ungestört. Der Arzt, wenn er Uebeles von Andern spricht, vergiſst sein Amt, und die Menschen bleiben leben.

Die erste Regel, die uns der Moralist einprägt, ist diese, daſs man alle Mühe anwenden soll, sich und die Welt kennen zu lernen. Ist wohl eine bequemere Art, dieses zu lernen, als wenn man die Gesellschaften fleiſsig besucht, wo am meisten Böses geredet wird? Man wähle sich nur zwei der besten, und die besten sind diese, wo eine Betschwester oder ein Müſsiggänger das groſse Wort führen: so lernt man die ganze Stadt kennen, und auch diese beiden Gesellschaften lerne man kennen, weil gewiſs keine die andere schonen wird. *Philen* ist mildthätig. Er ernährt mit seinem eigenen Brode die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in äuſserster Armuth hinterlieſs, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Ursache, mildthätig zu sein, denn drei von diesen Kindern sind sein. *Herkommann* ist ein Gerechtigkeit liebender Advokat, welcher sich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waisen beizustehen. Im Ernst? Warum nicht? denn Herkommann ist ein Erbschleicher. Aber *Suffen*, der Patriot,

wird doch ohne Tadel sein? Suffen, welcher mit Thränen die Noth der Unterthanen sieht, und der Regierung flucht? Suffen ist ein Mifsvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er suchte, um die Unterthanen selbst zu drücken. Wie lehrreich ist die Schule derer, die von Andern Böses reden! Ohne diese Gesellschaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich selbst kennen zu lernen? .... Warum nicht? mein Herr. Sind Sie allein so tugendhaft, oder so ehrwürdig, dafs man von Ihnen allein nichts Böses reden wird? Ich möchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen sagt; aber verdrüfslich müssen Sie nicht werden. Man spottet über Ihre pedantische Mühe, die Sie sich machen, Andere kennen zu lernen. Der gute Mensch glaubt, er sei weise genug, die Fehler Anderer zu entdecken; bei der klugen und gesetzten Miene, die er sich gibt, ist es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhält, lasterhaft zu sein. In Gesellschaft redet er wenig, damit man glauben soll, er sei im Stande, sehr vernünftig zu reden, wenn er sich nur entschliefsen wollte, zu reden. Sein Anzug ist reinlich und ohne Pracht; aber er hat keinen Kredit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht spricht: so geschieht es, um diejenigen in der Stadt auf seine Seite zu

ziehen, deren Zorn am gefährlichsten ist. Ungeachtet er unverheirathet ist, so wird er doch niemals anders, als mit einer gewissen Ehrfurcht, vom weiblichen Geschlechte reden: aber, wollen Sie etwa einen Roman wissen? In zwei Minuten will ich . . . . Verzeihen Sie mein Herr; warum sehen Sie so wüthend aus? Sie verstehen mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, Sie zu beleidigen. Nur aus Freundschaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Böse wieder zu erzählen, das man in allen Gesellschaften von Ihnen spricht. Sie sollten das Glück haben, Sich kennen zu lernen, und nur in dieser Absicht redete ich so viel Uebeles von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Böses zu reden, weiter gar keinen Nutzen hätte, als diesen, dafs sie uns gegen Andere und gegen uns selbst aufmerksam und vorsichtig machte; so verdiente sie schon, auch dieses einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. Sogar diejenigen, die am meisten eigensinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen sind, dafs die Begierde, Böses zu reden, ein Laster sei: auch diese würden sie wenigstens für ein ganz unentbehrliches Laster halten, wenn sie diesen Nutzen gelassen überdenken wollten. Die Dieberei, ob sie schon ihren eigenen Gott hat, war dennoch auch bei denen ein Laster, die diesen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedämonier einen so grofsen Nutzen darin, dafs ihre Jugend schlechterdings eine Geschicklichkeit im Stehlen erlan-

gen mufste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen sollte, dafs sie künftig ein sehr unnützes Mitglied des Staats sein würde. O, machten doch diese Worte einen Eindruck in die Herzen unserer Aeltern! O, könnten sie sich doch entschliefsen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunst, Uebeles zu reden, zu gewöhnen! Zu ihrer eigenen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn sie dadurch vorsichtig gegen sich selbst und gegen Andere gewohnt würden. Dieser Theil der Erziehung ist vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Händen wird es das Vaterland fordern. Die Natur verlangt es selbst. Sollte wohl die Natur, die nichts umsonst thut, den Müttern die Triebe, Böses von Andern zu reden, umsonst so verschwenderisch mitgetheilt haben?

Es gibt wenige Fehler, die der menschlichen Gesellschaft so beschwerlich sind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige selbst leidet dabei; aber derjenige noch mehr, der seinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philosoph arbeiten gemeinschaftlich daran, das Herz des Menschen demüthig zu machen. Jener beweist es ihm aus Staub und Erde, und dieser noch gründlicher daraus, dafs unmöglich ein Ding zugleich sein und auch nicht sein könne. Für beide Beweise habe ich alle Ehrfurcht, die ein unphilosophischer Laie für alle Theologen und Philo-

sophen haben mufs; und dem unerachtet bin ich verstockt genug, zu glauben, dafs man einen Hochmüthigen dadurch, dafs man Uebeles von ihm spricht, in einer Viertelstunde weit zahmer und menschlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finstern Schlüssen.

Ehe ich schliefse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verspare ich es, weitläufiger zu sein.

Ich übergehe zugleich noch eine unzählige Menge anderer Vortheile, welche ein jeder Mensch für sich und das ganze gemeine Wesen überhaupt dadurch erlangt, wenn Einer von dem Andern Uebeles spricht. Da das Vergnügen, welches wir dabei empfinden, so grofs ist; so ist wohl nichts geschickter, uns in den traurigen Stunden unsers Lebens aufzuheitern. Wir vergessen unsere eigene Thorheit, da wir uns mit der Thorheit Anderer belustigen. Durch eine beständige Uebung, Böses von Andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bei unsern Zeiten etwas wichtiger sein, als dieses, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein scharfer Verstand? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmäfsig beurtheilen. Wie grofs ist der Einflufs, den die Begierde, Uebeles von Andern zu schreiben, und dieses zu lesen, in Handel und Wandel hat! Holland ist nie reicher gewesen, als eben zu der Zeit, da alle Pressen beschäftigt waren, über die Schwachheiten eines

alten Königs zu spotten, dessen Jugend ihm so schrecklich gewesen war. Holland zog durch diese Schatzung die Reichthümer ganzer Länder zu sich, und gab uns dafür seinen Witz. Peter Marteau in Köln, den die witzige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn seine Schriftsteller längst vergessen sind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Böses zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch Jemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, dafs diese Begierde, Böses von Andern zu reden, einen unendlichen Einflufs auf die Glückseligkeit eines ganzen Staates habe? Und müssen Sie nunmehr nicht gestehen, dafs eine Handlung, welche der Grund der menschlichen Gesellschaft ist, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit schafft, Andere und uns selbst kennen zu lernen, welche uns aufmerksam und vorsichtig macht, welche den Stolz des menschlichen Herzens so sehr demüthigt, welche macht, dafs wir das Bittere dieses kümmerlichen Lebens vergessen, welche ganze Länder bereichert, und die Seele eines Staats belebt; müssen Sie nicht gestehn, sage ich, dafs eine solche Handlung keinen geringern Ursprung, als die Menschenliebe, haben kann, und dafs derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der sich angelegen sein läfst, diese Handlung allgemein zu machen?

Ich ersuche Sie, meine Herren, noch um

eine kleine Aufmerksamkeit, und bitte mir die Erlaubnifs aus, gelehrt zu sein. Ich habe mir diese ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrsamkeit an mich zu halten; länger ist es mir nicht möglich. Ich stehe zu viel aus. Ich mufs mich schlechterdings meiner Belesenheit entschütten, oder ich erlebe den Preis gewifs nicht, den ich von ihrer Akademie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthum unterstützen. Mit einem Wort, ich mufs allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht mifsbrauchen, darauf können Sie sich verlassen.

Die Götter würden ohne den Momus einen sehr unvollkommenen Himmel gehabt haben. Es war Jemand unter ihnen nöthig, vor dessen Begierde, Böses zu reden, sie sich scheuen mufsten. Ihr Umgang würde endlich zu schläfrig geworden sein; sie würden zu wenig auf sich selbst Achtung gegeben haben.

Dieses sah Julian wohl ein. Damit es an der Tafel seiner Götter nicht zu traurig zugehen möchte, setzte er den Silen an die Seite des Bacchus; denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, schläfrig geworden sein. Silen mufste von den Göttern und von den Kaisern Uebeles reden, und die Götter vergnügten sich dabei. Wollen wir Menschen über eine Sache eifern, die Jupiter sich selbst gefallen läfst? Wollen wir ein Vergnügen von

uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgeräumt sein können?

Die Fabel vom Prometheus hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Können wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, dafs Menschen waren, ehe Jupiter und Promotheus geboren wurden? Die Begierde, Böses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen, und brachte dieses Geheimnifs unter die Menschen. Dadurch machte er sie gesellschaftlich, vorsichtig, witzig, mit einem Wort, er machte sie menschlich. Dieses, und nichts Anderes, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und schläfrigen Menschen belebte. Durch dieses Feuer, durch diesen vom Himmel entwandten Trieb, Böses zu reden, schuf er die Menschen, die vorher nur Kreaturen waren, zu vernünftigen Kreaturen, und machte sie den Göttern ähnlich. Jupiter ward eifersüchtig darüber. Sonst hatte er nur Ursache gehabt, sich vor den zusammengesetzten Kräften der rebellirenden Menschen zu scheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für die Verrätherei sollte Prometheus büfsen. Dafs er die Menschen glücklich und witzig gemacht, dafs er die Begierde, Böses zu reden, dieses Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Zeus nicht bestrafen; seine mifsgünstige Eifersucht würde zu merklich gewesen sein; man suchte also,

so lange man konnte, einen scheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleisch vorgelegt; dafür sollte er büfsen. Man fühlte gleichwohl, dafs diese Ursache lächerlich war; er hatte also Menschen geschaffen, boshafte Geschöpfe, und besonders Frauenzimmer. Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, sich bald in einen Stier und bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prometheus dieses grausame Verbrechen nicht begangen hätte? Prometheus blieb immer unschuldig; man mufste also das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel gestohlen, und es den Menschen mitgetheilt. Ohne sich nunmehr weiter entschuldigen zu dürfen (denn ein Prinz, der Unrecht hat, läfst sich zum drittenmal nicht widersprechen), ward er aus dem Himmel gestofsen, und vor den Augen der beneidenswürdigen Menschen, seiner Geschöpfe, an den Caucasus geschmiedet. Können Sie es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdächtig machen wollen, welches die Götter nur für sich allein zu besitzen wünschten, welches sie den Sterblichen mifsgönnten, und worüber der grofsmüthige Promotheus zum Märtyrer werden mufste?

Bei den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebeles zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes. Männer und Weiber standen bei den Eleusinischen Festen

zu beiden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke gingen, die bittersten Vorwürfe. Gleiche Freiheit hatte das Volk bei den Ithyphallischen Festen. Den Ephesiern war zu dergleichen feierlichem Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das traurige Beispiel des Timotheus hätte Sie, meine Herren, wohl abschrecken sollen, wider dergleichen Freiheit zu eifern.

Auch bei den Römern hatte die Gewohnheit, Böses zu reden, einen heiligen Ursprung. Man suchte die erzürnten Götter durch Spiele zu versöhnen, welche der Grund zu den Fescenninischen Bitterkeiten und vielen feierlichen Gelegenheiten waren, von Andern Uebeles zu reden. Cäsar, welcher Gallien und Germanien zittern gemacht hatte, war bei dem öffentlichen Einzug eine Spötterei seiner eigenen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, seine Fehler ihm mitten unter diesem schmeichelnden Pomp erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, dafs er noch ein Mensch sei, diesen Zweck zu erlangen, sangen sie bei seinem Triumphwagen öffentlich: er sei ein kahler Ehebrecher. Ein schrecklicher Vorwurf für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untröstlich schämte!

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, dafs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen! Sie würden erschrecklich viel Gelehrsamkeit auszustehen haben. Ich würde von

dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zähnen seines Vaters entfloh, anfangen und beim Davus des Horaz aufhören, und vielleicht da noch nicht aufhören.

Alle diese gelehrten Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erläutern meinen Satz, dafs die Erlaubnifs, von Andern Böses zu reden, vornehmlich auch diese Absicht gehabt, diejenigen in einem gewissen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit, oder ihre Weisheit weit über andere Menschen zu erheben scheinen. Wie heilig sollten uns diejenigen Mittel sein, welche die Menschen so tugendhaft machen!

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann, so will ich mich bei dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen könnte. Ich finde darin unzählige Exempel.

Der König der Britten wird von den witzigen Köpfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, dafs er ein Mensch sei. Nirgend ist seine Majestät kleiner, als auf der Themse.

War bei Ihnen in Frankreich das berühmte Narrenfest etwas Anderes, als eine Schule der Demuth für die Geistlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausschweifend und beinah rasend, ich kann es nicht läugnen; aber eben

diese Raserei hatte einen mystischen Verstand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorsichtig war.

Ich wundere mich, dafs die Engländer und auch Ihre Landsleute, uns Deutschen die Hofnarren vorwerfen, welche bei uns so einen grofsen Theil der fürstlichen Belustigungen, und dieses mit Recht, ausmachen. Sie suchen darin einen Beweis eines unausgearbeiteten Geschmacks? Ich aber sehe sie an als einen Beweis der deutschen Freiheit, die uns billig so sehr am Herzen liegt, und die wir, besonders gegen Sie, meine Herren, nicht eifersüchtig genug vertheidigen können. Ich könnte zum Ruhm unserer autorisirten Narren sehr Vieles sagen; aber das ist schon Ruhm genug, dafs sie den Beifall unserer Fürsten mit Lachen erlangen, um welchen sich so viele Hofleute Zeitlebens ängstlich und kostbar, und oft wohl umsonst bemühen. Es ist wahr: die Scherze dieser Narren sind immer niedrig; aber wie vortheilhaft ist dieses für den Witz mancher Hofleute, die auch scherzen! Werfen Sie uns nicht vor, dafs ihr Anzug etwas Barbarisches und Gothisches an sich habe. Bei uns gehen die Narren buntscheckig und reden albern. In Frankreich gehen sie schwarz, und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbé. In England hüllen sie sich in einen Frok, und murren politisch: mit einem Wort, jedes Land hat seine Narren, nur gestehen sie es nicht in allen Ländern.

Alle diese Vorzüge unserer deutschen Hofnarren und noch hundert andere, übergehe ich mit Stillschweigen, und will nur dieses erinnern, dafs sie wegen ihrer privilegirten Freiheit, Uebeles zu reden, einem Hofstaate ganz unentbehrlich zu sein scheinen. Der Hofmann mufs sich scheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieses Mittel seine Hofleute kennen, die sich sonst so wohl vor ihm zu verstellen wissen. Ja, sich selbst lernt der Prinz durch dieses Mittel kennen, welches noch weit schwerer ist. Mit einem Wort, derjenige weise Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends fände, so muss man sie doch bei den Prinzen finden!* dieser weise Spruch, den man so oft hört und doch so oft nicht versteht, redet nur von unsern deutschen Hofnarren!

Welches Alles zu erweisen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde, Böses zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den diese Begierde über die ganze menschliche Gesellschaft ausbreitet. Sie wollen etwa sagen: ich hätte einen deutlichern Unterschied festsetzen sollen, zwischen der nothwendigen Verbindlichkeit, Andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten, und zwischen der boshaften Neigung, die Uebereilung Anderer auszubreiten, oder

gar denen, die unschuldig sind, Fehler anzudichten; ich hätte das Heilige einer vernünftigen und bessernden Satire mit dem niederträchtigen Splitterrichten und den Pasquillen des Pöbels nicht vermengen sollen; es sei eine Tugend, offenherzig zu sein, es sei eine wichtige Kunst, diese Offenherzigkeit durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm und zugleich die bittersten Wahrheiten erträglich zu machen; aber eben diese Kunst sei unendlich weit von derjenigen verschieden, welche man mit keinem gelinderen Namen, als mit dem Namen einer niederträchtigen Verunglimpfung belegen könnte; diese sei ein Grund zu ewigen Erbitterungen zwischen denen, die sonst die besten Freunde waren; Niemand sei empfindlicher, wenn Böses von ihm geredet werde, als derjenige, der es von Andern am meisten rede, und dieser verdiene es doch am meisten; ein Mensch, der in den Gesellschaften herumschleiche, Unschuldige zu lästern, sei weit gefährlicher, als Jener, der uns den verborgenen Dolch in die Brust stöfst; die abscheulichsten Verbrechen ....

Gut, meine Herren! ich verstehe Alles, was Sie sagen wollen! Ich könnte Sie widerlegen; aber ich sehe an meiner Uhr, dafs ich schon eine Minute länger geredet habe, als es die Gesetze der Akademie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nöthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen;

aber darüber würde ich den ausgesetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, dafs ein Philosoph um defswillen schreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er schreibt, um bezahlt zu werden; und ich, meine Herren, ich bin ein Philosoph!

Realregister.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bei uns immer gewöhnlich ist, vorstehende Schrift von unbekannter Hand zugesendet bekommen. Der Verfasser bittet mit einer wahren Autordemuth, dass ich mich entschliessen möchte, sie zum Druck zu befördern; er thut dieses auf eine so verbindliche Art, dass ich unmöglich so hart sein konnte, ihm sein Bitten abzuschlagen. Inzwischen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig gestehen soll, dass ich dabei schwerlich auf meine Kosten kommen dürfte. Ich weiss in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen soll. Es scheint mir ein Zwitter von Witz und von Gelehrsamkeit zu sein. Und ich weiss nicht, ob ich es sagen darf: beinah bin ich auf die Gedanken gekommen, dass es, ich möchte mich zwar nicht gern an dem Herrn Autor versündigen, aber, wie gesagt, Gott gebe, dass ich lüge, mit einem Wort, ich halte es gar für eine Satire! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht ist, und immer

weiter sieht, als Andere, findet sehr Vieles darin, das sich auf die korsischen Unruhen bezieht. Das dächte ich nun eben nicht, wenigstens steht nicht ein Wort von den Korsen darin; aber der Henker mag den Schriftstellern trauen. Dem sei aber, wie ihm wolle, ich halte es für eine gelehrte Abhandlung: denn witzig kann sie unmöglich sein, weil so erschrecklich vieles Griechisch darin steht). Inzwischen ist es wahr, dass sie weit über die Hälfte sehr ungelehrt aussieht: denn auf den ersten Seiten ist nicht eine einzige kleine Note. Das ist noch mein Trost, dass sie lateinisch gedruckt ist. Aber zur Hauptsache zu kommen, damit dieses Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen und auch denen nützlich sein möge, welche, als männliche Gelehrte, nicht den spielenden Witz, sondern das Solide lieben; so habe ich mir die Mühe gegeben, bei einer Pfeife Tabak einen Versuch von nachstehendem Realregister daraus zu fertigen, das ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir diese Freiheit nicht ungütig nehmen. Hätte ich gewusst, wo er anzutreffen wäre, so würde ich ihn um Erlaubniss hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wissen, unter welchem Dache er steckt: denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl*

---

*) Die Citate aus Lucian und andern griechischen und lateinischen Schriftstellern wurden in dieser Ausgabe, die eine möglichst populäre sein soll, weggelassen.

sein will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie gesagt, das Realregister habe ich selbst dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Akademie zu Pau erlangen, so will ich nun eben nicht sagen, dass er ihn in Ansehung meines Realregisters erlangt habe; aber man weiss doch das zehntemal die Ursachen nicht, warum etwas in der Welt geschieht. Inzwischen mag er ihn behalten.

Versuch eines Realregisters.

Advokat,
Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen 24. Ob das Ernst sei? ibid. ist als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weisen Regierung, wo die Advokaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geschichte von Heuschrecken 27. Von welchen Advokaten eigentlich die Rede sei? 58. Warum die Richter wider die Advokaten eifern? 30. Die Fabel vom Wiesel und der Katze. ib. Anatomie eines Advokaten 39.

Akademie.
Die zu Dijon ist grofsmüthig 5. die zu Pau soll sich daran spiegeln. ib. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen ib. Der Autor droht, die Akademie lächerlich zu machen 9. Wie er sich sonst an der Akademie rächen will, wenn

er den Preis nicht kriegt 10. In diesem Fall schreibt er nur für die Ehre, und ist zu grofs, als dafs er sich aus dem Preis etwas machen sollte 11. Klagen des Autors über die Parteilichkeit der Franzosen 12. Will diese Klagen widerrufen, wenn er den Preis kriegt, ib.

Autor

ist demüthig; 3. und droht ib. könnte sich selbst vergöttern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schämt sich 5. in welchen Fällen sich ein Autor schämen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8. denkt mit den Fingern 9. Autor gibt seinen Gegnern einen Stich 15. schimpft ib. hat noch mehr Verdienste 19. ist berühmt ib. schreibt mehr für sich, als für Andere 20. ist mit sich wohl zufrieden 14.

Autorparole;

siehe Meineide.

Ammen,

lehren uns die Gespenster 19. Von dem Einflufs der Ammen auf unsern Gemüthscharakter 20. Wie die Amme eines Kunstrichters gewesen sein müsse 21.

Betschwestern

sind würdige Präsidentinnen in der Gesellschaft, wo Uebeles geredet wird 24. Warum die lüderlichsten Weibspersonen in ihrem Alter die grausamsten Betschwestern werden? 39.

Belustigung.
Ob aus der Belustigung eines Menschen sein Gemüthscharakter zu schliefsen. 9. Wird verneint ib. und mit Exempeln bewiesen. ib. Gelehrte belustigen mit sich selbst 10.

Bibliothek,
ist eine Art von Tapeten. 15. Ein deutscher Graf fordert sechs Ellen Bücher, um ein Locat auszufüllen 19.

Buhlen.
15. der Autor buhlt um den Preis der Akademie zu Pau. 7. das Buhlen ist allen Ständen gemein. 15. von der geistlichen Koketterie, ib. dafs sie eine ehrgeizige Begierde sei, fromm zu scheinen. ib. Die meisten Verketzerungen entspringen daraus. ib. Ob ein Autor mit sich selbst kokettire? ib. Mannspersonen kokettiren mehr, als die Frauenzimmer. 16.

Koketterie;
siehe Buhlen.

Cäsar,
Julius, viel Böses von ihm 37.

Chronosticha,
machen ihrem Erfinder Ehre 18. sind der einzige Witz gewisser Gelehrten. 30. der Witz wird dadurch geschärft und der Verstand ruht dabei aus. 31. Angst eines Verfassers, dem noch ein L fehlt. ib. Welche Köpfe dazu die geschicktesten sind ib.

Charlatan.
Siehe Marktschreier.

Deutsche,
schreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutsche so gern nach Paris reisen? 7. warum sie gemeiniglich närrisch und ungesund zurück kommen? ib. Warum die Franzosen die Deutschen verachten? 19. Warum die Deutschen ihre eigenen Landesleute verachten, wenn sie aus Paris zurück kommen? ib. Warum die deutsche Sprache den Franzosen so ekelhaft ist? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effudisti, heic sumsisti mutuum, wird jungen Deutschen zum Trost angeführt 38. Deutsche lieben die Hofnarren. 40. thun daran Recht ib. ist ein Zeichen der alten deutschen Freiheit ib.

Dummheit,
ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Ständen man am meisten damit verdienen kann? ib. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit. ib. Ist eine grofse Kunst, zu rechter Zeit dumm zu sein. 17.

Dichter.
Warum jetzt Alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bei des Horaz Zeiten nicht eben so viel Dichter gegeben habe, als jetzt? ib. Wo sie hin sind? ib. Welche Art von Dichtern bei Hofe noch in einigem Ansehen ist? 27. Woher das komme? ib. Wodurch sich die Poeten um ihren Kredit bringen? 14. Ob sie mehr Schuld daran sind, als der Hof? 15. Ein Vorschlag, wie das Ansehen der guten Dichter zu retten. 16. Warum unsere Mäcenaten, wenn sie auch noch so billig und ver-

nünftig sind, zwar einen wirklich grofsen Dichter bewundern, aber doch verhungern lassen? 16. Lob der Köche. ib.

Ehrgeiz.

Was das heifse, wenn ein Autor ehrgeizig heifst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach jetzigem Münzcours. ib.

Ehe.

Warum alte Junggesellen am liebsten über die Ehen spotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geschlossen werden? 36.

Eifersucht,

ist gemeiniglich ein Kennzeichen eines bösen Gewissens. 13. Männer, die als Junggesellen am meisten gesündigt haben, sind am meisten eifersüchtig. 14. Eifersucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eifersucht. 19.

Einwurf.

Dem Autor werden verschiedene Einwürfe wider seinen Satz gemacht. 43. Hat nicht Zeit, sie zu beantworten. ib. Könnte es wohl thun ib. Einem Schriftsteller Einwürfe zu machen, ist gefährlich. 17. Bei welchen Gelehrten es am meisten gefährlich sei? ib.

Finanzen,

werden durch die Begierde, Böses zu reden, vermehrt. 28. S. Projektmacher.

Frauenzimmer.

Die von einer zweideutigen Aufführung werden entschuldigt. 11. Warum alte Jungfern gern beten? 3. Wie lange sie verliebt sein dürfen? 14. Warum sie über jungen Mädchen sich so christlich ärgern? 14. Ob junge

Mädchen Unrecht thun, wenn sie im sechzehnten Jahr das wünschen, was alte Jungfern schon vor 40 Jahren sich gewünscht haben? ib. Warum alte Junggesellen so gern Böses von Frauenzimmern reden? 43. Frauenzimmer geht auf die Heirath. 37. Warum das billig sei? ib. Liebäugeln und kokettiren ist nichts Anderes, als auf die Heirath ausgehen. ib.

Franzosen.

Die Deutschen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld. 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag sehen, ob dieser Vorwurf gegründet ist. ib. Der Autor bewundert ihre Akademien, besonders, weil sie Preise austheilen. 29. Der Autor verharrt mit demuthsvoller Hochachtung. 7. Hat ein grofses Vertrauen zu ihrer Einsicht. ib. Ist wegen des ausgesetzten Preises sehr gleichgültig, ib. und droht. ib.

Gewissen.

In welchen Fällen das Gewissen zu brauchen. 16. Erklärung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis, 19. des gemeinen Mannes altväterischen Begriffe vom Gewissen. 30. Beschreibung vom Gewissen eines Hofmanns. 32. Eines Generalpachters. ib. Eines Domherrn. ib. Der Autor macht sich ein Gewissen. 40. Ob das Heuchelei sei, wenn der Autor das sagt? ib.

Geizige

sind Patrioten, weil sie für Andere verhungern. 13. Warum die Autoren beständig wider den Geiz eifern? 29. Autoren sind selbst geizig. ib. In welchen Fällen sie es nicht sind? ib.

Geschenke
sind bei uns nicht gebräuchlich. 13. Was an deren Stelle eingeführt ist. 14. Wie sie nach dem Stylo curiæ genennt werden. 15. Von schuldiger Erkenntlichkeit. ib. Von gehorsamster Bezeigung. ib. Von geringer Vergeltung auf Abschlag, wegen außerordentlicher Bemühung. ib. Von einer Hand voll Devotion. ib. Was das heißt: mit Devotion klimpern. ib. Ob das ein Nationalwort sei? ib. Vom Porte-bras eines Klienten. ib. Was das in Sachsen heiße: der Kandidat hat schöne Studia? ibid.

Goldmacher.
Warum alle herumirrende Goldmacher Bettler sind? 29. Von ihrer Quäkerei. 49. Von der Großmuth dieser Goldmacher, die allemal Andere, und niemals sich selbst, reich machen wollen. ib. Daß sie den Galgen nicht verdienen. 43.

Gespenster,
wo sie herkommen? 16. Warum sie an den wenigsten Orten mehr Mode sind? 9. Warum sich der Teufel am liebsten von alten Weibern sehen läßt? 33.

Gewichte.
Werth eines deutschen Buches wird nach Pfunden ausgerechnet. 9. Des Autors Vater schrieb einen Centner geheime Nachrichten. 6. Woher die Berechnung der Verdienste nach Pfunden bei den Deutschen komme? 7. Ist ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu bestimmen. ib. Alle Parteilichkeit der Kunstrichter wird dadurch vermieden. ib. Diese

Urtheile sind gemeiniglich so zuverläſsig, als die übrigen Urtheile von Büchern. ib. Vorschlag zu einer Kunstrichterwage. ib. Autor seufzt über die Kunstrichter. 13. Fürchtet sich aber gar nicht. ib. Thut wenigstens so. ib. Zuruf des Autors an seine Kollegen, wie sie es machen sollen, daſs ihre Bücher bei den Kunstrichtern ins Gewicht fallen. 13.

Griechen

waren weise. 37. Griechische Noten sehen gelehrt aus. 36. Warum der Autor so gern Griechisch allegirt. 37. Ob man nöthig habe, die Sprache zu verstehen, die man allegirt? ib. Es gibt sich, wie das Griechische: wo das herkomme? 19. Warum die Gelehrten kein Griechisch mehr lernen? 30.

Geschmack.

Was das heist? 8. warum ein Jeder glaubt, daſs sein Geschmack der beste sei? 9. Ob nicht oft der Geschmack des Kutschers besser sei, als dessen, den er fährt? 10. Rezept, wie ein guter Geschmack zuwege zu bringen, wenn man den Geschmack eines Kammerjunkers und eines Professors zusammen mischt. 10.

Herkules,

ein Kritikus 4. mistet aus ib. wird vergöttert. 5. Der Autor sieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Herkules, 9. verlangt dem ungeachtet nicht, vergöttert zu werden. ib. Ob dieses Kompliment einem Schriftsteller von Herzen gehen könne? 10. Schuldigkeit der Leser in dergleichen Fällen. 11. Wie die Fabel zu verstehen, daſs Herkules gesponnen

habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiere, die in Garnison müfsig stehen. ibid.

Hof.

Wer wider den Hof am meisten eifre? 24.

Ketzer.

Schon die Priester des Saturnus verketzerten. 12. Ketzerfabrik. 13. Warum gemeiniglich da die meisten Ketzer gemacht werden, wo die Geistlichen am dümmsten sind? 14.

Komödie.

Warum diejenigen am heftigsten dawider eifern, die die meisten Komödien spielen. 32. Beitrag aus der Kirchengeschichte. ib.

Kupfer.

Warum die Schriftsteller sich so gern in Kupfer stechen lassen? Wie es komme, dafs die Kupferstiche der Gelehrten meistentheils ernsthaft und tiefsinnig aussehen? 20. Warum Monsieur Rousseau wider das Kupfer geschrieben hat? 39.

Leipzig.

Darin redet man Uebeles von Andern. 2. Handel und Wandel wird dadurch in die Höhe gebracht. 21. Warum daselbst mehr Uebeles geredet wird, als anderwärts? 23. Verdienste der Gelehrten um die Kunst, Uebeles von Andern zu reden. ib. In welcher gelehrten Sprache sich am besten reden läfst? 24. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen. 5.

Latein.

Siehe Römer.

Mäcenas.
Siehe Zueignungsschrift. Warum es keine armen Mäcenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müsse, einen Mäcenas freigebig zu machen? 60. Ob ein deutscher Kaufmann ein Mäcenas sein könne? 61. Der Autor erinnert sich eines Exempels. 62. Mäcenas schenkt einem Autor ein abgetragenes Kleid. 64. Wird bei der zweiten Auflage abgesetzt. ib.

Mütter.
Sind schuldig, ihre Kinder die Kunst zu lehren, Böses von Andern zu reden 19. Ihnen hat die Natur dazu die Gaben im reichen Maafse verliehen. ib.

Maler.
Begehen Fehler wider die Wahrscheinlichkeit. 16. Haben mit den Poeten grofse Freiheit. 19. Werden besser bezahlt, als Poeten. ib. Bilden sich auch mehr ein. ib. Warum ein schlechter Maler erträglicher sei, als ein elender Poet? 36.

Magistrat.
Siehe Väter der Stadt.

Messe.
Wenn ein junger Geistlicher die Messe geschwind zu lesen pflegt? 4.

Marktschreier.
Dessen Unterschied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündigt. 19.

Nachwelt.
Für die Nachwelt schreiben die Schriftsteller. 13. Ob die Jetztlebenden verbunden sind, ihre Bücher zu lesen? ib. Grammatikalische

Anmerkung über das Wort: Nachwelt. 14. Nachwelt heifst im mystischen Verstande der Autoren so viel, als der Magen. ib.

Natur.

Jeder ahmt die Natur nach. 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen. ib. Horazens Mäv glaubt auch, er ahme die Natur nach. ib. Und .... glaubte es noch jetzt. ib. Was der Natur schwerer sei, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen könne? 4. Ob es nicht am leichtesten geschehe, wenn die Wechsler genöthigt würden, die witzigen Köpfe zu Erben einzusetzen? ib. Warum die Frauenzimmer so gern an der Natur meistern? 7. Was die erste Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. siehe Schminke.

Obrigkeiten.

Siehe Magistrat.

Philosophen.

Sind gemeiniglich hypochondrisch. 9. Wie das komme? ib. Ob sie über die Thorheiten der Menschen sich wirklich ärgern? 10. Warum sie sich über die Ihrigen nicht ärgern? 11.

Projektmacher.

Ob sie die Projekte für sich oder für den Staat machen? 19. Die leichtesten Projekte sind, wenn man die Abgaben verdoppelt. 24. Warum die Projektmacher nur vom landesherrlichen Interesse und von ihrem niemals reden? 25. Warum sie so gern Patrioten heifsen? 26.

Politisch.

Geheime politische Nachrichten schrieb des Autors seliger Herr Vater in Folio 4. einen ganzen Zentner. ib. Warum man so gern geheime Nachrichten schreibt? 6. Ein Gelehrter übersieht in seinem Grofsvaterstuhl die ganze politische Welt. 9.

Pedanten.

Wer der erste gewesen? 5. Bei Hofe gibt es mehr Pedanten, als auf Schulen. 6. Von Frauenzimmerpedanten. 9. Von der Pedanterie eines Petitmaitre. ib.

Poet.

Siehe Dichter.

Querini,

Kardinal. Warum unsere Gelehrten so gern an ihn schreiben? 19.

Richter.

Wie nützlich ein ungerechter Richter sei? 13. Von der Gewohnheit, im Finstern zu richten. 19. Warum diese abgeschafft? ib. Warum sie wieder eingeführt werden könnte? ib. Dafs man auf diesen Fall dem Richter nur die Hände frei lassen dürfe. 20.

Religion.

Wer darüber spottet? 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes. 38. Ihre grofse Bequemlichkeit. ib. Junge Deutsche, wenn sie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkräfteten Körper und Schulden mit. 40.

Rabbi.
Der berühmte Rabbi Ben Maimon sagt davon nichts. 43.

Römer,
trugen keine Hüte. 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder schon im fünften Jahre Latein redeten? 32. Ob alle diejenigen Gelehrte sind, die Latein können? ib. Latein ist nicht mehr Mode. 33. Ob ein Gelehrter in der lateinischen Sprache besser schimpfen könne, als ein Kutscher in der deutschen? 15. Ob es schon bei den Römern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen so gern Pedanten nennt, die kritisch Latein lieben? 14. Anekdoten von deutschen Micheln. ib. Daſs diese oft die gröſsten Pedanten sind. ib. in der Note b.

Schrift.
Durch welchen Zufall gegenwärtige Schrift entstanden? 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfassers, die alle wichtig sind. 4. Warum die Autoren mit ihren Schriften so wohl zufrieden sind? 5.

Stolz.
Was der kriechende Stolz sei? 27. Warum diejenigen am meisten stolz sind, die sich am tiefsten beugen? 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe. 30. Warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bei einer Zueignungsschrift an einen Wucherer im Ernste stolz bleiben könne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schönheit stolz ist, doch bei zuneh-

mender Häfslichkeit nicht demüthig wird? 17. Dafs man nur aus Stolz Andern ihren Hochmuth vorwirft. 18. Der Autor weifs sich dabei auf eine feine Art zu entschuldigen. ib.

Schminke.

Was die erste Gelegenheit zum Schminken gegeben? 7. War bei den alten Baktriern in den ältesten Zeiten eine Art der Strafe für Weibspersonen, welche nicht mehr errötheten. 8. Ward in folgenden Zeiten bei ihnen eine Art der Galanterie. ib. Scholia zur Stelle des Lucans: .... tinxere sagittas. ib. Die Mode zu schminken, wie sie auf uns gekommen. ib. Ob sie die Gothen eingeführt? ibid. Ob man sich von einem Frauenzimmer um defswillen könne scheiden lassen, weil sie sich beständig geschminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewufst hat? 19.

Trauer.

Warum eine junge Wittwe in der Trauer am reizendsten aussieht? 11. Vier Exempel aus dem Alterthum von jungen Wittwen, die ihre alten Männer im Ernst betrauert haben. 12. Eines von diesen Exempeln ist noch zweifelhaft. 13. Der Autor gibt der Akademie zu Pau einen wohlgemeinten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beibringen wird. 14. Die Bedingungen, so dabei erfordert werden. ib. Ein Exempel weifs der Autor in seinem Lande. ib. Zu noch einem ist ihm Hoffnung gemacht. ib. Sagt sich vom Preise los. ib.

Vorurtheile.

Ein Weiser schämt sich nicht, sie zu bekennen. 18. Sind der Grund aller menschlichen Zufriedenheit. 33.

Väter der Stadt.

Warum der Magistrat mit den Bürgern unzufrieden ist? 22. Wie alt ein Vater der Stadt sein mufs? 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide. ib. Vater der Stadt läfst sich zum erstenmal barbiren. ib. Freude seiner Mama über die Erstlinge des Barts ihres wohlweisen Sohnes. ib.

Verdienste.

Eines Autors 4. sind unendlich. 5. Jeder Autor ist darin sein eigener Zeuge. ib. Warum ihre Verdienste so selten belohnt werden? 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger. ib.

Wahrheiten.

Gelehrte suchen lauter neue. 22. Warum sie mit den alten nicht zufrieden sind. ib. Definition einer neuen Wahrheit. 23. Die meisten Wahrheiten erfinden die, welche die Wahrheit am wenigsten leiden können. 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, dafs er gar nichts weifs. 30. Ein alphabetisches Verzeichnifs vieler jetztlebenden Gelehrten, welche dieses noch nicht erfunden. 31. Der Autor erwähnt seiner eigenen Person mit einem sehr bescheidenen Stolze. 2. Erwartet von seinen Lesern darüber eine Schmeichelei. ib.

Wissenschaften.
Schöne, siehe Kastraten.
Zueignungsschriften.
Sind gemeiniglich Satiren auf die Mäcenaten. 49. Aus der Zueignungsschrift kann man schliefsen, wie hungrig der Autor sei. 50. Warum die Dedikationen abkommen? 62. Nachricht von verschiedenen Mäcenaten, die nicht lesen können, und doch gut bezahlen. 63.
Zorn.
Warum die Moralisten gemeiniglich so viel Galle haben? 26. Ueber wen sich die Schriftsteller am meisten erzürnen? ib.
Zahnarzt.
siehe Marktschreier.

E R R A T A.

Ich war halb todt, da ich nach Hause kam und vorstehendes Realregister so gedruckt fand, wie es hier ist. Im Koncepte hatte ich die Seiten des Manuscripts beigesetzt; und bei meiner Abwesenheit hatte der Korrektor vergessen, sie nach dem gedruckten Exemplar zu ändern. Es ist also nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Messe ist zu nahe vor der Thür, als daſs ich Zeit hätte, es umdrucken zu lassen. Wer kann sich helfen! Es wird dieses Register noch immer seinen Nutzen haben; denn man kann doch mit einem Blick die Realien übersehen, die in diesem Werkchen anzutreffen sind. Bei einer neuen Auflage will ich es ändern; jetzt werden es meine Käufer thun.

Inhalt.

Seite

Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern 3

Zueignungsschrift an des großen Sancho Pansa großen Esel 5

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand 23

Kleider machen Leute 42

Ehrlich währt am längsten 53

Alte Liebe rostet nicht 87

Eine Hand wäscht die andere 106

Jung gewohnt, alt gethan 118

Gut macht Muth 172

Ehen werden im Himmel geschlossen 182

Gedanken sind zollfrei 224

Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre; an die königliche Akademie zu Pau in Bearn . 342



Das
Mährchen vom ersten April.

Aus dem Holländischen
in das Hochdeutsche übersetzt.

Art Henzelaars van Saerdamm,
Zueignungsschrift an seine liebe Amme,
Aaf je Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme!

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooße saß, und meinen zitternden Arm ängstlich um deinen Hals schlang, wenn du uns das fürchterliche Mährchen vom Seehunde, das traurige Mährchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Mährchen vom lahmen Esel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, daß der Nutzen hievon und die Lust zu Mährchen, die mir durch

dergleichen Erzählungen beigebracht ward, einen so wichtigen Einfluß auf mein Glück und auf mein ganzes Leben haben sollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren alle Mährchen von den Verdiensten gewisser Gelehrten, von neuen tiefsinnigen Wahrheiten und von der Einsicht einiger Privatpersonen in die Kabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe lesen und anhören können, wie dein Mährchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen gewesen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Mährchen von Gnadenversicherungen, von Freundschaft, von Verdiensten um das Vaterland eben so aufmerksam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das lustige Mährchen vom bezauberten Schlosse in der Luft erzähltest. Du siehst wohl, liebe Amme, daß dein Säugling sich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch sehen sollst, daß ich nicht unerkenntlich bin, so schenke ich dir hier ein Mährchen vom ersten April, welches ich bei meinem letzten Aufenthalt in Batavia von einem Braminen bekommen habe. Nimm es an, und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl!

Erstes Buch,

enthält

das Mährchen vom ersten April.

SIT. MIHI. FAS. AUDITA. LOQUI.

Virg.

(Laßt mich verkünden, was ich gehört.)

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Insel Chiekock, welchen die Götter und seine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juocamosamma hieß sein wahrer Name, ob ihn schon einige Chroniken ohne Grund Camosamma nennen. Zur Belohnung seiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückseligkeiten eines Fürsten genießen. Die Nachbarn suchten seine Freundschaft, und überließen ihre Streitigkeiten seinen billigen und uneigennützigen Aussprüchen. Seine Feinde unterstanden sich nicht, ihn zu beleidigen; denn sie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider sich erregt haben. Er hatte viele getreue Diener an seinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Gesetze, weil sein Exempel das Land tugendhaft

machte; und wenn er ein Gesetz gab, so war es noch in zwanzig Jahren eben so unverbrüchlich und eben so heilig, als es in der ersten Woche gewesen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig und unermüdet, weil sie wußten, daß sie für sich und ihre Kinder arbeiteten. In seinem ganzen Lande war kein Bettler: denn Niemand ging müßig, Niemand verschwendete, und ein Jeder war genügsam; sogar die Priester seiner Götter waren es. Er strafte selten; denn sein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht, seinem Fürsten zu mißfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war sein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit Allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Desto untröstlicher war seine Gemahlin. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Pussa und bat um einen Sohn. Sie that sieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fusinogamma. Der König war mit dieser ungestümen Andacht wenig zufrieden; aber er schwieg still, sobald sie ihm vorstellte: das Wohl der Unterthanen erfordere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttin Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen; sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wuth; er schwor den Untergang der Mutter und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freun-

dinnen der tugendhaften Königin waren, hörten den Schwur, und erzitterten: denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, den Göttern und Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie versammelten sich bei der Niederkunft der Königin. Zoimane, die ansehnlichste unter den Feen, nahm den neugeborenen Prinzen auf ihren Schoos; sie küßte ihn dreimal auf das Herz und sprach: Sei ein Freund der Götter! Asaide, eine gütige Fee und große Freundin der Menschen, nahm ihn in die Arme und sprach: Regiere wie dein Vater! Zunzime, welcher Name eine einsame und wohlthuende Fee bedeutet, berührte siebenmal mit ihrem Daumen seine Zunge und seine Hand, und sprach: Sei weise und reich! Alcimedore, eine junge und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen und den Mund, und sprach: Sei liebenswürdig.

Da dieses geschehen war, legten sie das Kind an die Brust seiner Mutter, welche vor Freuden außer sich und eben im Begriff war, ihnen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciongock in einer finstern Wolke über ihrem Sopha erschien, das Kind mit einem grausamen Lächeln ansah, und mit fürchterlicher Stimme herabrief: Ich aber will dein Feind sein! Sobald er dieses gesagt hatte, hüllte er sich in einen schwarzen Dampf, und zog langsam und brausend über die Gefilde von Chiekock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche Mutter überlebte diese schreckliche Erscheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte sie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend sei, die Geschenke der Feen zu zernichten; und um deßwillen war sie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T'Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter und ein gütiger Regent, liebenswürdig, weise und reich werden würde; aber sie kannte auch die Gewalt des schrecklichen Ciongock, und wußte, daß dieser tausend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von diesen Geschenken der Feen erwarten konnte. Um deßwillen wandte sie bei seiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelassenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm diese Vermahnungen bis in sein achtzehntes Jahr, da er nach den Gesetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn selbst zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beistand der versammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit und sprach: Prinz! sei deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn sie auch von der ganzen Welt verkannt wird! Hier schwieg sie, sah ihn zum letztenmale liebreich und mitleidig an, und schwang sich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches sie, als eine Freundin der Menschen, ihre einzige und liebste Beschäftigung sein ließ, da sie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen Millionen Menschen glücklich werden.

Ciongock saß eben an dem Eingang seiner traurigen Höhle, und sann auf Verderben, als er die Zeimane in der Luft erblickte. Er verbarg sich; denn der verruchteste Bösewicht erschrickt bei dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den Thron bestiegen hatte und weiter nicht unter dem Schutz der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüstete sich, sein Vorhaben auszuführen. »Ja, T'Siam»ma, dein Feind will ich sein, wie ich der Feind »deiner Aeltern gewesen bin. Sei immerhin ein »Freund der Götter, sei tugendhaft, sei weise und »gerecht; alle diese Geschenke der Feen sollen dir »unnütz sein. Ich will mich der Herzen der Un»terthanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine »Frömmigkeit sollen sie für Heuchelei halten. Du »wirst regieren, wie dein Vater; und doch wird »sich das Volk wider dich auflehnen. Sei immer»hin liebenswürdig und weise; man wird dich doch »verachten. Du sollst nach Schatten greifen; deine »größten Unternehmungen sollen sich endigen, wie »ein lächerlicher Traum verschwindet.«

Das sagte der drohende Ciongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreimal, und dreimal seufzte die Natur. Er setzte sich auf seinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Insel Chickock, sein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blätter unter ihm verwelkt, und die Vögel verstummt sind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwischen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron bestiegen habe. Es versammelte sich vor den Thoren des Palasts, und

verlangte, seinen neuen König zu sehen. Der Ruhm von seiner Weisheit und Güte hatte sich schon seit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deßwillen an; und hätte er auch diese großen Gaben nicht besessen, so würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Jucamosamma war.

T'Siamma wollte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, und sowohl die Ehrfurcht als die Liebe seiner Unterthanen gewinnen, wenn er sich in der Majestät eines Königs und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chiekock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländischen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, dessen Zunge die göttliche Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bei dieser feierlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freute sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Palastes wurden geöffnet, und der König erhob sich vom Thron zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblick langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sah die freudige Ungeduld des Volks, und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drei schreckliche Worte: sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T'Siamma, welcher bei dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher

erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks, und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammelte sich von neuem, und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem König diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T'Siamma war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er ging etlichemal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern und sie zugleich von der liebreichen Fürsorge, mit welcher er ihr König sein werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volk sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zuruf und allgemeinen Händeklatschen empfing. Einem gütigen König kann nichts angenehmer sein, als die Freude seiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräusch des Volks sich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte sich, und T'Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu sagen, von denen er hoffte, daß sie bei der Freude seines Volks einen noch einmal so starken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauch-

zen, so gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillschweigen; aber das Lärmen verdoppelte sich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatschen mehr; es war ein wildes und wüstes Geschrei eines trunkenen Pöbels. Der König erschrack, seine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben; aber sie sahen, daß das Volk sich ruhig verhielt, und nur bei einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatschen zu rasen schien. Mit einem Wort: es war dem König nicht möglich, zu seinem Volk zu reden. Er kehrte zurück und überdachte sein Schicksal mit der Traurigkeit eines liebreichen Vaters, welcher nicht mehr weiß, wie er seinen Kindern helfen soll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieses war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude seiner Unterthanen in einen ausschweifenden Unsinn verwandelt hatte, damit sie, wie die Trunkenen, nicht wissen sollten, was sie sähen, oder was sie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerstand. Er erinnerte sich der weisen Vermahnung seiner gütigen Zoimane, welche ihn beständig aufgemuntert hatte, standhaft und gelassen zu sein, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken lassen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieser Feind ein Zauberer und zwar der grausame Ciongock sei, das hatte sie ihm niemals sagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich fallen lassen und nicht müde werden möchte, seinem Unglücke zu widerstehen.

Ciongock freute sich, wie sich ein Bösewicht freut.

Er sann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne; und da er einer von den gefährlichsten und grausamsten Zauberern war; so nahm er sich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigsten Königs seinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Gesetze des Reichs erforderten, daß der neue König in den ersten dreißig Sonnen seiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des großen Namu-Amida thun sollte. T'Siamma unterwarf sich diesem Gesetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband und da er den meisten Theil seiner Unterthanen beisammen sehen sollte. Er zog fort, in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die ansehnlichsten Geschenke auf einen weißen Elephanten geladen, um sie seinem Gott zu heiligen.

Ciongock sah wohl, daß er Alles verlieren würde, wenn er es geschehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen; aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er that es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreimal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreimal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beispiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm

in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbei führen sollte; aber, wie bestürzt war er, und wie wüthend waren die Priester, als man, anstatt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte, der zwei Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entschuldigungen des Königs nicht, und riefen dem Volke zu: Sie sollten die Beschimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T'Siamma erwürgen. Das Volk fing schon an zu murren. Der unglückliche König flüchtete sich in sein Schloß, wo er drei Tage lang verschlossen blieb, und auf seinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des schrecklichen Namu-Amida zu versöhnen: denn er glaubte, daß dieser auf ihn erzürnt sei und aus Zorn seine Geschenke in so verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage versammelte er den großen Rath. Es ward beschlossen, der König solle durch einen seiner verschwiegensten Knechte den Priestern Geschenke senden und solche verdoppeln. Er that es. Die Priester ließen sich endlich großmüthig bewegen, die Geschenke anzunehmen, und ihr Gott ward versöhnt.

Seit diesem Zufall blieb der König immer traurig; denn die Gnade seiner Götter und die Liebe seiner Unterthanen verloren zu haben, das waren diesem guten Könige zwei schreckliche Sachen. Die Räthe merkten seine Schwermuth, welche weder

die Geschäfte seiner Regierung, noch die öftern Lustbarkeiten zerstreuen konnten. Sie riethen ihm an, er solle sich vermählen. Es vergingen dreißig Monde, ehe er sich entschließen konnte. Endlich stellten sie ihm vor: das Wohl seines Landes erfordere dieses; und sogleich entschloß er sich.

Man schickte Gesandte an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelin werben sollten; eine Prinzessin, welche so tugendhaft, so weise und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen Zizizi beigelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohn seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma selbst zu ihm kommen und die Prinzessin von seiner Hand annehmen sollte, damit sie sich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen und das Wohl ihrer beiderseitigen Unterthanen am sichersten zu befestigen sei. Eine einzige von diesen Ursachen wäre schon vermögend gewesen, den T'Siamma zu dieser Reise zu bewegen.

Er segelte also mit einem prächtigem Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T'Siamma sah schon den Hafen. Er näherte sich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundschaft und Begierde, seine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock stand mit seinen Dienern und seinem Volk am Ufer, seinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm die Flotte ergriff,

aus dem Hafen zurückwarf, und mit solcher Heftigkeit um die ganze Insel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne schon wieder vor dem Hafen war. Die Einwohner entdeckten seine Flotte, die Freude breitete sich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit seinem Hofe nach dem Hafen, seinen Freund und Sohn zu empfangen, den er schon verloren gegeben hatte. Sie sahen sich, sie winkten einander, um ihr Vergnügen über diese unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks; aber eine schreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander scheiterten. In dieser ängstlichen Unbewegsamkeit blieb die Flotte liegen. Der Nebel verzog sich; aber wie erschrack T'Siamma, da er sah, daß er nicht mehr vor dem Hafen, sondern an den Ufern von Chickock, nicht weit von seiner Burg war. Er warf sich auf dem Verdeck seines Schiffes nieder, betete zu seinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuspannen. Er flog zum drittenmal nach der Insel Saykock seinen Wünschen entgegen. Zum drittenmal kam er in den Hafen, und fand den König mit seinem Volke wieder versammelt, welche eine außerordentliche Freude über diese dritte Ankunft empfanden. Der alte König stand am Ufer: er reichte seinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriff stand, aus dem Schiffe zu steigen, als das Volk auf dem Schiffe und dem Lande, Verrätherei! Verrätherei! rief. T'Siamma sprang ins Schiff zurück und suchte sein Volk zu besänfti-

gen. Der alte König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu; aber Niemand hörte auf ihn. Das Geschrei auf dem Lande und auf den Schiffen war, wie das Geschrei zweier feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück und floh, und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth, sich umzusehen, bis sie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreuten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem König nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sei. Er richtete sie auf und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freute sich grimmig, denn er sah die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen und schönen Zizizi war ein zu großes Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieser wüthende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wuth und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Sackock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreifache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlung von neuem anzufangen. Das sah er wohl, daß diese Hinderun-

gen kein Werk der Götter waren: er kannte seine Götter und wußte, daß diese das Vergnügen zweier tugendhaften Personen und das Glück zweier mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt also Alles, was ihm begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden sollte; nur das wollte er nicht zulassen, daß T'Siamma zum viertenmal zu ihm käme. Um deßwillen setzte er sich selbst mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiekock an, ohne daß sich T'Siamma dessen versah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erstaunte und eilte ihm mit offenen Armen entgegen, den Freund seines Vaters und seine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte gesegnet hatte, so übergab er ihm die Prinzessin, welche sich zu den Füßen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieser fing sie in seine Arme auf und zog ihr, zur Versicherung seiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleier vom Gesichte.

Man kann wohl glauben, wie heftig sein zärtliches Verlangen war, diejenige zu sehen, welche ganz Morgenland für die schönste Prinzessin hielt; aber man stelle sich auch den Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmste und häßlichste Gestalt vor sich erblickte. Ein übelverwachsener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachsenen Stirne, triefenden und schielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem spitzigen Kinn und hervorragenden schwarzen Zähnen; das war die Gestalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr stehen. Er sah sie, er sah ihren Vater, er sah das Volk an und warf ihr endlich den Schleier über das Gesicht. Die unglückliche Prinzessin weinte, und wußte die Ursachen dieses allgemeinen Erstaunens und traurigen Stillschweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in seinen Rock; unter dem Volke erhob sich ein mißvergnügtes Murren, und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Riesen ist, der in seiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte diese Stimme des Zauberers. Er enthüllte sein Gesicht, warf den Staub gen Himmel und rief dreimal den Namen des mächtigen Namu-Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte sich in ein wildes Heulen, welches sich in den entfernten Wolken verlor; aber die unglückliche Prinzessin behielt ihre Häßlichkeit, von der sie nichts wußte.

Der alte König nahm sie bei der Hand, und ging mit ihr und dem T'Siamma in das Zimmer, wo er sie also anredete: Ich sehe nunmehr, meine Kinder, daß die alten Drohungen eines der mächtigsten Zauberers erfüllt sind; aber zu meiner Beruhigung weiß ich auch dieses, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberei sich endigen wird. T'Siamma, sei großmüthig und gerecht; verstoß meine Tochter nicht; liebe sie und erwarte bald ein besseres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er sie, du wirst nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigen Zauberers nicht rauben können; nur

die unvergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verstören konnte. Hier stellte er seine Tochter vor den Spiegel, damit sie die traurige Verwandlung erfahren sollte. Sie sah sich, sie erschrack, sie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verlust ihrer Schönheit bittre Thränen: denn sie war ein Frauenzimmer; aber sie faßte sich auch nach einigen Minuten wieder, denn sie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unsers Feindes, sagte sie, hat eine Zerstörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre später von der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen suchen; aber, du, Prinz, so redete sie den T'Siamma an, du bist von deinem Versprechen befreit. Ich kehre wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich von dir verlangen sollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, sich von seiner ersten Betäubung zu erholen, ward durch diese Anrede empfindlich gerührt. Er nahm sie bei der Hand, umarmte sie und schwor, sie ewig zu lieben. Die feierliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte seine Gemahlin; aber der Pöbel in Chiekock sang spöttische Lieder von seiner neuen Königin. Sie erfuhr es und lachte: denn ein Weiser lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte sich, ihrem Gemahl zu gefallen; und dieser war so weise und gerecht, daß er ihre Verdienste bald einsah und sie mit Hochachtung liebte. Sie bemühte sich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verstand zu überführen; und diese Mühe blieb vergebens, denn sie

war häßlich. Lag sie in dem Tempel vor ihren Göttern und betete andächtig; so sagten die starken Geister zu Chiekock, daß sie, wie der fromme Pöbel, andächtig bete, weil sie nicht vernünftig denken könne. Redete sie, wie der weiseste Bramine von den Göttern, von der Natur und von den heiligsten Pflichten der Menschen; so nannte man sie eine traurige Pedantin. War sie gefällig und freundlich gegen die, mit denen sie sprach; so gab man ihr eine gemeine und niedrige Aufführung Schuld. War sie freigebig, so nannte man es eine übel angebrachte Verschwendung. Mit einem Wort: der Pöbel am Hofe und der Pöbel in der Stadt fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr; denn sie war sehr häßlich.

Diese allgemeine Verachtung war ihr sehr empfindlich. Sie wußte die Ursachen derselben; sie wußte, daß diese Ursachen aufhören würden, sobald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünschte aus Liebe zu ihrem Gemahl, zu ihrem Volke und zu sich selbst, daß sie ihre vorige Gestalt wieder bekommen möchte; aber mitten in diesem Wunsche hielt sie inne und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieser Wunsch nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den sie so sehr liebte, erfüllt werden konnte. Sie wünschte, daß er noch lange leben möchte; und damit dieses desto gewisser geschähe; so verlangte sie, häßlich und ungestaltet zu bleiben*).

*) Hier muß ein Fehler im Original sein: denn kein Frauenzimmer, wenigstens in Europa keins, wird einen so widernatürlichen Wunsch für das Leben ihres Mannes, geschweige ihres Großvaters, thun.

Ihr gemeinschaftlicher Feind, der unversöhnliche Ciongock, wußte wohl, daß diese Zauberei durch den Tod des alten Königs aufhören werde; er wußte auch, daß dieser Tod in wenigen Monaten erfolgen müsse. Er konnte urtheilen, wie sehr T'Siamma und seine Gemahlin sich alsdann lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit diese Liebe hatte hindern können. Ein solches Glück gönnte der Grausame seinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, so großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die stillen Wünsche der Königin zu entdecken, die sie nach ihrer Schönheit that, so oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieses sah er und spottete ihrer Wünsche: denn er hatte einen grausamen Einfall, den König durch die Schönheit seiner Gemahlin noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königin mit Aufgang der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Ysum lag, und für die Seele ihres sterbenden Großvaters betete, dessen gefährliche Krankheit man ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriff, vom Gebete aufzustehen, als sie von einem Schlag, wie der Schlag eines starken Donners ist, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, so schrecklich ihm sonst dieser Anblick war. Er nahm sie in seine Arme und sie kam in wenigen Augenblicken wieder zu sich

selbst. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr diese glückliche Verwandlung entdecken sollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den sie so zärtlich liebte, zu entdecken. Sie saß noch auf seinen Knieen und zitterte vor Schwachheit. Sie sah ihren Gemahl und die Umstehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem schweren Traum erwacht. Endlich erblickte sie ihre eigne Gestalt in einem Spiegel. Sie riß sich aus den Armen ihres Gemahls, drängte sich durch die Bedienten des Hofs und blieb einige Minuten unbeweglich vor diesem Spiegel stehen. Ja, ich bin es! rief sie mit einer ungemäßigten Freude Sie setzte sich vor dem Spiegel nieder, zog ihre schwarzen Haarlocken durch die weiße Hand und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte sie, und sie fand dieses Lächeln schön. Sie wiederholte es und gab sich Mühe, auf verschiedene Art zu lächeln, um zu versuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde und ihren Zähnen am vortheilhaftesten sei. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte sie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterin, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tausend Blicke, in welchen sich der Leichtsinn eines europäischen Frauenzimmers vor dem Spiegel übt. Mit einem Wort: sie buhlte mit sich selbst, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterin ihren schwarzen Augen am anständigsten wären. Mit dieser Miene wandte sie sich um und erwartete die Anbetung derer, die um sie waren. Ihr Gemahl,

welcher mit Erstaunen alle diese ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, stand ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr gesehen zu werden. Er nahm sie bei der Hand; aber sie zog ihre Hand kaltsinnig zurück und sah ihn an. Endlich schien sie sich zu erinnern, daß er ihr Gemahl sei. Sie überließ ihm die Hand nachlässig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er sie küßte. Er wagte es endlich, sie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, sagte er mit einer ängstlichen Miene zu ihr, seine Weisheit, seine Tugend, das Glück der Todten, das schwächliche Alter deines Großvaters... Ist er todt? unterbrach sie ihn ganz gelassen. T'Siamma sah traurig auf die Erde. Also ist er todt! wiederholte sie nochmals und zuckte mit den Achseln. Aber er war alt und verdrüßlich; sein . . . Indem sie dieses sagen wollte, so entdeckte sie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines fast unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! schrie sie, was ist dieses? Sie ward unruhig, sie verlangte die Aerzte, und sank kraftlos auf einem Sopha nieder.

T'Siamma stand vor ihr, wie ein Träumender. Er sah seine Gemahlin, als die schönste Person des Morgenlandes, vor sich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr sonst so eigen waren. Er sah einen schön gemalten Körper, welcher nur mit sich beschäftigt war, nur sich liebte und die Hochachtung der Menschen erwartete, ohne sie verdienen zu wollen. Er schlug an seine Stirne und bat die Götter, sie möchten ihm diese Schönheit wieder nehmen, welche so viele

Tugenden verdrängt hätte; aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute sich über seine Verwüstung.

Bei dem Pöbel hatte diese Verwandlung eine ganz andere Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn sie nur die Lippen öffnete, so ward sie bewundert, noch ehe sie redete. Sie redete mit ihrem Papagei, und was sie mit ihm redete, war Weisheit. Unter diesem Pöbel waren viele Dichter, sie besangen ihre Schönheit, und die Königin spendete Reis unter sie aus. An gewissen feierlichen Tagen theilte sie ein sparsames Almosen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen; man nannte diesen eitlen Hochmuth wohlthätige Tugend, denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafteste Königin verachtet hatte, weil sie häßlich war, vergötterte nunmehr ihre Schönheit und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch diese Schönheit nicht verblendet. Er liebte Sie noch, aber weit zärtlicher liebte er sie damals, als sie zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft sehr mißvergnügt zu, denn gegen Alle war sie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen seine Liebkosungen war sie immer unempfindlich und kalt. Wollte er sie küssen, so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so wendete sie eine Andacht vor und fastete. Redete er mit ihr und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleien; so spielte

sie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr, so warf sie ihm seine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte sie. War er aufgeräumt, so vergoß sie Thränen, daß er bei ihrem Kummer noch scherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er seinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte sie ihm bittere Vorwürfe und klagte, daß er sie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt und nur in ihrer Gegenwart immer traurig sei.

Das Exempel der Königin breitete sich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmten sie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit; aber sie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieser Krankheit einen gelehrten Namen und nannten sie: Orgasauwara-Sinano *); das war Alles, was sie thun konnten. Unerachtet dieses gelehrtes Namens, blieben die Männer bei dem mißvergnügten und sich widersprechenden Eigensinn ihrer Weiber unglücklich. T'Siamma sah die Zerrüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den ansehnlichsten Familien verursacht ward. Er gewöhnte sich, gegen seine Gemahlin gelassen, nachsehend und immer gefällig zu sein. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierin nach. Sie machten dadurch ihren Ehestand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chroniken-

*) Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben diese Geschichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongasauwara-Sinano durch seine *Vapeurs* aus, und ich weiß nicht, ob er es getroffen hat.

schreiber von Chiekock wollen behaupten, daß sich um diese Zeit die Herrschaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sintsia macht diese Gewohnheit noch etliche tausend Jahr älter.

In diesen bekümmerten Umständen lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich so glücklich, sein Elend gewohnt und ruhig zu ertragen. Aber auch diese traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Er breitete ein Gerücht in Chiekock aus, daß zwei mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der schwächste von ihnen war ein Freund und Bundesgenosse des T'Siamma. Dieser brach mit seiner Armee auf, um ihm beizustehen. Er landete glücklich an, schiffte seine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieses für einen feindlichen Einfall und ward entrüstet. Er verband sich in Eil mit andern benachbarten Fürsten und überfiel die Völker des T'Siamma, welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerstehen, und mit vieler Noth den Rest seiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieser unglückliche Zufall schlug seinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürsten sein und für einen bundbrüchigen Freund angesehen werden sollte. Er eilte nach seinem Lande zurück, um sich vor den Augen der Welt und seiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen; aber er fand seine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, wel=

cher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch seine Bosheiten ungestraft zulassen würden, hatte sich vorgenommen, den letzten und empfindlichsten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieser abwesend war, seine Gestalt angenommen und das Volk in die Waffen gebracht, da er aussprengte, daß eine fremde Macht sein Reich überfallen wollte. Das war die Ursache des Widerstandes, welchen T'Siamma fand. Aber sein Muth und seine gerechte Sache überwanden auch diese Hindernisse. Er trat an das Land. Das Volk sah ihn und erstaunte: denn es sah auch den Zauberer in der Gestalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Priester durch Geschenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn für ihren Gemahl und liebte ihn seit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tausend kindische Schmeicheleien vorsagte und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche hatten gar zu viel Ursache, auf ihrer Seite zu sein; sie bedienten sich also der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten sie, die Partei der Königin zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem schon auf ihrer Seite. Also blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhingen. Er verlangte, in Gegenwart seiner Gemahlin und des Volks, seinen Feind zu sehen und mit ihm um sein Recht zu kämpfen. Der Zauberer ging es ein, da er seiner Macht gewiß genug zu sein glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königin an der Hand, und ward von

einer unzähligen Menge Volks begleitet. T'Siamma erstaunte nunmehr selbst über die Aehnlichkeit seines Feindes. Er war wüthend, daß er seine Gemahlin an der Hand dieses Räubers sehen sollte. Er zog sein Schwert und rief: Göttliche Zoimane! stärke meinen Muth und diesen Arm! Sobald er dieses gesagt hatte, sprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus seiner Gelassenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In diesem Augenblicke stürzte die göttliche Zoimane, die Freundin und Beschützerin ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt sie einen Talisman, welchen der eingegrabene Name des Namu = Amida den Gottlosen schrecklich machte. Der Zauberer erblickte diesen Namen und zitterte. Er wollte fliehen, aber er sank zur Erde nieder. Er verwandelte sich in einen schrecklichen Riesen, und war so verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Diese hielt ihm den Talisman vor; und er stürzte zum zweitenmal, wie ein Kind zur Erde. Er verwandelte sich in einen hohen Felsen, um gegen die Kraft des Talismans unempfindlich zu sein; aber er schmolz wie Schnee zusammen. Noch zum drittenmal versuchte er, zu entkommen, verwandelte sich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit sich fort. Die Fee merkte dieses zu spät. Sie warf sich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismans vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules stehendes Wasser; aber mitten in

demselben lag der T'Siamma ohne Empfindung ausgestreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grausamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblick seiner Wuth den tugendhaften T'Siamma zugleich mit in sein Verderben hinriß. Nur die weisen Götter wußten, warum sie dieses geschehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken seines großen Muths und seiner standhaften Tugend hinterlassen. Sie hielt also den Talisman an seine Stirne, und es erhob sich mitten aus diesem todten See ein Fels von weißem Marmor, welcher den Leichnam des T'Siamma in sich verschloß.

Unter diesem schrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königin lag ohnmächtig an dem Fuße eines Baumes und wußte von allen diesen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte sich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schicksal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talisman auf die Brust, und in diesem Augenblick verschwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberei des Ciongock zeither ihren Verstand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß außer sich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee errinnerte sie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; sie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ sie. Zizizi bauete ihrem Gemahl einen prächtigen Tempel auf dem

Marmorfelsen, welcher seinen Leichnam verschlossen hielt. In diesem Tempel war sie die oberste Priesterin bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünschen immer nahe sind, ohne sie jemals zu erlangen, und welche, so lange sie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geschah, nach der Zeitrechnung der Einwohner zu Chiekock, am siebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäischen Kalender der erste April ist. Dieser Tag war dem Volke besonders heilig. Sie gingen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und stellten sich, als wenn sie ihn ängstlich suchten. Sie riefen ihn, und wenn sie ihn nicht fanden, so warfen sie Steine in den faulen See Eiongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern sagten an diesem feierlichen Tage zu ihren Kindern: Geht hinaus und sucht den T'Siamma! er wird euch etwas schenken; die Kinder gingen, und warfen Steine in den See, wenn sie ihn nicht fanden. Das Weib sagte zu ihrem Manne: Geh hinaus und suche den T'Siamma! er wird dir sagen, ob ich dich mehr liebe, als andere Männer; der Mann ging und rächte sich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter sagte zu ihrer Tochter: Geh hinaus und suche den T'Siamma! er wird dir den Mann nennen, durch dessen Liebe du glücklich werden sollst; die Tochter ging und kehrte traurig zurück, weil sie diesen Mann nicht erfuhr. Der Weltweise sagte zu seinen Schülern: Gehet hinaus und suchet den T'Siamma! er wird euch eine Weisheit lehren,

gegen welche die meinige nur Thorheit ist; sie gingen und suchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß sie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieses war die Art, mit welcher die Einwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feierten. Sie fasteten an diesem Tage, und das ganze Land war traurig.

Nach tausend Jahren war die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der sich der Religion seiner Väter schämte. Die Großen des Volks waren starke Geister, und nur der arme Pöbel betete noch. Um diese Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienst verkehrte sich in Völlerei und pöbelhafte Ausschweifungen. Sie sandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht um tugendhaft, nicht um weise zu werden, nein, nur um ihren Muthwillen zu kitzeln. Und fanden sie noch Einen, welcher fromm und treuherzig genug war, sich zu dem T'Siamma schicken zu lassen, den hielten sie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieser Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte sich dieses Witzes, und behielt ihn bei, nachdem die Vornehmen des Landes anfingen, sich desselben zu schämen. Diese Gewohnheit breitete sich durch Siam in Japan aus, und ist endlich zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr ist der siebente Tag des Monden Niada ein Fest der Narren in Chiekock; und der europäische Pöbel feiert es zu gleicher Zeit am ersten April.

Zweites Buch,

enthält

siebenmal sieben Wahrsagungen

vom ersten April.

RIDE. SI. SAPIS. *Mart.*

(Wenn du klug bist, so lache.)

Warnung

an alle unverheirathete Frauenzimmer.

So viel Mühe sich der Autor auch gegeben hat, Alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren seiner Leserinnen, und besonders unverheiratheter Frauenzimmer, anstößig sein möchte; so wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrsagung vermeiden können. Er warnt sie daher wohlmeinend, diese Stellen vorsichtig zu überschlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn sie darin etwas finden sollten, worüber sie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

1.

Einem von meinen Lesern sind siebenmal sieben Wahrsagungen verdächtig. Sobald er diesen Titel zu Gesicht bekommt, sobald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sei; und um deßwillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren Sich, mein Freund; lesen Sie weiter; es ist auch für Sie eine Wahrsagung darin. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn Sie anders sich selbst kennen.

2.

Phänest [1]) hat an einem feierlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofes mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum erstenmale bei Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbietet sich zu allen möglichen Diensten. Der unerfahrene Phänest kennt die Sprache des Hofes noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen, von Gewalt und Reichthum; aber in Kurzem wird er bemerken, daß Alles nur ein Traum gewesen ist. Er wird wieder auf sein Landgut flüchten, und suchen, durch eine genau eingeschränkte Wirthschaft in zehn Jahren so viel zu ersparen, als er es sich in einem Jahre hat kosten lassen, dem Hofe lächerlich zu sein.

3.

Nassidien [2]) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, seit zwanzig Jahren ein ansehnliches Ver=

---

[1]) Kennen Sie den Herrn V . . T . . nicht?

mögen, durch alle nur ersinnliche, sowohl vornehme, als niederträchtige Ausschweifungen zerstreut. Weil er für den Prinzen ein besonderes Galakleid, ein anderes für die Gemahlin des Prinzen, und für einen jeden Vetter und für eine jede Muhme des fürstlichen Hauses wenigstens eine reiche Weste gehabt; weil er zwanzig Jahre in dem Vorzimmer müßig geplaudert hat; weil er sich sein Geld bei Hofe hat abgewinnen lassen; weil er seine Gesundheit in der Gesellschaft einiger Frauenspersonen vom Theater eingebüßt hat; so glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung seiner treuen Dienste und eine Schadloshaltung für das ansehnliche Vermögen zu fordern, welches er, nach seiner Art zu reden, im Dienste des Fürsten zugesetzt hat. Er entschließt sich also, diesen Morgen ernstlich um ein Amt, oder, welches bei ihm einerlei ist, um eine Pension anzusuchen. Man hört sein Bitten an, und macht ihm ein gnädiges Kompliment; er bittet noch einmal, und man verweist ihn zur Geduld; er bittet zum drittenmal, und nunmehr findet man seine Bitte sehr unbescheiden. Man wird ihn fragen, worin denn eigentlich die wichtigen Dienste bestehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines so ansehnlichen Vermögens geleistet habe? Dieser Frage hatte er sich nicht versehen. Er geht mißvergnügt über den Hof zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten seiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer, und von seiner

---

[2]) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N . . meine.

eigenen Unverschämtheit. Endlich flieht er aufs Land und füttert sich in etlichen adelichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgesetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häusern der Residenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beim Kamine, über die Regierung, und den Undank des Hofs patriotisch seufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N . .[3]) am Fenster stehen, sehr vertraut mit ihm reden und ihm einigemal etwas ins Ohr sagen. Es sind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm spricht, und die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen Alle wissen, nur die Prinzessin nicht. Gleichwohl macht diese gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am Hofe und im Gehirn des armen Grafen. Der Hof weiß, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schätzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Belustigungen des Hofes zu trocken und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sei; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er jetzt mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn

---

[3]) Der Graf E . . ist Ihnen der unbekannt?

der Prinz verlassen, so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm, und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Klasse lächeln zu Allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf- und abgehen, und sie desto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von diesem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen, und er läßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der Einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sei. Er hat Feinde, und diese will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln, und was ihn noch beunruhigt, ist die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an sich kaufen will. Zu seinem guten Glück ist er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Musterung passiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heirathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beschäftigt sich der arme Graf, und weiß nicht, daß es nur Träume vom ersten April sind.

Noch an eben dem Tage kommt er an dem Hof zurück. Er nähert sich dem Prinzen mit einer gewissen Vertraulichkeit, zu welcher er sich seit drei Stunden berechtigt zu sein glaubt. Der Prinz sieht ihn gleichgültig an; er redet mit Allen, die um ihn stehen, nur mit dem Grafen nicht. Diese veränderte Scene ist ihm ein Räthsel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu sagen; der Prinz hört es, ohne seine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt seine stille Frage noch einmal: der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriedenen Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beschämt zurück; er vergißt alle Schlösser, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heirathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben so sehr, wie gestern. Er steht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet sich an, daß er morgen mit Seiner Excellenz speisen wolle; aber nun besinnen sich Seine Excellenz, daß sie morgen selbst zu Gaste sind. Er sagt etliche artige Einfälle, und Niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drei Stunden ehrerbietig auswichen; sie bleiben stehen, sie bemerken ihn nicht, und die ihn noch bemerken, die sind so vertraut, Tabak von ihm zu fordern. Zum größten Unglück kommt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof schmeichelt, weil der ganze Hof ihm schuldig ist. Er hat in seiner Schreibstube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deßwillen ließ er Alles liegen und eilte nach Hofe, um dem Grafen sein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hoffnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er

ihm bereits schuldig war. Aber schon auf der großen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung; er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen, und mahnt ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat Hypsäus [4]) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wünschte. Er hat heute das ansehnliche Amt überkommen. Zwar den Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfordert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er Jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfordert. Nunmehr glaubt Hypsäus vollkommen glücklich zu sein. Aber seine große Dummheit und Nachlässigkeit wird nun desto mehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er steht. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur im Stillen verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April künftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande und die Verantwortung.

6.

Sehen Sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne

---

[4]) Der Herr Rath M . . mit der wichtigen Miene eines O . .

wischt, und sich ganz ermüdet auf das Kanapee wirft? Das ist Neran [5])! Erst vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigsten Schmeicheleien, durch Bestechungen, die ihn den dritten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bei welchem er hofft, daß man ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier sitzt er, und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen Anderer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er Verschiedene unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Kanapee von seinem Glück und dem Untergang seiner Feinde träumt, weiß nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden und er in dem Gefängniß verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrener Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht, und vor Freuden Thränen vergießt? . . [6]) Ist das möglich? Also ist dieser

---

[5]) Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.

[6]) Viel Glücks, hochweiser N . . d.

Knabe heute zum erstenmal von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? Und gleichwohl ist er schon so weise, daß er denjenigen unbescheiden widerspricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das ist seine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit so vieler Weisheit und Lunge ausgerüstet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weise Kind, welches heute vor Gelehrsamkeit bersten möchte, wird in drei Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant sei. Er wird verstummen, und alsdann wird er erträglich sein.

8.

Heute wird der unglückliche Ball sein, auf welchem so viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Mißvergnügen legen werden.

Der junge Herr [7]) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufschlägen, flattert um seine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er sieht ein Paar schwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er schielt nach dem Palatine, und wird so heiß vor Liebe, daß er schmelzen möchte. Morgen wird er seine Göttin besuchen und seufzen, übermorgen wird er seine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann sein; und in vier Monaten möchte er sich vor den Kopf schießen, so oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, dessen unvorsichtige Ausschweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

---

[7]) Der süße Herr S . ., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

9.

Selinde [8]), ein stilles, tugendhaftes, und wie man versichern will, fast einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleien des jungen Seladons für Ernst an. Er thut ihr Versicherungen und Schwüre, die sie in dem Hause ihrer Mutter, die eben so still, tugendhaft und eben so einfältig ist, niemals gehört hat. Sie nimmt diese Schwüre für Ernst auf, und fängt an, diesen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geschehen, daß er sie oft und zu allen Zeiten besucht; die zufriedene Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als von dem Glück, das er sich wünscht, die Hand eines so liebenswürdigen Kindes ewig zu besitzen. Das einfältige Kind schweigt sittsam, und wünscht es in ihrem Herzen selbst. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte sie sich ihrer Jugend, und sagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtsinnige hat die Absicht gar nicht, Selinden zu heirathen. Er liebt ihre Schönheit, und will versuchen, wie weit er diesen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens und der Mutter sind ihm beständig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnt die gute Mutter. Sie bittet ihn, seine Besuche zu unterlassen, welche der ganzen Stadt so verdächtig würden; aber er ist so niederträchtig, daß er sich in öffentlichen Gesellschaften gewisser Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweideutig machen.

---

[8]) Arme E . .! du dauerst mich, und doch weiß ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.

Sie hoffte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glück sein; aber durch eben diese einfältige Treuherzigkeit hat sie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unschuld nicht retten kann. Seladon ist ein Bösewicht; und einem Bösewicht, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die lästernde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches seine Unschuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungestraft. Er hat an eben diesem Abend eine Bekanntschaft mit der Tochter [9]) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der Bekanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, muß mehr als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und diesesmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Ursache, spröde zu sein. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande sein werde, seinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. Sie thut alle Anfälle einer verschlagenen Buhlerin auf ihn, und thut sie mit gutem Erfolg, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu sind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er sehen will, wie weit er sein Glück bei Selinden treiben könne. Sobald aber dieser Roman abgerissen wird; so

---

[9]) Die Mademoiselle S . . ist es, die der Himmel geschaffen hat, um den ungetreuen Seladon zu bestrafen.

kann er sich weiter nicht aus dem Netze wickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun ist der Flatterhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthschaft seines Schwiegervaters; ja, was noch weit empfindlicher ist, er erfährt, daß seine Frau ihn nicht zuerst geliebt hat. Er muß zu Beidem stillschweigen; denn ein Mann, dem sein eigenes Gewissen Vorwürfe macht, wird selten Muth genug haben, seiner Frau dergleichen Ausschweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche so viel Muth hat, wie diese, ihren Mann es fühlen zu lassen, daß sie Frau ist. Nun hängt Seladon traurig den Kopf. Er verliert sein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müssen. Er verflucht seine Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er sie, damit es seine Frau nicht höre, vor der er sich scheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne sich zu schämen. Wie unglücklich ist der Ball vom ersten April für den armen Seladon [10])!

11.

T . . [11]) und E . . [12]) sehen sich diesen Abend zum erstenmal; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgang etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abend entdecken sie einander ihre Liebe. T . . freut sich, und über=

---

[10]) Der leichtsinnige E . ., er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

[11]) [12]) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T . . und E . . sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.

läßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruch ihrer Mutter. E . . ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weiß auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll. T . . hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwa künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib und eine große Freundin des Ehestandes, macht ihnen Muth: Sie sollen beten und arbeiten, so wird es ihnen nicht fehlen! Wie sehr beruhigt dieser mütterliche Segen unser zärtliches Paar! Sie heirathen sich, und vor großer Liebe merken sie in den ersten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernsthafter. Sie vermissen die unentbehrlichsten Sachen in ihrer Wirthschaft; sie klagen es der Mutter, und diese zuckt die Achseln. Sie beten, und haben doch kein Brod. Sie wollen arbeiten, und es findet sich keine Arbeit, und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben so aufrichtig; aber desto empfindlicher ist ihnen der Mangel, den Keines vor dem Andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich ist, daß der Himmel eine so aufrichtige Liebe darben läßt; aber sie bedenken nicht, daß die aufrichtigste Liebe unvernünftig sein kann, und daß der Himmel nicht schuldig ist, unsere Thorheiten zu segnen, wenn wir auch schon diese Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleanth . . [13]), ich weiß nicht, ob ihr ihn kennt? Kleanth, der eigennützige Hagestolz, hat selbst keine Verdienste, als das Geld, und also kennt er auch, außer dem Gelde, keine Verdienste weiter. Man hat immer die Absicht gehabt, sein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deßwillen hat man sich Mühe gegeben, ihn zu verheirathen. Man schlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die sehr tugendhaft ist. Aber hat sie Geld? fragte er. »Sie ist von einer guten ansehnlichen Fami»lie.« Aber vielleicht hat sie eben um deßwillen kein Geld? »Sie ist zu Allem angehalten worden, »was ein Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mut»ter, einer häuslichen Frau und einer liebenswür»digen Freundin machen kann.« Hum! spricht Kleanth, aber was bringt sie mit? Dort tanzt dieser Kleanth, und zwar tanzt er mit Orimenen [14]), einem Frauenzimmer von dreißig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunst gelernt hat, bei einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer besitzt, und nur aus Bescheidenheit und guter Wirthschaft diese Reichthümer nicht gestehen will. Mit dieser tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieses Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Kapitalien tanzen vor seinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, so geschieht es mehr

---

[13]) Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N . . T . ., daß ich Sie ein wenig bekannter mache.

[14]) Das ist meine Nachbarin, die kostbare A . .

mit der Bewegung eines Menschen, der Geld empfangen soll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze gibt. Die Menuet ist geschlossen. Er führt sie an das Fenster, er redet schüchtern mit ihr, sie wird roth; er küßt ihr die Hand, sie neigt sich, und er drückt die Hand mit Entzücken an seinen Mund. Nun sind sie einig. Des Wohlstandes wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleanth! Er ist seines Glückes gewiß; gleich nach Ostern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleanth nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen besteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Ansprüchen und in der Hoffnung, einen reichen Vetter in Ostindien zu beerben, wenn er unverheirathet und ohne Testament sterben sollte.

13.

Warum ist Leonore [15]), die Tochter des reichen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen Alle, die sie zum Tanze aufforderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von N.. [16]) nicht. Der vergoldete Baron, der eben jetzt mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde, vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang und den Titel einer Excellenz. Der Baron hat Beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwei Personen, die sich besser

---

[15]) Die unglückliche T . . .

[16]) Zu deutsch, der Herr Baron von D . .

für einander schicken? Die Liebeserklärung von diesem Abend ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so sehr als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen, die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterei seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen; aber das ist für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heirath zu befreien. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte?

14.

Was muß wohl dort der Herr Sekretär[17]) mit der großen Perücke in seine Tafel schreiben? Er lacht so laut, daß man kaum noch den Baß von der Musik hört, und läßt sich von der witzigen Kalliste etwas diktiren. Kalliste[18]) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße

---

[17]) Der Herr Sekretär L . . ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.

[18]) Die gekrönte S . .

eines Frauenzimmers fordert; aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig, und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft anderer Frauenzimmer gähnt, und andere Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Sekretär liest Akten und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bei seinem Amte nöthig hat; aber gleichwohl macht er die Mode unserer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Kalliste legt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Sekretär zu mißfallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser; Kalliste erröthet. Ha! Ha! schreit der Sekretär, soll mich der Teufel, das Ding haben Sie gemacht! Kalliste muß es gestehen. Der Sekretär blökt ihr einige Schmeicheleien vor und spricht: so eine Frau möchte ich haben, wie Sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! Er läßt es bei diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von Neuem ansetzen; er wird auch morgen noch das Jawort und in vierzehn Tagen Kallisten zur Frau bekommen; aber in vier Wochen möchte er sie gern wieder los sein. Wenn er zu Bette gehen will, so fehlt Kallisten noch ein Reim; er muß allein schlafen. Wenn er aufsteht, so schläft Kalliste noch, weil sie gestern den Reim sehr spät fand. Wenn er nach Hause kommt und essen will; so hat Kalliste über einer schönen Stelle aus dem Voltaire vergessen, die Küche zu bestellen. Geht

er wieder in sein Amt, so versammelt sich eine Menge witziger Herren bei seiner Frau, welche sich der schönen Künste und Wissenschaften wegen, allemal in Abwesenheit des Mannes, bei seiner Frau einfinden. Er kommt Abends nach Hause; er findet den Tisch voll Bücher, und wieder kein Essen darauf. Er flucht, und sie erklärt ihm aus dem Seneka eine vortreffliche Stelle vom Zorn. Er fragt: ob sie ihn ganz wolle verhungern lassen? Und sie antwortet ihm mit einem gelehrten natura paucis contenta (die Natur ist mit Wenigem zufrieden)! Er lärmt über die witzigen Gesellschaften, die seiner Ehre ziemlich zweideutig wären; aber sie erklärt ihm sehr tiefsinnig die beruhigende Lehre von der harmonia praestabilita (von der vorherbestimmten Harmonie. — Das Leibnitzische System). Er legt sich aus Verdruß zu Bette; aber die witzige Kalliste weckt ihn wieder auf und liest ihm ein Sonett vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Sekretär mit der witzigen Kalliste leben!

15.

Glauben Sie etwa, daß dort im Erker der junge Mensch bei seiner Großmutter sitzt? Nichts weniger. Er sagt einer alten reichen Wittwe [19]) zärtliche Schmeicheleien vor, welche bei ihrem fünf und fünfzigsten Jahre noch wollüstig genug ist, sie anzuhören. Die Frau besitzt ein erstaunliches Vermögen, ist immer ungesund, nimmt von drei Aerzten Arzenei, und also wird sie in fünf Jahren gewiß sterben. So rechnet Adrast [20]), welcher ge=

---

[19]) So zärtlich waren die Schmeicheleien ihres ersten Mannes C . . nicht.

[20]) Der Herr Licentiat E . . r.

schickt, aber arm ist. In der Hoffnung, daß er sich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand und bekommt sie, und dieser neue Ehestand gedeiht der alten Frau so gut, daß sie noch in ihrem fünf und siebzigsten Jahre so munter sein wird, als heuer. Armer Adrast!

16.

Rosamunde[21]) steht ganz tiefsinnig unter dem Spiegel. Murner[22]), ein alter Wucherer von zwei und sechzig Jahren, fordert sie zum Tanze auf, und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieser verdrüßliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Rosamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich; denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den ersten fünf Jahren ihres Ehestandes vor Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften und plumpen Mann erfolgt. Aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß sie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrüßlichen Alten durch die eigennützige Hoffnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren sterben und sie durch sein Vermögen in den Stand setzen werde, den jungen Erill[23]) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polydor[24]) so geschwind und so unruhig nach Hause? . . . Ist das möglich! so ist

---

[21]) Dieses Schlachtopfer heißt N . . in.

[22]) Und dieser ihr Henker heißt D . .

[23]) Ich habe ihn schon genannt; er heißt Erill.

[24]) Der ungetreue R . .

seine Frau in diesem Augenblicke gestorben, welcher er seit etlichen Jahren durch tausend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter und die Lust zum Tode angenehm machen wollen! Er findet sie todt. Wie leicht ist ihm das Herz! er schickt noch diesen Abend zu Agnesen[25]), die er seit einigen Jahren mehr geliebt hat, als seine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agnese versteht diese Botschaft und freut sich; und Polydor freut sich noch mehr, da er nun kein Hinderniß weiter sieht, Agnesen öffentlich für seine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde jetzt Polydor über den Tod seiner rechtschaffenen und unglücklichen Frau vergießen, wenn er wissen sollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben diese Zeit, seine Agnese bei den Haaren zum Zimmer hinausschleppen wird, weil er sie in ihrer Einsamkeit mit einem Kaufmannsdiener stören wollte, dessen Glück sie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde[26]) war auch auf den Ball gebeten; aber sie begräbt diesen Abend ihren alten Mann. Sie geht hinter seinem Sarge weit vergnügter, als sie hier in dieser muntern Gesellschaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drei Jahren viel mit ihm ausgestanden; aber er liebte sie aufrichtig, und zum Beweise seiner Liebe setzte er sie zum einzigen Erben ein. Nunmehr

---

25) Wie gesagt: Agnesen.

26) N . . a, welche dort so vergnügt unter ihrem Flore lacht.

theilt sie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von **, welcher hier in Garnison steht, ein irrender Ritter und ein unglücklicher Spieler ist. Wie oft wird sie an ihren verstorbenen Mann mit Thränen denken, wenn sie bei seinen Freunden um das Gnadenbrod bitten muß!

19.

N . . wird heute diese Weissagungen in der Stille lesen, ohne sich es merken zu lassen. Ich habe sie auf dem Titelblatt gewarnt, sie solle dieselben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überschlagen, weil für das Frauenzimmer, und besonders für unverheirathete Frauenzimmer, viel anstößige Stellen darin enthalten wären. Die Warnung ist Ursache, daß sie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerst gelesen hat. Sie weiß gar nicht, was ich will: denn in allen diesen Stellen findet sie nichts Anstößiges für das Frauenzimmer. Im Ernste, gar nichts? Desto zufriedener bin ich, meine Schöne! aber doch werden Sie hier Vieles finden, das Ihnen sehr nützlich sein kann. Hätte ich Ihnen gerathen, diese zwölf Artikel wegen Ihrer erbaulichen Moral zu lesen; so würden Sie dieselben vielleicht gar nicht, oder nach Ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit Ihrer gewöhnlichen Unachtsamkeit gelesen haben. Aber da ich bat, sie möchten diese Stellen nicht lesen, da ich Sie davor warnte, weil viel Anstößiges darin wäre, welches die Ohren der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Wort, da ich es Ihnen verbot; so schlichen Sie sich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Mährchen vom ersten April, suchten begierig die achte

Wahrsagung, und lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern Sie sich, daß ich das Alles voraus gewußt habe. Werden Sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vom ersten April gegründet genug sind? Stecken Sie nur das Buch ein, gehen Sie wieder zur Gesellschaft, ich will Sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerlei Wege sucht sich der Mensch aus, zu seinem Glücke zu kommen, und wie selten trifft er die rechten Wege! Ich sehe, daß Frontin [27]) mit einem kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zimmer eines Großen [28]) des Hofes zurück kommt, von dem er sein Glück gehofft hat, und von dem er es nunmehr desto gewisser erwartet, da er ihm jetzt 6000 fl. gegen einen Wechsel geliehen hat. Frontin ist ganz außer sich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm sein Mäcenas ein Amt und seine ganze Gnade versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft versprechen, und wenn Frontin es sich jemals einfallen läßt, die Interessen oder das Kapital wieder zu fordern, so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen, daß die Wechselbriefe eines Mächtigern weiter nichts sind, als schriftliche Komplimente.

21.

Wen muß heute Harpax [29]) betrogen haben, daß er dort bei seinem Geldkasten so vergnügt lächelt?

---

[27]) Sein Vater, der reiche E . ., hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt.

[28]) Man wird auf Verschiedene rathen, aber es ist niemand anders, als S. Excellenz der Graf M . .

[29]) Marx Israel O . .

Nun weiß ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem ersparten Vermögen von 50000 Thalern fehlten. Nun setzt er sich auf die Geldsäcke und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu stören ... Das wären also 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären also 40000 Thaler. Hier in dem Sacke 500 und 300 und 100, und hier in der Hand die 100 Thaler . . . Es ist richtig! Das macht zusammen 50000 Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000 Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beschließen, und der lieben Armuth nach meinem Vermögen Gutes thun, sobald ich diese 60000 Thaler beisammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen und höre mit 60000 Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannst du zusammen sparen, da du mit 60000 Thalern anfängst! Gott erhalte mir nur mein bischen Armuth! Ich will es gewiß auch die genießen lassen, die darben müssen, wenigstens nach meinem Tode; denn so lange man lebt, weiß man nicht, was man selbst braucht, und mein lieber Sohn ist mir doch der Nächste. . . . Wollen Sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort sitzt er in einem verdächtigen Hause, unter der Gesellschaft einiger Spieler, die seine Freunde sind, und einiger liederlicher Weibspersonen. In eben der Stunde, da sein Vater die letzten hundert Thaler so andächtig in seinen Kasten sperrt, schreibt der Sohn einen Wechsel auf 4000 Thaler, und bekommt von einem Wucherer, der fast so schlimm, wie sein Vater ist, 1500 Thaler dafür. Von diesem Gelde wird er

mit seinen Freunden und Freundinnen ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von Neuem und mit noch mehrerem Verluste borgen, und wird nach und nach so viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbschaft zulangt, sie zu tilgen. Armer Harpax! Wie sehr hast du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth [30]) und Javolen [31]) einander die Hände! Aranth, als ein geschickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000 Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Messe Bankerott macht. Aber es ist eine gewisse Vorsicht dabei nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und zugleich zu vermeiden, daß man aus den Gesetzen keine Händel bekommt. Er hat die Sache jetzt mit seinem Advokaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan ist gemacht; die Unglücksfälle sind alle aufs Reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen sicher genug. In künftiger Messe also wird er den Streich wagen. Er und sein Advokat überrechnen schon den Vortheil, den sie machen wollen. Sähen sie zukünftige Dinge voraus, wie ich sie voraus sehe; so würden sie beide die Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advokaten wird man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Un=

---

30) Mich dünkt, er heißt A . .

31) T . . Juris utriusque Doctor.

ternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit fünfzig Jahren kein Exempel weiß?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Goldmacherkunst geheiligt: ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt, und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, sobald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsere Hochachtung und unser Mitleid. Es sind gestern gerade zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat, zu laboriren, und allezeit unglücklich; aber heute hat er einen Prozeß angefangen, der ihm gewiß alle seine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun sinnt er nach, was er mit den unsäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr sein wird. In seiner Vaterstadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter seinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden; denen will er unter die Arme greifen, daß sie Brod verdienen können. Für die Geistlichen und Schulen setzt er jährlich dreitausend Thaler aus, die er nach seinem Gutbefinden unter sie vertheilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausstattung geben. Er kennt zwei Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich sind; diesen will

er ohne Zinsen so viel Geld leihen, als sie brauchen, damit sie für sich und die Ihrigen Brod erwerben können. Hunderttausend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Lust haben, zu arbeiten. So menschenfreundlich träumt Philet [32])! Dieser rechtschaffene Mann ist der Einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimnisses gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken und mehr als einer Person bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land sein müßte.

24.

Dort sitzt Argyl [33]) vor dem Ofen und bläst, daß ihm Schweiß und Ruß über das Gesicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimnisses; aber wie sehr ist er von dem tugendhaften Philet unterschieden! Argyl hat ein ansehnliches Vermögen auf die niederträchtigste Art verschwendet, und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er ist einem bettelnden Landstreicher in die Hände gefallen, welcher ihn diese wichtige Kunst lehren will. Argyl lechzt nach den versprochenen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, Andere glücklich machen und seine Schulden bezahlen will. Keineswegs! Er will Gold machen, damit er eine unerschöpfliche Quelle habe, seine gewohnten Ausschweifungen fortzusetzen. Er hat heute einen neuen Prozeß angefangen. Er macht

---

[32]) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P . . kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

[33]) Der Taugenichts R . . h.

ein großes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

»Rec. ☽ fin. solvire solche in aquafort. Ziehe »das aquafort davon, und dieses wiederhole »zum drittenmale. Nun gießet destillirten acet. »darauf, und solviret darin Alles, was sich »solviren will, ziehet den acet. destill. davon, »und solches wiederholt auch zum drittenmale. »Das hinterbliebene Salz solvire in aqua »pluviali, filtrire und coagulire es ad con»sistentiam discretam, so ist er fertig.«

Nun hat Argyl Alles, was er sich wünscht. Aber ich weiß es besser, was er hat — die Narrentinktur.

25.

Blasewind [34]), ein herumirrender Goldmacher, ist es, welcher den rechtschaffnen Philet und den unartigen Argyl betrügt. Er hat sich schon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit sehr bequem unterhalten. So ungeschickt und unwissend er auch ist, so ist er doch fein genug, sich die Schwäche eines Jeden zu Nutz zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüstigen Tagen, die ihn erwarten. Er hofft an dem Orte, wo er jetzt ist, noch Viele zu hintergehen, weil es bei uns noch einige Philete und unzählige Argyle gibt. Aber Blasewind betrügt sich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu seinen Ausschweifun-

34) . . A . ., und wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

gen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er schmeichelt sich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt ist, mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte seines Landes ertragen: Er verspricht, diesem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man gibt ihm, was er verlangt; aber man gibt auch sehr sorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerei ertappt, er gesteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieser tückische Landstreicher hängen soll.

26.

Moran[35]) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben es ihm seine Umstände nicht erlaubt, zu viel auf die Kleider zu wenden; und eben dieses hat er für die einzige Ursache gehalten, warum er so wenig bemerkt und so wenig geschätzt worden ist. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich in allen Spaziergängen, in den Lustspielen und Vorzimmern der Großen sehen. Er erreicht seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer es sei? man erfährt es endlich, und in kur-

---

[35]) E . . heißt dieser prächtige Narr.

zer Zeit weiß die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Wort, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen sein.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des Narciß [36]) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er sich lange genug in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben, die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmer zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, feine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldene Uhr und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weiß. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden; aber in Kurzem erfährt der Juwelier, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertraut habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in Kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet und kriecht wieder in seinen alten Rock.

---

[36]) Sein wahrer Name ist C . ., und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelier.

28.

Heute ist in dem Hause des alten Marcils [37]) Alles vor Freuden außer sich; denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurückgekommen. Im vorigen Jahre reiste er dahin, als ein junger, bescheidener und gesitteter Mensch, ein wenig einfältig, und hieß Hans. Heute kommt **Monsieur Jean** zurück, ohne Gesundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und sagt seinem deutschen Vater und seiner deutschen Mutter Thorheiten vor, und beide sind vor Freuden außer sich. **Monsieur Jean** geht in Gesellschaften; alle sehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält diese Aufmerksamkeit für Beifall; aber er wird in dieser vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten und angesehenen Kaufmann auf dem Kaffeehause finden; er wird vor ihm herum gaukeln, und ihn so lange beleidigen, bis dieser ehrliche Mann ihn vor der ganzen Gesellschaft versichern wird, daß **Monsieur Jean** ein Narr sei. Die ganze Gesellschaft wird diese Wahrheit durch ihren lauten Beifall unterstützen.

29.

Celsus [38]) hat diesen Morgen den Grundstein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er

---

[37]) Bisher hat er E . . geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Marquisin aussprechen kann, so deutsch klingt er.

[38]) Auf seinen Ballen steht ein D . .. und über die Hausthüre wird es auch mit den gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken.

vor dem Thore aufführen will, um seinem Namen ein ewiges Andenken zu stiften und seinen Nachkommen eine anständige Wohnung zu bauen. Wüßte Celsus, daß ihn dieser Bau sein ganzes Vermögen kosten wird, daß er noch eben so viel aufborgen muß, um nicht die Schande und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn seine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hause werfen werden, sobald er es völlig ausgebaut hat, daß dieser prächtige Palast den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der jetzt nur noch eine kleine verachtete Handlung durch seinen Fleiß und sein Glück unterhält; wüßte Celsus, daß seine unglücklichen Kinder in eben diesem Hause um das Brod dienen werden: wie traurig würde er sein, wie sehr würde er sich seines unüberlegten Ehrgeizes schämen!

30.

Argyr [39]) hat heute zum erstenmal den unglücklichen Einfall, ein Münzkabinet anzulegen. Sein Vermögen ist gering, seine Einkünfte sind ungewiß; aber desto gewisser die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer starken Familie wenden muß. Das Alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das ansehnliche Münzkabinet eines seiner reichen Freunde gesehen; um deßwillen nimmt er sich vor, auch eines anzulegen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt und neu aussieht, die trägt

---

[39]) Wer kann sonst ein solcher Thor sein, als Herr E . .?

er in seinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein stärkeres Vermögen in dieser Sammlung stecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er sieht es, es jammert ihn; aber er sammelt immer noch mehr in sein Münzkabinet. Er borgt Geld mit sechs pro Cent auf, um schöne Münzen zu kaufen. Endlich drängen ihn seine Schulden, und da er nicht bezahlen kann, so bemächtigen sie sich seines Kabinets. Der unbedachtsame Argyr! Seine Kinder sind bald verhungert, er selbst hat kein Brod, und sein schön aufgeputztes Kabinet haben die Goldschmiede.

31.

Das ist heute zum fünftenmale, daß sich Mentor [40]) in ein Joch spannen läßt, aus dem er schon viermal zu seinem großen Vergnügen erlöst worden ist. Aber diesmal ist es eine ganz andere Sache; denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der Vornehmsten bei Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus, so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleid mit dem rechtschaffenen Mann. Sein Amt ist in vielerlei Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige,

---

[40]) Und dieser ist mein Freund N . b.

welcher am meisten getadelt, und am wenigsten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Kavalier nach dem andern geschickt, sein Glück bei Hofe und in dem Lande zu finden; aber er bleibt immer Hofmeister; ungefähr so, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß gesetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht vielmehr davon hat, als ein kleines Trinkgeld und ein nichts bedeutendes: **Behüte euch Gott, mein Freund!**

32.

Wie lustig geht es dort am Markte in des jungen Lindors [41]) Hause zu! Heute ist der feierliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig gesprochen hat. Er verkündigt dieses Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feiert dieses Fest in Gesellschaft einiger nichtswürdigen Leute, die schon lange auf sein Vermögen gelauert haben, und deren Nahrung es ist, die Freundschaft junger Thoren zu suchen, die sich mündig sprechen lassen. Das Recht, das er sich erkauft hat, drei Jahre eher mündig zu sein, als er es nach der Ordnung der Gesetze sein sollte, ist nichts Anders, als das Recht, drei Jahre eher zum Bettler zu werden.

33.

Endlich hat es Polydor [42]) so weit gebracht, als er es schon seit vielen Jahren gewünscht hatte,

---

[41]) Der junge T . und, wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T . .

[42]) Seit diesem Augenblicke Seine Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von J . . Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf 2c. 2c. 2c. 2c.

zu bringen, und als es weder sein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier sitzt er im Lehnstuhl, und überdenkt sein Glück und das Glück seiner Kinder, bis auf die spätesten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halse, und dankt Gott und ihrem Manne, daß sie den heutigen großen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Feinde werden vor Verdruß rasen, und seine Freunde werden stolz sein, daß sie seine Freunde sind. Er wird auch noch immer ihr Freund sein, ob es ihm gleich seine Umstände nicht erlauben, so vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof scheuen: denn nunmehr gibt der Hof auf alle seine Schritte Acht. Was ist denn das für ein schreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? Er hat sich für 3000 Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache schon anders gehen. Sempron [43]) kommt eben jetzt vom Rathhaus, und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar soll es schon erfahren, daß er das Recht nicht habe, in Semprons Hof zu sehen. Wenn er mir folgen wollte, so würde er es ihm nicht verwehren. Aber sein Advokat hat es ihm aus einem großen Folianten bewiesen, daß er gerechte Sache hat, und daß der Streit in vier Wochen entschieden sein müsse. Auf den ersten April 1775 wird sich Sempron vergleichen und dem Nachbar erlauben, in seinen Hof zu sehen. Die Unkosten werden aus bewegenden

[43]) Der streitbare S . .

Ursachen kompensirt; und damit Semvron den Advokaten bezahlen kann, so verkauft er das Haus. Nun hat er doch so viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in seinen Hof sieht.

35.

Das war Alles, was man von Philanders[44]) Klugheit und Wirthschaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihn sehr viel kosten würde, eine Frau zu nehmen. Er ist zu schlau, als daß er nicht merken sollte, eine Frau würde mehr Herrschaft verlangen, als ihm erträglich sei. Er nimmt also heute eine Magd zu sich, und macht eine Maitresse aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn diese Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehn Jahre vergehen, wird diese Magd sein ganzes Vermögen an sich gezogen haben, und wenn Philander essen will, so ißt er das Gnadenbrod aus der mildthätigen Hand seiner Magd.

36.

Dort steigt Gurdus[45]) vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes gewesen, und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden ist. Es waren seine ersten Verrichtungen, darum hielt er sie für sehr wichtig. So lange er abwesend war, bildete er sich ein, daß das ganze Land nur von ihm und seinen Verrichtungen rede. Er kommt zurück, er wundert sich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der

---

[44]) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P . . E . .

[45]) Der Herr von C . . so lange er außerhalb Landes war, aber bei uns C . . schlechtweg.

Gränze einholen läßt. Er kommt in die Stadt, und fährt unbemerkt durch die Gassen. Er steigt vor seinem Hause ab, und der Wirth fragt ihn, ob er spazieren gefahren sei? Also hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der sich alle Wochen in den Zeitungen suchte, eine größere Demüthigung begegnen können?

37.

Nun wird Cölestine [46]) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geschlossen, auf welches sie nach den Feiertagen ziehen, und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie ist der Stadt überdrüssig. Man sieht da nichts, als den Himmel und die Gasse. Tag und Nacht ist keine Ruhe; jede Familie ist der Spion der andern. Den besten Freunden darf man nicht trauen, und unter diese besten Freunde gehört Pattine, die den reichen Kaufmann geheirathet hat, auf dessen Herz Cölestine eine Hypothek hatte. Mit einem Wort, sie ist der Stadt überdrüssig; aber vor Eintritt des Winters wird sie des Landlebens noch mehr überdrüssig sein. Die Natur ist ihr zu einförmig; die Bäume stehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand ist da, der ihren Putz sieht; Niemand, der ihr eine Schmeichelei von ihren Händen sagt; und Niemand, der sich zärtlich ängstigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu sein. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem soll sie Böses reden? Aber der Pfarrer und seine Frau spielen L'hombre . . .

---

[46]) Wenn es doch T . . gestehen wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschluß gebracht hat!

Ja, ja! sie spielen es freilich, aber das Fischchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cölestine! wie sehr wird sie ihr der Kauf gereuen, über den sie heute so viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Wester [47]), guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlin, die kleine Familie und ihr Hühnerhund? . . . Das ist ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlsein der lieben Ihrigen. Aber was haben Sie so früh in diesem Hause gemacht? Im Ernst? Sie haben also das Haus jetzt gekauft und wollen von dem Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit Ihren Nachbarn, der Prozeß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chikane der Advokaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das kläglichste ist, der Verlust der Mitteljagd, das sind freilich Ursachen genug, die Ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden Sie in der Stadt vergnügter sein? Man wird Sie auslachen, wenn Sie gestiefelt in Spielgesellschaften gehen wollen. Wenn man von den Operarien spricht, so werden Sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreit. Man wird Ihnen sagen, daß morgen ein Galatag ist, und Sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird Sie fragen, ob Sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit ansehen wollen? Und Sie werden sehr neugierig fragen, ob er schon eingehetzt ist? Die ganze Stadt wird über Sie spotten, und Sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sei. Tauschen Sie

---

[47]) Junker A . . der Fuchsjäger.

noch heute mit Cölestinen. Ziehen Sie wieder aufs Land, und bereden Sie Cölestinen, daß sie bei uns bleibt; so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon [48]) wird heute sein Testament bei den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstoßen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben; und das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über keine von seinen Verordnungen halten werden, weil sie weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bei der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, wie man sich gegen einander liebreich bezeigen müsse. Die traurigen Folgen davon werden sich bei der Erbtheilung zuerst äußern. Ein jedes wird nur auf seinen Nutzen sehen, und daraus entsteht ein ungesitteter Zank, der ohnedem unter den Geschwistern immer am heftigsten ist. Dieser Zank erwächst zu einer öffentlichen Erbitterung, und es gibt Advokaten, welche sich diese Uneinigkeit so wohl zu Nutze zu machen wissen, daß sie in zehn Jahren die einzigen Erben dieser reichen Verlassenschaft sein werden.

40.

Opim [49]) ist nicht glücklicher. Er weiß, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet

---

[48]) Mein Nachbar T . .

[49]) Der prächtige Name V . . R . . M . . würde

aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch seinen letzten Willen nicht sorgfältig genug beobachten werden. Opim ist ein Mann, der bei einem sehr großen Vermögen viel Ehrgeiz und keinen Verstand besitzt. Er hat sich niemals Mühe gegeben, sich um seine Mitbürger verdient zu machen; was wird er nach seinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will sich seinen Nachruhm selbst bestellen. Der Bildhauer kommt; er soll ihm ein marmornes Grabmal bauen. Ein halb Dutzend steinerne Jugenden sollen um dasselbe herum sitzen und bittre Thränen vergießen. Selbst der unerbittliche Tod soll unzufrieden aussehen, daß er den großen Opim hat von der Erde wegraffen müssen. Die Fama bekommt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmals sollen zwei kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches sich Opim so groß, als möglich, bestellt, um seinen ganzen Titel, alle seine Tugenden und alle seine Verdienste darauf setzen zu lassen, damit die Welt doch sehen möge, daß es auch in unsern Tagen große und tugendhafte Männer und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So machte er es, wie es Alexander mit seinem Lager in Indien macht, welches er so groß und weitläufig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben sollte, seine Macedonier wären Riesen gewesen. Das Grabmal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was

---

sich gewiß auf seinem Grabmal vortrefflich ausgenommen haben.

für ein schweres Ende würde der stolze Opim haben, wenn er wissen sollte, daß seine Erben sich nicht einmal über die Kosten werden vereinigen können, seinen Namen auf das Grabmal setzen zu lassen! Das prächtige Monument wird unvollkommen stehen bleiben. In fünfzig Jahren wird man nicht mehr wissen, wer darunter liegt; in hundert Jahren wird es der Magistrat an sich nehmen, und es zu einem Grabmal seines alten Bürgermeisters brauchen, welcher sehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm seine Erben ein so verdientes Denkmal hätten stiften können.

41.

Nunmehr wird sich der unzufriedene Timon [50]) wohl beruhigen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran: denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er außerdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte; so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber auf einmal fiel es ihm ein, Soldat zu werden. Er ward es; und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt, und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des

---

50) Der redliche, aber unzufriedene A . .

Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zwei Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer; denn Rang und Titel kann man bei Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden außer sich. In Kurzem wird er die mühsamen Beschäftigungen des Amtes überdrüssig sein. Er wird eine reiche Wittwe heirathen und sich auf ihr Landgut setzen. Aber mit einem Landgut hat man nichts, als Verdruß; er wird sich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächsten Sommer ist ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm auf einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn seine Frau stürbe. Sie stirbt; Timon ist untröstbar; denn er hat sie in der That geliebt. Nun will er wieder heirathen, und ehe ein halbes Jahr vergeht, heirathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Jetzt hätte er wohl Ursache, sich ein besseres Glück zu wünschen; aber der Tod wird ihn überraschen, eben, da er den Mund aufthut, etwas zu wünschen.

42.

Sehen Sie dort den dicken Bürger [51]), welcher sich am Kamin mit einer kurzen Tabakspfeife auf seinen Bierkrug gelehnt hat? In diesem Augenblick ist er dahinter gekommen, ob Osmann wider Rußland, oder wider Persien zu Felde ziehen

---

[51]) Meister N . ., Bürger und Zinngießer allhier.

wird. Sehen Sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarin mag sich wohl in Acht nehmen; denn sie hat an diesem politischen Bürger einen heimlichen Feind. In seinem Handwerk ist er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, sobald er ein Stück Zeitung in die Hände bekommt. Und daß er heute ein doppelter Narr ist, das macht der erste April.

43.

Beobachten Sie einmal die Pharisäermine, mit welcher Orgon [52]) von seinem Fenster herab auf eine Menge armer Bürger sieht, die sich vor seinem Hause versammelt haben, um einen kleinen Theil von den zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter sie ausspenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuspenden verordnet hat. Betrachten Sie aber auch zugleich seine Aufmerksamkeit, mit welcher er die Fenster der Gasse und die Gesichter der Vorbeigehenden untersucht, ob sie auch sein mildthätiges Christenthum genug bewundern, und ob sie auch denjenigen am Fenster stehen sehen, aus dessen wohlthuender Hand so viel Segen auf das arme Volk herab träufelt? Wie sehr betrügt sich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch die milde Stiftung die Hochachtung seiner Mitbürger erlangen, und bei den Nachkommen sein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieser neuen Stiftung, das ist wahr; aber die ganze Stadt erinnert sich auch heute zugleich der Ungerechtigkeit und der Meineide, mit welchen Orgon sein Vermögen zusammengescharrt

---

[52]) Dieser lärmende Wohlthäter heißt T . .

hat. Die Nachkommen, so lange sie von ihm noch etwas wissen, werden eben das sagen; und erst alsdann, wenn man seinen Namen ganz wird vergessen haben, alsdann erst wird dieses Gestift erbaulich und von einigem Werthe sein. Orgon ist nicht ganz ohne Gewissen. Er fühlt seine Bosheiten; er weiß, daß er nur wenige Jahre noch leben kann; er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisd'or in die Hände: denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen gibt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bei ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

Es ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als Chamäleon [53]). Seine Fehler und seine Tugenden sind übertrieben. Er kauft sich eine prächtig eingebundene Bibliothek, und redet von nichts, als von gelehrten Editionen. Mit einemmal fällt es ihm ein, daß alle Gelehrsamkeit Pedanterei sei; er verkauft alle Bücher, und kauft sich eine Rüstkammer von Flinten und andern Gewehren. Diese weiß er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft sich also Uhren dafür. Von ungefähr sieht er er eine prächtige Equipage;

---

[53]) Sein Name heißt I . . . Ich wundere mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

sie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutscher und Bedienten fort, verkauft seine reichen Kleider an die Juden, und geht ohne Lakai in einem alten Regenrocke durch die Gassen. Er war einmal in die Gesellschaft eines rohen Engländers gekommen, und so lange er in dessen Gesellschaft herumschwärmte, so lange that er nichts, als daß er sich in Punsch besoff und die Religion lästerte. Sein alter Onkel, ein abergläubischer Mann, brachte ihn von dieser Ausschweifung zurück, und nun ging er mit ihm in alle Predigten und Betstunden, sah Gespenster, und that Gelübde. Seit einem Monat hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein alter ehrlicher Deutscher zu sein. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quäkerischen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beschwerlicher, als zu grüßen und zu danken: denn das hielt er für eine französische Tändelei. Er sagte allen Leuten Grobheiten, in der Meinung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt; man bat ihn in keine Gesellschaften mehr, und erst gestern hat er eine Verdrüßlichkeit gehabt, die ihm sehr empfindlich gewesen ist. Heute hat er sich also vorgenommen, artig und lebhaft zu sein, und aller Welt zu schmeicheln. Er wird es eben so ungeschickt anfangen; seine Schmeichelei wird noch mehr beleidigen, als seine Grobheit; denn allemal wird er zur Unzeit und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sei; und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er sa=

gen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe; aber an dem Hauptmann, der neben ihr sitzt, wird er die glatte Haut und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalsen und zu ihm sagen: der Teufel solle ihn holen, wenn er jemals einen so guten Gesellschafter gefunden habe, als Seine Hochehrwürden; aber mit dem Schmarotzer, den er seit vielen Jahren als seinen gefälligsten Freund um sich hat, wird er über die Bulle Unigenitus disputiren. Das ist die Lebensart, die Chamäleon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er sie wieder ändern, weil er sich dadurch noch mehr Feinde, als durch seine Grobheit gemacht hat. Er wird sie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausschweifungen verfallen.

45.

Nun ist er [54]) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutsches Original zu Stande gebracht, dessen sich kein Corneille schämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entstehen! Die Engländer werden es gleich übersetzen lassen; die Franzosen nicht, denn diese sind auf den deutschen Witz zu eifersüchtig. Noch ist er unschlüssig, auf welchem Theater er es soll aufführen lassen. Koch? — Je nun, ich will es ihm endlich gönnen — — Aber seine Frau muß die Hauptrolle übernehmen, sonst mache ich

[54]) Wer sonst als Er? Quam pulchrum est, digitis monstrari et dicier: HIC est! (Wie schön ist es, wenn man mit den Fingern nach dir zeigt und sagt: das ist er!)

Schöneman dadurch glücklich. — So denkt der arme Autor, und weiß es noch nicht, daß bei der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann [55]). Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sei. Aber er weiß es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude auf den Beweis seines Gegners wartet, und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

Aber Scriblern [56]) wird man doch nicht vergessen, welcher für die Nachwelt schreibt. Gewiß wird man ihn vergessen; denn er schreibt für die Würzkrämer und Höferweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, seine Schmiererei zu lesen?

48.

[57]) . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

---

[55]) Der handfeste C . . Cur non dictus Hylax? (Warum nicht Hylax genannt?)

[56]) *Κατ' ἐξοχήν*, den Au Tor Em.

[57]) Damit ich dem Witze meiner Leser etwas zu thun gebe, so will ich hier Platz zu einer Wahrsagung lassen, und ihnen das Vergnügen machen, daß ein jeder an diese Stelle einen seiner Bekannten setze, von dessen lächerlichen Thorheiten er etwas wahr=

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an diesem feierlichen Tage auch etwas ins Ohr sagen. Also wären Sie mit Ihren siebenmal sieben Wahrsagungen größten Theils zu Stande. Und vermuthlich sind Sie mit sich selbst wohl zufrieden, daß Sie etwas geschrieben haben, was ganz Deutschland gefallen wird, weil es die Ehre hat, Ihnen zu gefallen. Was erwarten Sie für Ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weiß ja Ihren Namen nicht. Gelesen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, Sie verlangen zu viel! Weil Sie heute Allen wahrsagen; so will ich auch Ihnen wahrsagen. Wissen Sie, was die Welt von Ihrem Werkchen sprechen wird? Der deutsche Römer [58]) wird es im Buchladen sehen. Hum! wird er sprechen, wieder ein deutscher Wisch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler sagen. . . . Ja, ja! es geht wohl ab; aber in zehn Jahren liest Niemand dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte [59]) wird es in die Hand nehmen, und er wird glauben, er lese darin, aber eben überdenkt er gewisse Gegenbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müssen. Hier kommt ein Philosoph [60])! ein Erzautor! Der

---

sagen will. Ich weiß, die Wahl wird ihnen schwer werden; aber das weiß ich noch gewisser, daß keiner von meinen Lesern, ich nehme drei von ihnen aus, hiebei an sich selbst denken wird. War diese Wahrsagung richtig?

[58]) Clarissimus Dominus R.

[59]) Und zwar Herr Doctor C . .

[60]) Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehn

wird sich gewiß darüber freuen; denn er wird auf die moralische Absicht und nicht auf die Einkleidung sehen. Was soll das sein? wird er sprechen! Ein Mährchen! Siebenmal sieben! Wie spielt man mit der Moral! Der Autor ist gewiß noch ein Kind, oder er sieht seine Leser für Kinder an. Ganz hinten im Laden hat sich ein finstrer Mensch [61]) an den Tisch gelehnt, und liest Ihre Schrift, und liest sie ganz durch, und schmeißt sie unter den Tisch, und geht verdrießlich hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Wer muß dieser Mensch sein? Aber hier kommt ein freundlicher schwarzer Mann [62]), welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbessertes Gesangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet Ihr Mährchen, er liest es flüchtig durch, und legt es seufzend wieder weg. Darin steckt viel Gift! Der Verfasser scheint ein Atheist zu sein. Ich will nicht richten, aber wenigstens ein Feind der Geistlichen muß er sein. Sehen Sie, spricht er zum Buchhändler, sehen Sie einmal die beiden Stellen hier im Mährchen. Es sind die letzten Zeiten, gewiß, mein Herr, die letzten Zeiten! Madame N . . [63]) hat von dieser Schrift gehört; sie läßt sie gleich holen. Das müssen Sie wissen, Herr Autor, daß

Jahren herausgekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden: Autore O.. P.. E..

[61]) Eigentlich heißt er R . . S . .; aber der finstere Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt.

[62]) Seine Wohlehrwürden Herr J . ., Pastor zu V . .

[63]) Madame S . .! Ich küsse Ihnen die Hände.

Madame N . . eine artige und lebhafte Frau ist, die von aller Welt Böses spricht, und die sehr empfindlich ist, wenn man etwas sagt, das auf sie gehen kann. Sie liest Ihr Mährchen, und versteht es nicht. Sie liest die Wahrsagungen, und freut sich und lacht, und kommt endlich auf eine Stelle, in welcher sie glaubt getroffen zu sein, ob sie gleich auf hundert Personen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg und sagt zu ihren Töchtern: Der Autor ist ein Mensch, vor dem man sich hüten muß. Sehen Sie, Herr Autor, das wird die Welt von Ihrer Schrift sagen, und das wird die Belohnung für Ihre Mühe sein! Wenigstens acht und vierzig Feinde haben Sie sich durch Ihre Wahrsagungen gemacht. Wie sehr haben Sie sich in Ihrer schmeichelhaften Hoffnung betrogen! Aber sie hatten vergessen, daß Sie auch zu der Welt gehören, die heute den ersten April feiert.

Drittes Buch,

enthält

den Schlüssel zu den siebenmal sieben Wahrsagungen.

VT. NEMO. IN SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATUR. MANTICA. TERGO *).

Persius.

Nach dem Urtheil der meisten Leser ist eine Satire ohne Schlüssel ein sehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieses Urtheil würde ungerecht sein, wenn man Satiren schriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abscheu vor den Thorheiten beizubringen, und wenn man Satiren läse, um sich zu bessern. Da wir aber aus der Erfahrung wissen, daß nur Wenige in dieser Absicht Satiren schreiben und fast Niemand in der Absicht sie liest: so sehe ich nicht, warum ich ein solches Urtheil verdammen soll. Meine Wahrsagungen werden um deßwillen gefallen, da ich die Originale meinen Lesern schon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich sie in gegenwärtigem Schlüssel der ganzen Welt blosstellen will. Wie sehr wird diese Schrift gelesen werden, da ich keinen Menschen schone, und da die ehr=

*) Diese beiden Verse sind zu Ende des Abschnitts erläutert.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Die versprochene Fortsetzung.

Wenn ein Satirenschreiber die billige Absicht hat, durch seine Schriften nur die schädlichen und unanständigen Thorheiten der Menschen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menschen persönlich zu beleidigen; so kann ihm allerdings nichts empfindlicher sein, als der lieblose Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charakteren ein Original aufsuchen, und sich mit Fertigung der Schlüssel zu seinen Satiren ohne Beruf beschäftigen.

Ich habe mich, gleich bei dem Anfang meiner Schriften, sehr weitläufig über diesen Punkt erklärt, und meinen Lesern sowohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abschilderungen, als durch Bekanntmachung verschiedener Briefe über die vermeinten Entdeckungen dieser Abschilderungen gezeigt, wie ungewiß ihre Vermuthungen sind, wie beleidigend eine solche Beschäftigung, und wie unanständig sie sei.

Das schmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an Andern zu suchen, um selbst desto vollkommner zu scheinen, ist vermuthlich einem großen Theile meiner Leser zu angenehm, als daß dergleichen Vorstellungen vermögend gewesen wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bei aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich und auch

bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt und sich nicht lächerlich machen sollten; aber meistentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser Theil der letzte meiner satirischen Schriften sein soll, und ich wohlbedächtig den Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich noch leben werde, wieder einige Aufsätze dieser Art der Welt bekannt zu machen; so hielt ich es für nöthig, noch einen Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich sei, meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese lieblose Deutungsbegierde beizubringen, und ob ich sie nicht wenigstens auf diese Art überführen könne, wie ungerecht sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäftige, wenn sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihren Mitbürgern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das **Mährchen vom ersten April** an einem auswärtigen Ort, unter verstelltem Namen und auf so eine Art drucken, daß ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die siebenmal sieben Wahrsagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkürliche Buchstaben, und sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwa die Originale heißen möchten. Im dritten Buch versprach ich, einen deutlichen Schlüssel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewisser Leser am stärksten sein würde.

Ich habe dadurch Alles erlangt, was ich suchte; und noch mehr, als ich zu erlangen wünschte. Ich habe erfahren, daß beinah keine Hoffnung mehr

übrig sei, diesen Lesern eine Schoossünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe so angenehm ist. Viele haben sich die wenigen Wochen hindurch beschäftigt, theils abgeschmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem Einer oder der Andere von ihnen abgeschmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meisten haben sich diejenigen mit Fertigung der Schlüssel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewissen nicht einmal verlangen kann, daß sie denken sollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Format, Andere aus einer gewissen Art der Orthographie, und noch Andere von dem Druck und Papier abgeleitet. Man hat den Verfasser an verschiedenen Orten gesucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgestellten Bilde, gute und böse, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schustern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten; aber das ist mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müssen, wie man rechtschaffene und unschuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen und zu beschämen gesucht hat.

Dieser ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leser nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden sich schämen, wofern es anders nicht zu spät ist, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüssel zu den Anmerkungen gebe, die den Charakter in den siebenmal sieben Wahrsagungen untergesetzt sind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünschte, sie fänden es zu

ihrer Demüthigung, wie sehr sie sich übereilt haben, wenn sie glaubten, den süßen Herrn S** zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen sollte, wenn man nach dem Markte zugeht [a]). Sie werden sich wundern, daß der eigennützige Hagestolz N** T** derjenige nicht ist, an den sie dachten [b]). Sie werden es dem Herrn Sekretär E** abbitten, daß sie ihm Liebe zum Witz gegeben haben, welches doch sein Fehler gar nicht ist [c]). Der Clarissmus **Dominus R.** kann vielleicht ein Pedant sein; aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn allein, sondern alle Pedanten gemeint habe [d]). Herr I** Pastor zu U** [e]) ist eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weiß von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es bloß der Uebereilung eines seiner Kollegen zu danken, der vielleicht eifersüchtig ist, daß er sich nicht auch durch Verstümmelung eines Gesangbuchs in seinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillschweigen; theils sind sie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man sie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, seit welcher das Mährchen bekannt worden ist, noch nicht erfahren. Aber daß sie alle ungegründet sind, das will ich gleich erweisen.

---

a) S. in den siebenmal sieben Wahrsagungen, Anmerk. 7.

b) Ebendas. Anmerk. 13.

c) Ebendas. Anmerk. 17.

d) Ebendas. Anmerk. 58.

e) Ebendas. Anmerk. 62.

Auf dem Titelblatt zum dritten Buche steht der Vers:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Persius.

Setzt man nun aus den siebenmal sieben Wahrsagungen die Buchstaben, welche, wie die Anmerkungen sagen, die Anfangsbuchstaben von den Namen der geschilderten Originale sein sollen, zusammen; so kommt dieser Vers in seiner richtigen Ordnung heraus. Das ist der Schlüssel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beschäme.

1. Kennen Sie den Herrn **V**.. **T**.. nicht?	**V** **T**
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von **N**.. meine.	**N**
3. Der Graf **E**.., ist Ihnen der unbekannt?	**E**
4. Der Herr Rath **M**.. mit der wichtigen Miene eines **O**..	**M** **O**
5. Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.	**I**
6. Viel Glücks, Hochweiser **N**.. d.	**N**
7. Der süße Herr **S**.., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.	**S**
8. Arme **E**..! du dauerst mich, und das weiß ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.	**E**
9. Die Mademoiselle **S**.. ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.	**S**

10. Der leichtsinnige E.., er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.	E.
11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T.. und E.. sind zu arm,	T
als daß Sie sehr bekannt wären; aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.	E
13. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N.. T..,	N
daß ich sie ein wenig bekannter mache.	T
14. Das ist meine Nachbarin, die kostbare A..	A
15. Die unglückliche T..	T.
16. Zu deutsch, der Herr Baron von D..	D
17. Der Herr Sekretär E.., ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.	E
18. Die gekrönte S..	S
19. So zärtlich waren die Schmeicheleien ihres ersten Mannes C.. nicht.	C
20. Der Herr Licentiat E..r.	E
21. Dieses Schlachtopfer heißt N..in.	N
22. Und dieser ihr Henker heißt D..	D
23. Ich habe ihn schon genennt; er heißt Erill.	E
24. Der ungetreue R..	R
25. Wie gesagt, AgnEsen.	E.
26. N..a, welche dort so vergnügt unter ihrem Flore lacht.	N
27. Sein Vater, der reiche E.., hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt.	E
28. Man wird auf Verschiedene rathen; aber es ist Niemand, als Seine Excellenz, der Graf M..	M
29. Marx Israel O..	O
30. Mich dünkt, er heißt A..	A
31. T.., Juris vtriusque Doctor.	T.

32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P.. kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.	P
33. Der Taugenichts R..k.	R
34. A.., und wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.	A
35. E.. heißt dieser prächtige Narr.	E
36. Sein wahrer Name ist C.. und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelier.	C
37. Bisher hat er E.. geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu verändern, den in ganz Paris keine Marquisin aussprechen kann, so deutsch klingt er.	E
38. Auf seinen Ballen steht D.., und über der Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken.	D
39. Wer kann sonst ein solcher Thor sein, als Herr E..	E
40. Und dieser ist mein Freund N..h.	N
41. Der junge T.., und wenn es nach ihm geht, in Kurzem der Herr von T..	T
42. Seit diesem Augenblick Seine Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I.., Erb-, Lehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc.	I.
43. Der streitbare S..	S
44. Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur	

den alten Hund nennen; eigentlich aber | P
heißt er P.. E.. | E
45. Der Herr von C.., so lange er außerhalb | C
Landes war; aber bei uns C schlechtweg.
46. Wenn es doch T.. gestehen wollte, daß | T
sie nur die Eifersucht zu diesem Entschluß
gebracht hat!
47. Junker A.., der Fuchsjäger. | A
48. Mein Nachbar T.. | T
49. Der prächtige Name V.. R.. M.. würde | V
sich gewiß auf seinem Grabmale vortreff- | R.
lich ausgenommen haben. | M
50. Der redliche, aber unzufriedene A.. | A
51. Meister N.., Bürger und Zinngießer all- | N
hier.
52. Dieser lärmende Wohlthäter heißt T.. | T
53. Sein Name heißt I.. Ich wundere mich, | I
daß er ihn nicht auch schon etlichmal ver-
ändert hat.
54. Wer sonst als Er? Quam pulchrum est,
digitis monstrari, et dicier: HIC est! | C
55. Der handfeste C.. Cur non dictus Hy- | A.
lax?
56. *Κατ' ἐξοχὴν*, den Au Tor Em. | T
57. . . . . . | E
58. Clarissimus Dominus R. | R
59. Und zwar der Herr Doktor G.. | G
60. Man darf nur die Quartanten lesen, die
seit zehn Jahren heraus gekommen sind,
so wird man auf den meisten Titeln finden:
Autore O.. | O
P.. E.. | P
61. Eigentlich heißt er R.. S..; aber der | E

finstere Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt. | R S

62. Seine Wohlehrwürden Herr I . ., Pastor zu U. | I U

63. Madame S . .! Ich küsse ihnen die Hände. | S.

Also liegt der Schlüssel zu den siebenmal sieben Wahrsagungen in den Versen des Persius:

Vt nemo in sese tentat descendere, nemo!
At praecedenti spectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verstehen, welche der lateinischen Sprache nicht kundig sind und vielleicht die meisten Schlüssel zu den siebenmal sieben Wahrsagungen gefertigt haben; so will ich ihnen zu ihrer Erbauung sagen, was diese Verse heißen:

Wie thöricht sind wir Menschen, daß wir niemals in unseren eigenen Busen greifen, niemals unsere eigenen Fehler sehen wollen; und daß wir nur alsdann scharfsichtig sind, wenn wir die Fehler unserer unschuldigen Mitbürger ausspähen!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Da ich jetzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatz Abschied nehme, niemals wieder einige satirische Schriften der Welt bekannt zu machen; so betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand gibt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Verzeihung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satirischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt; aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen sein; aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrecke, wenn ich mit gelassenem Gemüth an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüßen, ist eine öf=

fentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe, und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bei allen denjenigen, welche mein Satyr gegeißelt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag jetzt bei einer Probe sein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Untergewissen und von dem ernstlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszusöhnen. Ich hoffe, sie sollen nicht unerbittlich sein; und erlange ich durch diesen Versuch die gewünschte Vergebung, so soll es eine von meinen ersten und wichtigsten Beschäftigungen sein, allen denjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

* * *

Meine Spöttereien über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Mißbrauch und der Hunger unserer Schriftsteller zu Mäcenaten macht, sind ungerechte Spöttereien gewesen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwissenheit, ihren schlechten Geschmack und ihre Härte gegen die nothleidenden Musen vorzuwerfen, da alles dieses so vornehme Fehler sind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, sondern an ihren betelnden Klienten. Wer heißt denn diesen, einen Mann zum Mäcenas zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler ist? Von schönen Wissenschaften hat er gar keinen Geschmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der

Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über seinen Geschmack erstaunen! Gegen die Musen ist er hart; aber warum können die Musen nicht bellen und wiehern? Denn gegen seine Hunde und Pferde ist er so großmüthig. Mit einem Wort: die Schuld liegt nur an unsern Scribenten, welche bei der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig und eigennützig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenas. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schämt sich, er will es nicht sein; aber er muß es schlechterdings werden: denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* * *

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt; ich würde untröstbar sein, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern Reimern versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften den Vornehmen und den Pöbel verächtlich machen. Ich hielt sie für übermüthig, und diesen Uebermuth für desto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines schmutzigen Bettlers war; mit einem Wort, ich lachte über sie; und eben das geht mir nahe; ich hätte über sie weinen sollen. Kann wohl irgend ein Mensch eine traurigere Rolle zu spielen haben, als ein Poet von dieser Art? Ungeachtet dieses zuversichtlichen Stolzes, welcher ihn von seiner eigenen Größe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen

Wohlthäters herum. Nektar und Ambrosia ist die tägliche Kost, womit er sich an der Tafel seiner Götter speist; und doch singt er um einen Bissen Brod vor der Tafel seines Mäcenas. Die Schätze beider Indien sind in seinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Last für den, der sie besitzt. Nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre desselben schon vier Stunden lang vergebens, und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisd'or. Wie empfindlich muß es diesen unglücklichen Kreaturen sein, die muthig auf die Unsterblichkeit trotzen, und gleichwohl schon jetzt unbemerkt und ungelesen sterben! Und doch habe ich so lieblos sein können, über dergleichen preßhafte Personen zu spotten! Es reut mich, und die nachdrücklichste Abbitte und Ehrenerklärung wird diese sein, wenn ich sie versichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorbeer vergriffen, nunmehr eben so ernstlich verabscheue, als sie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wollust und die bettelnde Niederträchtigkeit verabscheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereien über den Geizigen sind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über seinen Geiz niemals die nächsten Erben, es müßten denn junge Verschwender sein, sondern nur Freunde spotten, für die er nicht geizig ist. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß eine mehr als stoische Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger seine ganze Lebenszeit hindurch sorgen, sich ängstigen, an den nothdürf-

tigsten Sachen Mangel und Gebruch leiden soll, und dieses nur darum, damit er sein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlassen möge, und damit dieser Fremde desto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in seinen Verschwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weise Thor, welcher, um ruhig zu sein, sein Geld ins Wasser warf, die Bewunderung bei weitem nicht, welche dieser Geizige verdient, der Reichthümer zusammen scharrt, um zu verhungern: denn darüber ist gar keine Frage, welcher von beiden am meisten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut sehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorstelle, kein Vergnügen größer sein, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke ist, wenn er vor dem Kasten knieet und die gefüllten Säcke ansieht. Hier übersieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wollust, alle Verdienste, alle Freundschaft. In diesem Kasten voll verpfändeter Juwelen fährt eine Excellenz mit sechs Pferden, zwölf Bedienten und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und sieht darin den unausgebildeten Stoff zu einem Baron. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechselbriefen eines großen Hofmanns guckt dessen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen die Wechselbriefe vertauschte, wenn unser alter Geiziger sich entschließen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand seiner Tochter an

sich zu handeln. Gärten, kostbare Kleider, Musik und Gastereien stecken alle in diesem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tausend Dukaten daran wagen will, so schaffe ich ihn für vierhundert Dukaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Dukaten will ich einer gewissen ehrwürdigen Gesellschaft geben, und in Kurzem soll er der heilige Harpax sein; für hundert und acht und achtzig Dukaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Barbarei, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner Dummheit, zum Mäcenas, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen sollen, ob er schon beinah weiter nichts, als zählen, schreiben und lesen kann. Zwölf Dukaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Dukaten soll ihn der fließendreimende Bav verewigen, und ihm einen Theil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glückseligkeiten sieht Harpax vor sich in seinem Kasten liegen. Er könnte sie genießen; er lächelt auch in der That schon, welches er seit der letzten Messe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich schon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Harpax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu sein; nun wird er doch endlich einmal sein Geld mit Verstand genießen! . . O nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um sich die Schuhe besohlen zu lassen. Er sieht seinen halben Gulden freundschaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abschied, schließt den Kasten sorgfältig zu, und bittet den Himmel, daß er ihm sein bißchen Armuth behüten und nicht zulassen wolle,

daß er noch in seinem hohen Alter Noth leiden müsse. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieser Geizige, welche diejenigen nicht wissen, oder nicht wissen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

* * *

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den Verschwender. Da ich ihn jetzt recht betrachte, so finde ich so viel Gutes an ihm, als ich an Vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus Hochachtung für seinen Geizigen rechtfertigt er dessen Thorheiten durch weit größere Thorheiten. Durch unsinnige Verschwendung verbüßt er den sündlichen Wucher seines Erblassers, und stößt die erpreßten Reichthümer von sich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der großen Wahrheit zu werden, daß heutzutage das ganze Verdienst der Menschen im Gelde bestehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt und verachtet; nun zieht er die Augen der ganzen Stadt auf sich, und Alle, die schmeicheln und verdauen können, sind seine Freunde; aber in Kurzem wird er arm, und also wieder eben so unbekannt und verachtet sein, wie vorher. Alle seine Handlungen, die uns so rasend scheinen, sind unumstößliche Beweise, daß er denkt, wie ein Philosoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weiß, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich ist, daß derjenige sein Alter am höchsten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt und ohne Vergnügen verstreichen läßt; er weiß, daß allemal das Andenken der vergangenen Wollust stärker und empfindlicher ist, als das Ver=

gnügen des gegenwärtigen Genusses; das Alles weiß unser Philosoph, und eben das ist die Ursache, warum er heute so lebt, als ob er morgen todt sein würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieses so überlegt hätte, wie ich es jetzt überlege! Meine Uebereilung ging so weit, daß ich diesen Verschwender in das Hospital bringen wollte, welchem er doch selbst mit starken Schritten zueilt! Damit er sehen soll, daß diese Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernst sei, so will ich ihn mit meiner Aufmerksamkeit bis an die Thüre des Hospitals begleiten, und alsdann will ich der Einzige von seinen Freunden sein, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angesehen, die sich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum gibt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da sie nichts thun, als was man in den artigsten und ansehnlichsten Gesellschaften täglich thut, da sie nämlich nur Andern etwas versprechen, das sie nicht halten können, da sie Andere etwas lehren wollen, das sie selbst nicht verstehen, und da sie von ihrer Unwissenheit und der Leichtgläubigkeit Anderer sich ein wollüstiges und bequemes Leben zu verschaffen wissen? Seine Gnaden borgen, sie versprechen Interessen zu geben, das Kapital richtig wieder zu bezahlen, sie nehmen dabei Gott zu Hülfe, und noch über dieses thun sie ihren treuherzigen Gläubigern tausend gnädige Versicherungen: aber Seine Gna-

den bezahlen weder Interessen noch Kapital; die gnädigen Versicherungen verwandeln sich in einen unversöhnlichen Haß, sobald der Gläubiger ungesittet genug ist, sein Geld wieder zu fordern. Der treuherzige Thor, welcher so viel von der Gnade seines Schuldners hoffte, büßt seine Hoffnung und sein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er so verwegen sei, seinen Schuldner das zu nennen, was er ist: wenn er mir folgen will, so soll er hingehen, ihm die Weste küssen, und sich zu gnädiger Protektion empfehlen. Meine Leser, die zu leben wissen, werden dieses billig finden. Aber warum finden sie es denn nicht auch billig, daß man die Betrügerei des elenden Goldmachers entschuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, da im Gegentheil unser vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelstab bringt, nur um seine Wollust und Pracht noch einige Zeit zu unterstützen; da dieser Schuldner seinen Gläubigern an einem einzigen Galatage mehr kostet, als der Goldmacher seinen Freunden in einem Jahre? Dieser ist noch so billig und entflieht dem Galgen, sobald er merkt, daß seine Betrügereien entdeckt sind; aber jener rollt trotzig mit seiner prächtigen Equipage durch die Gassen, sein verarmter Gläubiger, der eben jetzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Almosen bittet, springt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt sich demüthig vor seinem Schuldner und wird kaum angesehen. Mich dünkt, dieses Exempel, so wahr es ist, so deutlich und so überzeugend ist es auch, daß man künftig einen herumstreichenden Goldmacher sogar einen ehrlichen

Mann nennen wird, sobald man sich auf Seine Gnaden besinnt.

* * *

Es ist ein paarmal geschehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die sich von den Gaukeleien der herumirrenden Goldmacher verführen lassen, und von einem nackichten Bettler unsägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache besser überlegt, und nun glaube ich, daß sie zu entschuldigen sind. Ihr ganzer Fehler besteht darin, daß sie hoffen; ein Fehler, der uns Menschen so natürlich und schmeichelhaft ist! Kleanth hofft Schätze von seinem Goldmacher zu erlangen; und Arist hofft nunmehr zwanzig Jahre auf sein Glück bei Hofe. Patin, ein künstlicher Erbschleicher, überhäuft seinen alten Nachbar nun schon in das zehnte Jahr mit Geschenken, und weiß nicht, daß sein alter Nachbar ohne Testament sterben wird. Wie viele Schriftsteller durchwachen ihr ganzes Leben, schreiben sich hypochondrisch, schimpfen und machen sich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beifall der Nachwelt; aber schon zehn Jahre vor ihrem Tode sind sie vergessen! Entschuldigt man die Hoffnung des Arist, des Patins und unserer großen Gelehrten, und will doch die Hoffnung des ehrlichen Kleanths nicht entschuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verschwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann so ängstliche Gewissensbisse empfinden, als ich jetzt empfinde, da ich diejenigen Stellen übersehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freilich einer Schmeichelei

nicht gar zu ähnlich sieht. Jetzt fühle ich erst, Madame, wie gerecht die Vorwürfe gewesen sind, welche Sie mir oft darüber gemacht haben. Ich sehe Sie als eine Bevollmächtigte Ihres ganzen Geschlechts an; und eben um deßwillen werfe ich mich vor Ihnen auf meine Knie, bezeuge Ihnen die bußfertigste Reue, küsse Ihre Hände und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Lästerung erdenken, als die war, da ich sagte, daß man dem Frauenzimmer wenigstens die Hälfte der menschlichen Fehler vorwerfen könne, da sie die Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu sagen, daß Selinde eitel genug ist, auf ihre Schönheit stolz zu sein; daß Orimene die Verdienste Anderer nur nach dem äußerlichen Putze schätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Böses spricht; daß Celsa durch ihre Rangstreitigkeiten die freundschaftlichsten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß Alcimedore durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um das Brod bringt; daß die fromme Agnese unversöhnlich wüthet, sobald sie beleidigt wird; daß es bei Rosamunden ein Theil ihres Gottesdienstes ist, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt; daß Florinde sich weder der Wirthschaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewisser ihre, als ihres Mannes Kinder sind; daß Kalliste pedantisch stolz ist, weil sie noch etwas mehr versteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der großen Welt zu heirathen, für Viele ein gewisser Schritt zum Hospital ist; daß Gurda eine Thörin ist, weil sie noch so eitel sein kann, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen.

Das Alles und vielleicht noch mehr zu sagen, habe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erschrecke über dieses Sündenregister! Es ist Alles wahr, was ich gesagt habe; es ist vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte sagen können. Ich habe nur eine Gurda genannt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich jetzt wohne, zweihundert Schwestern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich sonst gewohnt habe; aber alles dieses rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen sollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrießliche Wahrheiten sagen darf, daß man ihnen nur schmeichelt, daß eine Schmeichelei von dieser Art bei vielen das einzige Mittel ist, ihre Freundschaft zu erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigstens entschuldigen muß, wenn sie gar zu merklich sind, als daß man sie ganz übersehen könnte? Und wie unbesonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannspersonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satiren anfinge, seine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden sie auch unsere Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttischen verscheucht werden, wenn sie durch die Erkenntniß ihrer eigenen Fehler lernen sollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren sind. Was für Verwüstungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tausend Mannspersonen hätte ich grausam um ihre Verdienste gebracht, deren ganze Verdienste in einer feinen Manschette, in einem wohlzugeschnittenen Kleide, in neumodisch gekräuselten Haaren, in einer unverschämten Lebhaftigkeit und in einem allerliebst artigen Faseln bestehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund schlagen. Nur noch das einzigemal wirken Sie mir bei Ihrem Geschlecht Vergebung aus. Sehen Sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit gestern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher und weit gefälliger. Dieses ist meine Abbitte; sind Sie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen Sie haben? Gut! Hier habenSie eine förmliche Palinodie: Fragen Sie Kallisten, was das heiße.

* * *

Hatte Selinde nicht Ursache, auf ihre Schönheit stolz zu sein, da diese Schönheit ihren ganzen Werth ausmacht, und da sie alle Tage hört, daß man nichts, als diese Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren ersten kindischen Jahren ward sie daran gewöhnt, daß man sie ein allerliebst schönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerksamkeit der Mannspersonen zu verstehen, verdoppeln sich die Schmeicheleien. Einer von ihren Anbetern zerschmolz vor den feurigen Blicken ihrer strahlenden Augen; ein anderer besang ihren Mund: der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit und keiner sagte ein Wort von ihrem Verstande, oder ihrer Tugend. War es wohl anders möglich, als daß Selinde sich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers bestehe in der Schönheit, und daß sie Verstand und Tugend als einen sehr gefährlichen Nebenumstand ansah, da Mannspersonen, welche sich das Recht anmaßen, vom Verstande und von der Tugend

zu urtheilen, davon gegen sie niemals und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten? Daß sie Kleanthens Frau geworden ist, das hat sie weder ihrem Verstande, noch ihrer Jugend, sondern blos ihrer reizenden Miene und einem wohlgewählten Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne so gefährlich war. Noch jetzt, da ihr Mann, welcher zu leben weiß, sie als seine Frau weiter nicht liebt, noch jetzt findet man sie von einer Menge Männer und unverheiratheter Mannspersonen belagert, von denen sie weiter nichts, als Lobsprüche ihrer Schönheit hört. Verstünde Selinde diese eigennützigen Schmeicheleien der Mannspersonen, so würde sie dadurch sehr gedemüthigt werden: denn sie würde sehen, daß diese Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit gibt, nichts anders als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Wort: Nur wir Mannspersonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörin ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannspersonen zurückfallen sollte! Versichern Sie Selinden, Madame, daß mir diese Uebereilung sehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu versichern, daß sie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit die-

ser Schmeichelei zufrieden sein? Was glauben Sie davon, Madame?

* * *

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß sie die Verdienste Anderer nur nach ihrem äußerlichen Putz zu schätzen gewohnt sei. Wenn sie zwar diesen Vorwurf unparteiisch überlegen will, so wird sie gestehen müssen, daß ich Recht habe; aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe soll man dem Frauenzimmer machen. Es ist wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu schön zu sein, ist den ganzen Tag über beschäftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Augen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt, sie schläft, sie putzt sich, und untersucht den Putz Anderer: das ist seit fünfzehn Jahren ihr Beruf, den sie mit solcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie steht mit einer kunstrichterlichen Miene am Fenster, und läßt alle Westen und Manchetten; alle Andriennen und Kopfputze die Musterung passiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kommt, hat eine reiche Weste und dergleichen Aufschläge, von einem ganz neuen und sehr guten Geschmack. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof diesem liebenswürdigen Menschen die Präsidentenstelle abgeschlagen hat. Wer ist der finstere Mann in dem abgetragenen Sammetkleide und der altväterisch gestickten Weste, welcher dort in der Hausthüre mit zwei armen Bürgern so gelassen und freund-

schaftlich spricht? . . Ist das möglich! Also ist dieser der würdige Präsident, an welchem der Hof so viele Verdienste gefunden hat? Was ist das für eine Perücke! Unfehlbar muß er die Perücke auch anstatt der Nachtmütze brauchen, denn sonst könnte sie unmöglich so verwirrt aussehen. Und die Manschetten! Ganz gewiß sind das noch Erbstücken von seinem seligen Vater? Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwei Löcher hat er in den schwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen solchen Mann macht der Hof zum Präsidenten? Das arme Land! Auf diese Art beurtheilt Orimene die Verdienste der Menschen, wenn sie in ihrem Erker Gericht hält; auf diese Art theilt sie die Aemter aus, und setzt Andere von ihren Aemtern ab; auf diese Art prüft sie ihre Freunde und Freundinnen; sie lobt und tadelt auf diese Art. Aber thut Orimene etwas Anderes, als was wir alle Tage thun? Bei dem ersten Anblick eines Menschen ist sein Anzug der entscheidende Umstand, ob wir ihn hochschätzen, oder verachten sollen. Sind diese Vorurtheile übereilt, so wird gemeiniglich viel Zeit und kein genauer Umgang erfordert, wenn wir diese übereilten Vorurtheile ändern sollen. Ein vernünftiger Mensch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider sich vorsichtig vermeiden, und nach seinen Umständen den äußerlichen Putz sorgfältig einrichten, weil dieser allemal eher in die Augen fällt, als sein Verstand, den man erst suchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß sie es ihre einzige Beschäftigung sein läßt, den Anputz zu untersuchen und nach solchem die Verdienste der

Menschen zu bestimmen? Ist dieses ein Fehler von ihr, so sind auch an diesem Fehler nur die Mannspersonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen sind, haben sich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernsthaften Sachen. Ein Jeder hat darin des Andern besondern Geschmack zu übertreffen gesucht: und weil ein Jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu versichern, daß er Verstand und Verdienste besitze; so hat endlich Orimene glauben müssen, daß in dem äußerlichen Anputz und in der Kunst, selbigen zu beurtheilen, Geschmack und Verdienste bestehen. Sind also wir Mannspersonen nicht die unglückliche Ursache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherin zu danken hat, und daß sie ganz ohne Verdienste ist, sobald sie sich ausgekleidet hat?

* * *

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böses spricht, hat es bloß meinem zerknirschten Gewissen und meiner übertriebenen Buße zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da sie doch von mir selbst so oft und so viel Böses gesprochen hat. Der nachdrücklichste Widerruf, den ich thun kann, wird dieser sein, wenn ich die Ursache anzeige, warum sie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böses spricht, als die ihr so fürchterlichen Satirenschreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken lassen. Leonore hat Witz; sie fühlt ihn und wünscht, daß dieser Witz bemerkt und bewundert werden möge. Ist dieses ja ein Fehler, so ist es doch ein männlicher Fehler, den sie mit vielen Gelehrten und mit allen

witzigen Scribenten gemein hat. Duns spottet der Religion, um gelesen und von andern Narren bewundert zu werden. Puff schmiert die gröbsten Spöttereien wider den Prinzen, wider die Religion, wider seine Obern und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht schuldig ist: warum? Um gelesen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böses, damit sie in Gesellschaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausschweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die sie von Andern erzählt, selbst und aus der Erfahrung sehr genau kennt. Niemand weiß die kleinen Hahnreihistorien so gut, wie sie, zu erzählen; aber auch Niemand weiß so gut, wie sie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarin ist für ihre Spötterei eine unerschöpfliche Quelle, aber diese hochmüthige Nachbarin hat ihr den Rang streitig gemacht. Wollen sie Leonoren recht lebhaft und beredt sehen, so bringen sie nur selbige auf Henriettens Spielsucht; denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Dukaten abgewonnen. Die Frau Doktorin ist ein eitler, lächerlicher und bettelstolzer Affe; warum? Leonore hat mirs gesagt: denn die Frau Doktorin hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem sie bei dem letzten Balle sich selbst auspuṭen wollte. Habe ich also nicht recht gesagt, daß Leonorens Spöttereien weit erbaulicher sind, als alle moralische Tugendpredigten unserer finstern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten selbst kennt und aus eigener

Erfahrung über sie spottet? Aber Leonore gewinnt bei diesen bittern Spöttereien sehr viel. Wenn sie mit dem Finger auf einen Thoren weist, so sieht Jedermann auf diesen Thoren, und auf sie Niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eigenen Fehler genießen! Ich habe schon oben gesagt, daß Leonore vornehmlich um deßwillen so viel Böses von Andern spricht, damit sie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß diese Entschuldigung darum sehr erheblich ist, weil man niemals aufmerksamer ist und niemals mit mehrerem Beifalle lacht, als wenn sie Böses spricht. Zwingt sie sich aber ja einmal und redet von ihren Nachbarn Gutes, so wird sie nicht bemerkt, am wenigsten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf sie zu hören; Narciß legt die Falten seiner Manschetten in Ordnung und trällert: der fürstliche Rath gähnt, und seine alte Gemahlin spricht mit einer verdrüßlichen Beifälligkeit, wenn sie hört, daß Leonore so viel Gutes von ihrer Freundin erzählt. Ist das möglich? Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau sein. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beste reden! Aber es ist heute erschrecklich schwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können sie es Leonoren, die auf ihren Witz so stolz ist, wohl verdenken, wenn sie durch Spöttereien die Aufmerksamkeit und den Beifall der Gesellschaft zu erhalten sucht, da sie Beides verliert, wenn sie von ihrem Nächsten Gutes spricht? Hat sie ja Unrecht, so fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Gesellschaft, welche die Verläumdung liebt. Ich bitte Sie, Madame;

sagen Sie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es ist gewiß Schade, daß ich kein Advokat geworden bin!

* * *

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celsa auf ihren unterthänigsten Wurm herabsieht, da ich sie mit der unehrerbietigsten Wahrheit beleidigt habe, daß sie durch ihre Rangstreitigkeiten auch die freundschaftlichsten Familien in bittere Feindschaft verwickelt? Diesen Ehrgeiz werde ich nicht besser entschuldigen können, als wenn ich die Ursachen getreu erzähle, welche Celsen zu diesen Feindseligkeiten bewegen. Celsa hat das seltene Glück, sich selbst zu kennen; und dieses hat sie von ihren Vorzügen dergestalt überzeugt, daß sie die Pflichten gegen sich selbst verletzen würde, wenn sie nicht diesen Vorzügen ihr Recht wiederfahren lassen wollte. Da sie es einmal so weit gebracht hat, von ihren eigenen Vollkommenheiten überführt zu sein; so ist, wie man leicht glauben kann, dieses eine von ihren angenehmsten Beschäftigungen, daß sie täglich neue Vollkommenheiten an sich ausspäht, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, sich zu bewundern. Diese eigene Bewunderung würde für sie nur halb so angenehm und erbaulich sein, wenn sie nicht mit einer bittern Aufmerksamkeit die Unvollkommenheiten Anderer untersuchte. Aus dieser Untersuchung kann nichts anders als Mitleid, oder Verachtung kommen; denn alle Personen, die sie noch zur Zeit hat kennen lernen, stehen so unendlich weit unter ihr, daß sie es bloß der unerforschlichen Langmuth des Himmels zuschreibt, daß dergleichen unedle Geschöpfe

mit ihr in die Welt gesetzt sind, und mit ihr leben. Sie will, so viel möglich, dieses Versehen der Natur wieder gut machen: sie entzieht sich daher dem Umgang mit diesen verächtlichen Geschöpfen, die sich auch Menschen nennen, gänzlich, oder, wenn sie das nicht thun kann, so will sie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weiß das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man sich selbst gibt; sie gibt sich also so viel Ehre, als sie ihren Vollkommenheiten schuldig zu sein glaubt. Und da diese freilich andern Leuten so deutlich nicht in die Augen fallen, so behauptet sie diese Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn Jemand so verwegen ist, ihr zu widerstehen, so ist ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig sein will, allerdings schuldig, sie zu vertheidigen und ihr durch den Beistand des Richters Gerechtigkeit zu verschaffen. Das nennen ihre Feinde Rangstreitigkeiten; aber sie nennt es eine Pflicht gegen sich selbst. Wem alle diese Entschuldigungen ein wenig zu tiefsinnig und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwa der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturm und mit Beleidigung Anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehört? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie jetzt lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte, und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein gebrechlicher Körper noch ekelhafter und seine dicke Seele noch dümmer geworden. Er

hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezahlen konnte; aber seine Geburt und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Untugenden verzieh und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht, und den Rang mit Gewalt behauptet, dem sie ihren Geschmack und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch Eins: ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt; um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen, war ihm keine Erniederung zu schimpflich: diesen Fehler ihres Mannes muß sie wieder gut machen. So oft sie einen Rangstreit anfängt, so oft glaubt sie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben, und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie, gebietende Celsa, wie viel Gewalt ich mir und der Wahrheit anthue, Ihren Ehrgeiz zu vertheidigen! Verzeihen Sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu Ihren Füßen und schwöre Ihnen bei Ihnen selbst, daß ich es künftig keinem Menschen wieder sagen will, daß Sie eine hochmüthige Thörin sind, welche den Mangel eigener Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn sie Andern ihre Vorzüge streitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe gesagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um das Brod bringe; aber ich hätte bedenken sollen, daß dieses ein sehr gemeiner Fehler ist, der Alcimedoren bei der heutigen Welt eben so viel

Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren gewesen sein würde. Ihr Mann heirathete sie, weil er sie für reich hielt; er verlangte also von ihr Geld, nicht aber, daß sie eine vernünftige Frau, eine vorsichtige Wirthin, oder eine sorgfältige Mutter sein sollte. Was er verlangte, hatte sie ihm gegeben; also kann er weiter nichts von ihr fordern. Ihr Vermögen war bei weitem so ansehnlich nicht, als er glaubte. Demungeachtet hat sie als Frau ein Recht, noch zehnmal so viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrott, was kann das ihr schaden? Desto vortheilhafter wird es für sie sein. Ja, wenn man die Sache genau und recht unparteiisch ansehen will; so ist ihre Verschwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen sie ihre Pflicht und ihr Gewissen verbindet: denn sie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf so vielerlei unverantwortliche Art zusammen wuchert. Aber sie bringt doch ihre unschuldigen Kinder um das Brod? Was für ein altväterischer Gedanke! Sorgt denn bei uns die Mutter für das Brod der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bei dem vertrautesten Umgang mit ihrem Manne und ihres Mannes Freunden, ist das niemals ihre Hauptabsicht gewesen, Mutter zu werden; da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können sie der Mutter wohl zumuthen, daß sie für ihr Leben sorgen soll? Mit einem Wort: Alcimedore verschwendet; sie bringt ihren Mann an den Bettelstab; sie stürzt ihre Kinder in die verächtlichste Armuth: aber Alcimedore ist eine Frau, die zu leben weiß.

* * *

Daß die fromme Agnese unversöhnlich wüthe, wenn sie beleidigt wird; das ist auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir jetzt viel Gewissensunruhe machen. Agnese hat gute Ursachen, sich sehr leicht zu erzürnen. Sie weiß ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen so ansehnlichen Rang über alle sündige Menschen verschaffen. Ist es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Mensch, der kaum halb so viel betet, sich unterstehen will, sie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausschweifungen muß ihr empfindlich sein, wenn man sie daran erinnert, und sie dadurch in der schmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit stört. Wer sie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie ist ihre unversöhnliche Wuth der Religion schuldig, um Andere abzuschrecken, daß sie diejenigen nicht verwegen antasten, welche der Religion so viel Ehre machen. Agnese verdammt mit einer lieblosen Zuversicht; aber sie versäumt keine Kirche. Sie ist neidisch über das unverdiente Glück anderer Menschen; aber sie hat eine Predigt gestiftet. Es ist wahr, sie wuchert mit Pfändern, und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig; aber sie hat auch der Kirche einen kostbaren Schmuck geschenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern und preßt einem armen Bettler durch ihre grausamen Vorwürfe Thränen aus, ehe sie ihm ein trockenes Stück Brod zuwirft; aber sie fastet alle Wochen einmal. Sie ist rachsüchtig und wüthet unversöhnlich, wenn sie beleidigt wird; aber sie ist fromm.

* * *

Ich will es gestehen, es ist von mir ein großer Leichtsinn gewesen, daß ich Rosamunden Schuld gegeben habe, es sei ein Theil ihres Gottesdien=

stes, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt. Rosamunde thut in der Kirche nicht mehr, als was andere Frauenzimmer an ihrem Nachttische thun. Sie bewundert sich, und läßt sich bewundern. Ein Jeder, von welcher Sekte er auch sei, verdient eine gewisse Hochachtung, wenn er das, was er in seiner Religion glauben soll, mit Ueberzeugung und mit einem bescheidenen Eifer glaubt; und diese Hochachtung verdient Rosamunde doppelt. Sie hat es der Unterweisuug ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild sie ist, zu danken, daß sie von der Religion überhaupt sehr bequeme Begriffe und insbesondere vom Sonntag diesen hat, daß er nichts anders sei, als ein gewisser Tag in der Woche, wo das Frauenzimmer zwei Stunden eher aufsteht, als an den andern Tagen, um sich die Haare auf das sorgfältigste frisiren zu lassen, und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerksamkeit der Nebenchristen auf sich ziehen kann, in deren Gesellschaft man drei Stunden lang still sitzt, um bewundert zu werden, und Andere zu richten. Rosamunde glaubt, daß nur zu diesem Ende der Sonntag erdacht sei; und das glaubt sie mit einer so lebhaften Ueberzeugung, daß sie seit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgesetzt hat, ihren Gottesdienst auf diese Art zu verrichten. Hätte man ihr bessere Begriffe von der Religion beigebracht, so würde sie eben so wohl im Stande sein, sich nach diesen bessern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da sie nur das erbauende Exempel ihrer werthesten Mama vor sich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttin und Anbetung reden; so kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeiche-

lei sie, bei ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer solchen Abgötterei gegen ihre kleine Person gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig sein will; und so billig hätte ich auch sein sollen!

* * *

Wie werde ich es bei Florinden verantworten können, von der ich gesagt habe, daß sie sich weder der Wirthschaft, noch ihrer Kinder annehme, welche doch gewisser von ihr, als von ihrem Manne sind? Vielleicht hat sie es nicht einmal übel genommen, denn Florinde kennt die Welt. Die Zucht der Kinder überläßt sie dem Gesinde. Sie würde es für einen sehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß sie eine gute Wirthin sei, weil sie wohl weiß, daß dieses eine sehr bürgerliche Tugend ist. Und am allerwenigsten wird sie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieses nur ein stärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienste und der Hochachtung ist, welche die Welt für sie hat. Und also hat sie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber gesetzt auch, es wäre geschehen; so weiß ich ein Mittel, sie wieder zu besänftigen. Bei der nächsten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeichelei auf Unkosten anderer Frauenzimmer sagen; ich will sie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundin versehen, damit sie in Zusammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu sein; allenfalls spiele ich mit ihr und lasse sie gewinnen; und wenn sie bei aller dieser Buße noch unversöhnlich bleibt, so will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Trosses vermehre, und ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können.

Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige darunter habe, bei welchen es ihr nicht schwer ankommt, grausam zu sein. Ich glaube, ich bin demüthig genug, wenn ich mich dieser Strafe unterwerfe.

* * *

Kalliste ist pedantisch stolz, weil sie etwas mehr versteht, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr; aber wenn auch Kalliste diesen Fehler hat, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Und am meisten müssen wir Mannspersonen sie entschuldigen, weil wir nur an diesem Fehler, wie an den meisten Fehlern der Frauenzimmer, Ursache sind. Wir fürchten uns zu sehr vor dem fähigen Verstand und Witz des weiblichen Geschlechts, als daß wir uns Mühe geben sollten, ihren Verstand und Witz sorgfältig zu bilden, und sie an dem Ruhm der Gelehrsamkeit Antheil nehmen zu lassen. Sie würden uns einen gewissen Vorzug entreißen, welcher beinah der Einzige noch ist, den wir vor ihnen behaupten. Wir sind schon eifersüchtig genug, daß für sie die Schönheit ein vorzügliches Geschenk der Natur ist; ich nehme unsere männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieses Geschenk eifersüchtig sind. Schon der natürliche Verstand unserer Frauenspersonen ist so durchdringend, daß es für unsere angemaßte Herrschaft doppelt gefährlich sein würde, wenn wir diesen natürlichen Verstand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es ist dieses ohnedem nur noch der Schatten der Herrschaft, mit der wir uns brüsten, da wir alle andere Arten der Herrschaft schon seit undenklichen Jahren an das weibliche Geschlecht

verloren haben. Wir ersticken daher mit einer tyrannischen Vorsicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte, ihren Verstand durch Schriften und Gelehrsamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern solches ernstlich zu verbieten, da sie, als Frauenzimmer, gewohnt sind, dasjenige am eifrigsten zu thun, was ihnen am schärfsten verboten wird, so wissen wir sie durch andere Beschäftigungen zu zerstreuen. In vorigen Zeiten ließ man sie für den größten Theil der Wirthschaft sorgen, und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und diese zwei Beschäftigungen waren weitläuftig genug, sie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meisten unserer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Last der Wirthschaft und der Kinderzucht auf ihre niedrigsten Bedienten zu legen; so waren die Männer so sinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen sie sich bei ihrem Müßiggang beschäftigen sollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände, und war so glücklich, ihnen diesen Zeitvertreib so angenehm zu machen, daß sie gar keine Bücher weiter, als diese, verlangten, und daß viele von ihnen ganz außer Stande waren, bei einer andern Gelegenheit, als beim Spielen, zu denken. Durch eine übertriebene Schmeichelei über ihre Schönheit brachte man ihnen von ihrer ersten Jugend an die eiteln Begriffe bei, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit bestehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog sich von allen andern Beschäftigungen ganz ab, und ging bloß auf die Erhaltung dieses Vorzugs. Weil aber doch die Mannspersonen nicht im Stande

waren, bei allen Frauenzimmern die Begierde zu schönen Wissenschaften zu unterdrücken; so fiel man auf ein sehr boshaftes Mittel. Sobald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstand, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkeit verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebene Lobsprüche schwindlicht, und beredete ihre Eigenliebe, welche schon vorher geneigt genug war, es sich bereden zu lassen, daß sie das witzigste, gelehrteste und vollkommenste Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigsten eine zehnte Muse sei. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches sie bei ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüssig hielt. Sie blieb an dem Fuße des Parnasses stehen, beschäftigte sich mit witzigen Tändeleien, und wurde von dem verrätherischen Lobe der Mannspersonen trunken. So ist es Kallisten ergangen. Habe ich also etwas Unrechtes gesagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantischer Stolz ein Fehler der Mannspersonen sei? Verstünde Kalliste diese Sprache unserer Schmeichelei, so würde sie darüber sehr kleinmüthig werden. Man erstaunt, daß sie ein wenig von Gelehrsamkeit und wohl gar Verse plaudern kann; so wie man einen Papagei bewundert, welcher menschliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagei erschuf. Könnte für Kallistens Stolz wohl etwas demüthigender sein, als dieser beleidigende Beifall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der großen Welt zu heirathen, sei für Viele ein gewisser Schritt zum Hospital; das ist das Wenigste, was ich von den Ehen Nachtheiliges gesagt habe.

Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge; so will ich mir öffentlich alles das Böse vorbehalten, das ich, von den Ehen zu sagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer gespottet, welche, ohne nach Verstand, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, sich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen sie wissen konnten, daß sie nach einem Jahre nicht mehr, wenigstens für sie nicht mehr, reizend sein würden. Aber Greif ließ sich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verstand, und Tugend und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte. Er suchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Besten, in seinem fünfzigsten Jahre ein feuriges Mädchen von fünfzehn Jahren heirathet, war vor meinem Spotte eben so wenig sicher, als eine Frau von fünfzig Jahren, welche sich einbildet, daß die Schmeicheleien ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt: daß Frauenzimmer, sobald sie ihrem Mann die ewige Treue zugeschworen, sich mit einemmal von dem jungfräulichen Zwange des Wohlstandes losrissen, und ohne Vorsicht alle Ausschweifungen begingen, die sie vorher nur im Stillen gewünscht, oder mit der größten Behutsamkeit begangen hatten. Zuweilen stellte ich sehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müsse, daß wir Mannspersonen allen Frauenzimmern mit aller nur ersinnlichen Höflichkeit begegnen und allen offenbare Schmeicheleien sagen, nur unsern Weibern nicht; und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann

und Frau vornehmlich um deßwillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerlei ist, der Hochmuth vieler Weiber erfordert, schien mir eine sehr gegründete und beinah die vornehmste Ursache zu sein, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heirathen, war in meinen Augen der deutlichste Beruf, bankerott zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit bedenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von den Frauenzimmern und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewissermaßen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber da es bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand und Tugend und Erziehung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit und anständige Wirthschaft glücklich macht; daß ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heirathet, den Wohlstand und ihre Pflicht niemals vergißt; daß eine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsere Frauenzimmer, sobald sie verheirathet sind, beinah noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schändlichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eigenen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bei uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur

ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beifall anderer Mannspersonen zu buhlen; daß in vornehmen Häusern die Weiber bei ihrem Aufwand niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer und dem künftigen Wohl ihrer Kinder schuldig sind; da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereien rechtfertigen könnte; so weiß ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu bitten.

* * *

Gewiß, Gurda, Sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen, erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich Sie für eine Thörin erklärt habe, weil Sie noch so eitel sind, Ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin jetzt so zerknirscht und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es Ihnen abbitten. Ich will sagen, daß Ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weiß selbst nicht was übertreffen, daß die Blicke Ihrer Augen noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen sein mögen; daß Ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt; daß... mit einem Wort, ich will Sie so unverschämt loben, daß Sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst Ihre Eigenliebe ist. Können Sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen Sie, Madame, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind Sie mit diesen Abbitten und

Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, Sie können es wohl sein. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit Ihnen und Ihren Freundinnen ganz aussöhne. Meine künftigen satirischen Schriften sollen von nichts, als von dem Lobe der Frauenspersonen handeln. Aber ich ersuche Sie, Madame, die Gütigkeit zu haben und Ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einsende, weil ich vielleicht selbst nicht scharfsichtig genug sein möchte, solche bei Allen wahrzunehmen, und weil ich weiß, daß Viele von ihren eigenen Vorzügen weit mehr überzeugt sind, als sich ein Fremder davon überzeugen kann. Madame, ich küsse Ihnen die Hände.

* * *

Daß in meinen Augen die Heuchler so abscheuliche Kreaturen waren, daran ist niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorsagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgang mit der großen Welt, daß ich jetzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum soll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen und mit großem Beifall thun, die zu leben wissen? Sie verstellen sich, sie halten eine Maske vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, sie wollen die Welt bereden, daß sie gewisse Vollkommenheiten besitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es ist wahr; aber sind sie um deßwillen so verabscheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen sich zwei vornehme Freunde. Sie versprechen einander eine

Freundschaft, dergleichen man seit den Zeiten des Orest nicht gehört hat; sie werden diesen Mittag mit einander trinken und sich küssen, und ewige Treue schwören; und morgen wird einer von ihnen den andern stürzen. Thut ein Heuchler mehr, als diese thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes spricht, dessen fürstliche Pracht der Pöbel bewundert und sein Gläubiger beseufzt; dieser Mann hat die große Absicht, noch Mehrere zu betrügen, und alsdann mit einer guten Art Bankrott zu machen; hat man wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre Gläubiger auf diese Art betrügen? Und was soll ich von der Verstellung derjenigen Gelehrten sagen, die ihre Dummheit unter einer weisen Miene verbergen? Soll ich von den Großsprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein Geliebter! Wie verführend ist die Heuchelei einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkosungen einschläfern will! Und alle diese Laster, alle diese Thorheiten entschuldigt man, oder belacht sie wohl gar; aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Almosen gibt, mit bußfertiger Miene durch die Gassen schleicht, knieend und mit Thränen vor dem Angesichte der Gemeinde betet, und ein Schelm ist. Macht ihn vielleicht nur das vor Andern so verhaßt, daß er der Religion spottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Ursache gewesen sein; aber jetzt denkt unsere aufgeklärte Welt schon anders, und man weiß besser, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht ist. Man bewundert ja diejenigen als starke Geister, die der Religion spotten;

ist es wohl billig, daß man diejenigen als Schandflecke der Natur verabscheut, die Religion heucheln?

* *
*

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, ist gewiß eine der grausamsten Ungerechtigkeiten, die ein Mensch begehen kann. Und doch — ich schäme mich, es zu gestehen! — und doch habe ich die Ungerechtigkeit begangen; und zwar habe ich sie an den erbarmungswürdigen, unglücklichen und elenden Menschen begangen, die man Freigeister nennt. Dieses sind die mitleidenswürdigen Menschen, welche, um zwanzig Jahre lang von Wenigen wegen ihres scharfen Verstandes bewundert zu werden, von den Uebrigen verabscheut und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, sich eine Hoffnung auszureden, von welcher sich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht sagen ein Christ, mit so vieler Mühe zu überzeugen sucht. Sie haben beständig mit den innerlichen Widersprüchen ihres eigenen Gewissens zu kämpfen, welches sie zu ihrem größten Verdruß immer daran erinnert, daß sie vernünftige Geschöpfe sind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird; weil es ihnen aber an Verstand und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heißen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen; sie gerathen also auf den albernen Einfall, sich und Andere zu bereden, daß es keine höhern Gesetze gebe, welche diese Ausschweifungen verdammen; und bei diesem Einfall haben sie eben die sichere Beruhigung, die ein Dieb haben mag, welcher sich zu bereden sucht, daß keine Gesetze sind, die den Diebstahl verbieten, und welcher diesen Unsinn

gegen Andere so lange behauptet, bis er unter dem Galgen steht. Gemeiniglich ist eine schimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausschweifungen; und alsdann sind diese starken Geister, welche so stolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarotzer zu werden und sich durch ihren witzigen Unsinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Diese Elenden, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich so oft verspottet: wie ungerecht und lieblos habe ich gehandelt! Wär es mein Ernst gewesen, sie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeint, so hätte ich ihnen die Barmherzigkeit erzeigen, und sie in das Tollhaus einkaufen sollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den starken Geistern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubischen Seelen. Auch an diesen habe ich mich versündigt: denn Abergläubische zu verspotten, ist eben so unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verspotten, der immer Gespenster sieht. Diese Unglücklichen werden ohnedem schon unbarmherzig genug von gewissen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz unter dem frommen Vorwand, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, sie immer mit neuen Larven schreckt, und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen, welche sich und der Religion zu Ehren, diese Milzsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Wort, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sklaven Muth

gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureißen: anstatt daß ich ihres Aberglaubens spottete. Sie dauern mich, so oft ich an Sie denke. Alles Vergnügen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühling die erwachende Natur lächelt und den Menschen von neuem belebt; nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses bloß wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüt macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre und beruhigende Vergnügen, welche sie empfinden, ist dieses, wenn sie andere verdammen Verdienten diese Abergläubischen mein Mitleiden nicht?

* * *

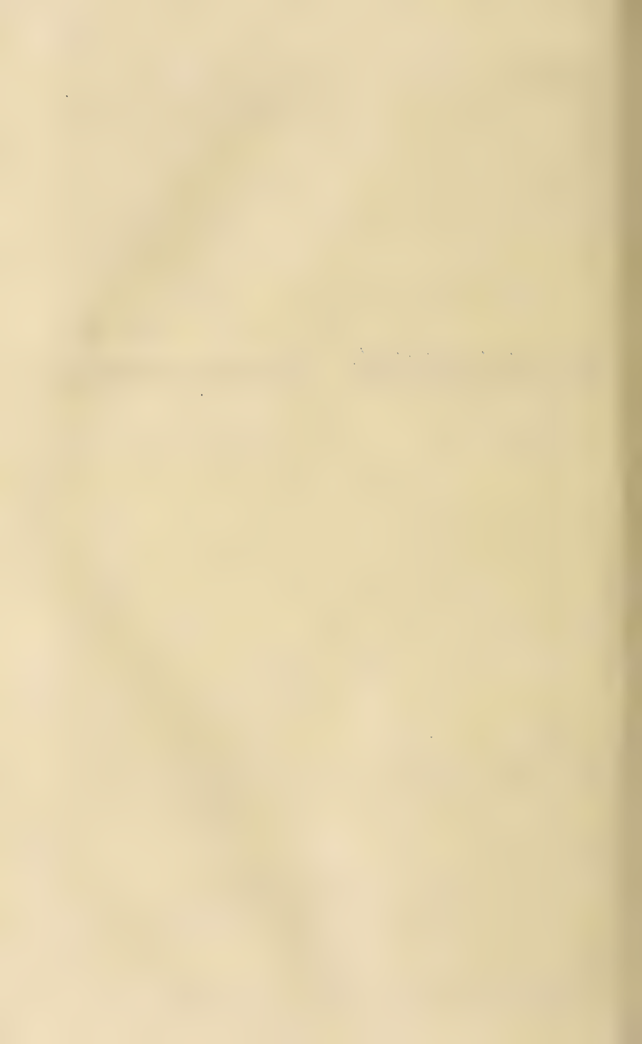
So weit geht die Probe der versprochenen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genannt, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieser Art verlangen.

VALEAT. RES. LUDICRA. SI. ME. PALMA. NEGATA. MACRUM. DONATA. REDUCIT. OPTIMUM.

Horat.

(Jetzt ihr Scherze, lebet wohl,
Mag ich nun die Palm' erangeln,
Oder alles Ruhms ermangeln.)

Freundschaftliche Correspondenz.



Versuch eines Tagebuchs,

vom 23sten Mai 1759 bis den 29sten Mai.

S . . . . n am 23sten Mai 1759.

Früh dreiviertel auf fünf Uhr fuhr ich von meinem Hause weg, und freute mich, daß ich eine so gute Gelegenheit hatte, das unglückliche und beängstigte Dresden auf einige Zeit zu verlassen. Ich empfand die ganze Glückseligkeit eines Menschen, den keine Familie fesselt, der seine Wohnung verlassen kann, ohne ängstlich an diejenigen zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er sie allein empfindet. Das waren ungefähr meine Gedanken, und ich glaube, so philosophisch, als ich damals dachte, ist in der Kourierkalesche, in welcher ich saß, noch niemals gedacht worden. Wenigstens wird von einem Kourier, und wenn er auch ein Kammerjunker wäre, mehr erfordert, daß er gut reitet, als daß er gut denkt.

Ich fuhr also sehr vergnügt weg, und jeder Preuße, der mir auf der Gasse begegnete, vermehrte dieses Vergnügen, und verdoppelte meine

Freude, da ich hoffen konnte, ihn binnen etlichen Wochen nicht wieder zu sehen. Kaum war ich auf der Brücke, als ich merkte, daß meine Ruhe und Zufriedenheit sich verlor. Ich kam in die Neustadt, und schon reute es mich, Dresden zu verlassen. Ich überlegte, was wohl die Ursache dieser geschwinden Veränderung sein möchte; ich fand sie bald, und gab mir Mühe, mich zu bereden, daß ich sie nicht gefunden hätte. . . .

(Hier fehlt ein großes Stück im Manuscript.)

»Blaset, Postillion, sobald ihr in die Meißner »Gasse kommt,« rief ich mit Ungeduld, als ich vor dem Tempel vorbei war, in welchem die Göttin der Verläumdung, zum Glücke des menschlichen Geschlechts, noch schlummerte. Er blies, er blies dreimal, und ich erblickte Niemand in dem Hause meines Freundes. Sie schlafen noch, die guten Freunde; der Himmel lasse sie ruhig schlafen. Wie wohl thun sie, daß sie nicht aufwachen! Es war nur Heuchelei, daß ich mich über diese sanfte Ruhe freute. Ich hätte gewünscht, noch einmal meine Freunde zu sehen. Ich sah sie nicht, Niemand sah ich, ich war unzufrieden. Wie ungerecht, wie unbescheiden kann man auch sogar durch die Freundschaft werden! Was hatte ich für ein Recht, diese Aufmerksamkeit von meinen Freunden zu fordern? Ich hatte diese Gefälligkeit noch den Abend vorher sogar verbeten, als meine Freundin mir Hoffnung dazu machte. Es war um neun Uhr ein feierliches Fest, zu welchem eine lebhafte Farbe und eine große Munterkeit der Augen gehört; was würden bei übernächtigen Augen und einer matten Farbe des Gesichts, der Hof, von

Ihren königl. Hoheiten an bis zum Kapelldiener, gedacht haben? Wie unglücklich hätte bei einem geschwinden Aufspringen vom Bette der Haarputz können verrückt werden, welcher den Abend vorher die halbe Familie beschäftigte; alles dieses wußte ich, und doch war ich so ungerecht, zu wünschen, daß meine Freundin sich noch einmal möchte sehen lassen. Ich empfand es bald, daß meine Wünsche unbescheiden waren. Ich schämte mich meiner Eigenliebe, und hüllte mich trotzig in meinen Pelz, um auf dem ganzen Wege nichts zu sehen, da ich Niemand von meinen Freunden hatte sehen können. Und so verhüllt, und mit mir selbst unzufrieden, kam ich endlich Mittags um zwölf Uhr in S** an. Die gute und liebreiche Aufnahme meines Wirthes und der Seinigen war ganz besonders; aber mir nicht neu und nicht unerwartet. Ich habe mit gutem Appetit gegessen. Ein Umstand, der in einem Tagebuche aufgezeichnet zu werden eben nicht verdient, der aber damals sehr merkwürdig war, weil ich die ganze Mahlzeit über von nichts, als von meiner ausgestandenen Krankheit, von dem dadurch noch jetzt geschwächten Körper, und dem ganz verlorenen Appetit redete, und zu großer Erbauung der aufmerksamen Gesellschaft, erst bei der vierten Schüssel den verlornen Appetit und meine gänzliche Entkräftung empfand. Ich merkte meinen Fehler zu spät, und gab mir Mühe zu husten, mit kurzem abgestoßenem Odem zu reden, ein wenig zu erblassen, ich rieb die Stirne, und that auf meinem Stuhle ziemlich unruhig; aber Alles vergebens. Hatte man die Gefälligkeit gehabt, zwei Stunden lang nicht zu merken, daß ich

so gesund und bei vortrefflichem Appetit war; so war man auch nunmehr so grausam, nicht zu merken, daß ich alle mögliche Anstalt machte, auf eine anständige und bequeme Art in Ohnmacht zu fallen. Ich blieb also für dasmal gesund, da es die Mühe nicht verlohnte, krank zu werden. Der Nachmittag ward theils mit Spazierengehen, so viel es die rauhe Witterung erlauben wollte, theils mit der nöthigen Einrichtung in meinem Zimmer, theils mit Quadrille zugebracht. Wir speisten, und ich ging zu Bette, wo ich bald darauf sehr sanft einschlief, als ich einmal gebetet, und zweimal nach Dresden gedacht hatte.

Sehen Sie, meine liebe Freundin, das ist die erste Probe von dem versprochenen Tagebuch. Was soll daraus werden, wenn ich von jedem Tage so viel schmieren will? Sein Sie ruhig, es wird nicht geschehen. Wir leben hier so ordentlich und einförmig, daß der erste Tag in der Woche den übrigen sechsen ziemlich ähnlich ist. Ich fürchte sogar, daß es mir manche Tage an Stoff mangeln wird. Um nun diese nicht leer zu lassen, werde ich Ihnen kurze Beschreibungen von unsern Gegenden machen, von meinem Zimmer, von einigen Freunden, die in unsere Gesellschaft kommen, reden; ich werde Ihnen kleine Anmerkungen über Stellen mittheilen, die ich den Tag über gelesen habe; und damit dieses Tagebuch auch für mich angenehm und interessant werde, so will ich sehr oft von Ihnen reden.

Den 24sten Mai.

Wie vergnügt war der heutige Vormittag! Von neun bis eilf Uhr habe ich nach Dresden geschrieben, und meiner guten Freundin gesagt, wie hoch ich sie schätze, ohne mich mit der ängstlichen Untersuchung zu plagen, ob ihr diese Versicherung etwas mehr als gleichgültig sein dürfte. Ich habe für Sie und die Ihrigen ziemliche Bitterkeiten mit eingestreut; aber sie haben es Alle um mich verdient, und sie müssen es auch einmal empfinden, daß ihr Freund ein Satirenschreiber ist.

Mittags kam die Baronesse von G** mit ihrer Gouvernantin, der Hofrath von H** und der Hofrath Kl**, die beiden Vormünder, nebst des letztern Frau an. Die Mahlzeit war lebhaft und freundschaftlich, wie immer die Mahlzeiten eines Wirthes sind, der mehr für das Vergnügen seiner Gäste, als für seinen Stolz zu essen gibt, und lieber seine Gäste aufgeheitert, als sich bewundert sehen will.

Es war ganz natürlich, daß ich mich dabei sehr aufgeräumt befand. Den Hofrath von H** habe ich schon einmal in einer Gesellschaft kennen lernen, und aus einer kurzen Unterredung mit großem Vergnügen gefunden, daß er weit mehr leistet, als sein Aeußeres verspricht. Den Hofrath Kl** sah ich zum erstenmal. Eine lange Reihe von wichtigen und einträglichen Geschäften haben ihm eine gewisse Erfahrung und Dreistigkeit zuwege gebracht, die seinen Umgang angenehm und lehrreich machen. Sehen Sie, meine Freundin, wie unparteiisch ich bin, den Verdiensten eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welcher sich um mich sehr

wenig verdient gemacht hat, da er meiner Aufmerksamkeit zwei Mädchen entrissen, die in meinem Hause wohnten, und davon die eine, wie Sie wissen, nicht unangenehm und reich, und die andere, wie ich es noch besser weiß, als Sie es wissen, jung, gut gebildet, noch reicher, und also doppelt tugendhaft und liebenswürdig war. Von seiner Frau kann ich nichts sagen. Was sie spricht, und was sie thut, ist angenehm. Aber ich wage es nicht, ein Urtheil über ein Frauenzimmer zu fällen, das ich nur wenige Stunden gesehen habe, da ich mir noch jetzt nicht getraue, zu behaupten, daß ich ein gewisses Frauenzimmer vollkommen kenne, mit der ich seit vier Jahren fast täglich umgegangen bin.

Die Gouvernante der jungen Baronesse scheint ihre Pflicht vollkommen zu verstehen. Sie ist gegen sie zu gleicher Zeit gefällig und ernsthaft, sie verliert selbige nicht einen Augenblick aus den Augen, ungeachtet sie solches bei dieser so gesitteten Baronesse vielleicht weniger nöthig hätte. Nur das finde ich zu grausam, daß sie das arme Kind mitten in seinem besten Appetit durch ihre tyrannische Fürsorge quält, und immer das Gericht, das ihm am besten schmeckt, eben für das ungesundeste hält, gleich als ob ihm ein Stückchen roher Schinken den Magen verderben würde, da es aus einer Familie ist, wo der Großvater der Wittwen Häuser verdauen konnte. Und doch erträgt die junge Baronesse diese hofmeisterische Strenge mit einer so folgsamen Geduld, die der große Gouverneur in Baratavia, Sancho Pansa, dicken Andenkens nicht hatte, als ihm der menschenfeindliche Arzt

eine jede Schüssel, die ihm am besten zu schmecken schien, am geschwindesten von der Tafel wegtragen ließ. Nur ein Wort noch von der jungen Baronesse! Ich bin mit ihr außerordentlich zufrieden. Sie hat eine gesittete Lebhaftigkeit. Sie schien es nicht zu wissen, daß sie in der Gesellschaft die Vornehmste sei; sie war behutsam, ohne schüchtern zu sein; sie sprach viel, ohne zu plaudern; sie wagte dann und wann einen witzigen Gedanken, und ward freudig, wenn sie den Beifall in den Augen ihres Onkels und ihrer Gouvernante las. Ich habe sie auf der Promenade beinah zwei Stunden am Arme gehabt, und von hundert Materien, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehsterben, von den schönen Wissenschaften und ihrem Hunde gesprochen. Ihre Fragen und ihre Antworten waren unverbesserlich. Durch ihre Fragen hat sie mich verschiedenemal in eine ziemliche Verlegenheit gesetzt, und auf meine Fragen immer geschwind und richtig geantwortet. Als ich einen alten Schooshund vom Hause, wegen seiner schmutzigen Lebensart, seines mürrischen Wesens, und seines neidischen Knurrens über seine Mithunde, welche aufgeräumter sind, als er, und also mehr geliebt und besser gefüttert werden, als er, als ich diesen unerträglichen Hund einen Philosophen nannte; so machte mir die junge Baronesse über diesen Mißbrauch des Witzes die artigsten Vorwürfe, vertheidigte mit einer sehr satirischen Art alle Philosophen, und wünschte sich endlich im Ernst einen Mann zu kennen, der dasjenige wäre, was die Alten unter einem wahren Philosophen verstanden haben.

Noch Eins von unserer Baronesse. Bei einer gewissen Gelegenheit warf ich die Frage auf: woher es wohl komme, daß man in jüngern und gesunden Jahren gemeiniglich sehr gelassen von der Nothwendigkeit des Todes rede, im Alter aber, bei entkräftetem Körper, und bei der größten Ungemächlichkeit, doch diese Meinung ändere, und mit Schrecken an den Tod denke. Sie war mit ihrer Antwort geschwind fertig, und behauptete gar weitläuftig, es komme daher, daß man in jüngern Jahren um deßwillen so gelassen vom Tode rede, weil man Ursache habe, zu hoffen, daß er noch weit entfernt sei; im Alter aber die stündliche Besorgniß zu sterben die Menschlichkeit unruhig mache; bei Vielen verbittere der Geiz und das Mißvergnügen, Andern ihr Vermögen zu überlassen, diese Trennung; bei noch Andern aber mache der Vorwurf, übel gelebt zu haben, und dahin zu fahren, ohne bedauert oder vermißt zu werden, den Tod schrecklich.

Was halten Sie davon, meine gute Freundin? Finden Sie nicht diese Urtheile artig und zum Theil gegründet? Wie viel verspricht die junge Baronesse für ihre künftigen Jahre, da sie schon im eilften Jahre alle Erwartung übertrifft! Das sind die glücklichen Folgen der Erziehung eines vernünftigen Onkels, der zugleich ihr Herz bildet, ohne ihr Aeußeres zu verabsäumen. Wolte doch der Himmel, daß ihr der Hof spät, so spät als möglich, den Fehler verzeihe, daß sie nicht Ahnen genug hat! Ihr erster Schritt an den Hof wird uns lehren, ob ihr Verstand, ihr gutes Herz, ihr feiner Geschmack, wirklich Verstand, gutes Herz

und Geschmack sind, oder ob alles dieses nur eine gelernte Rolle ist.

Den 25sten Mai.

Der heutige Tag ist einer von denen, die ich Ihnen gleichförmige Tage genannt habe, und die ich sehr hochschätze, da sie mir auf dem Lande und in einem Hause, wie das Haus meines Wirthes ist, eine stille Zufriedenheit geben, die ich mitten in dem Lärmen oft vermißte. Wie oft bedaure ich bei dem Genusse einer so sanften Gemüthsruhe die ängstlichen Bemühungen der Hofleute, welche fünfzig Jahre lang unter beschwerlichem Zwange, unter nagender Unruhe, unter dem lärmenden Gewühl glänzender Thoren, die elendesten Sklaven und sehr oft Betrüger sind, damit sie in ihrem sechzigsten Jahre bei einer dürftigen Pension verhungern. Verstünden diese Elenden ihr Glück, sie würden, sobald sie nur könnten, aufs Land flüchten, bei einer mäßigen Kost gesund leben, einen Freund suchen, und unbemerkt, aber desto glücklicher sterben. Doch ich wünsche nicht, daß viele von ihnen auf diesen vernünftigen Einfall kommen mögen, weil ein großer Theil der Glückseligkeit auf dem Lande darin besteht, daß diese Thoren in der Stadt eingesperrt sind.

Vergeben Sie mir diese Abschweifung! Aber werde ich mich hüten, mehr Abschweifungen dieser Art einzustreuen? Fast befürchte ich, daß ich mich nicht hüten werde. Denn Sie wissen wohl, wie oft Sie mir vergeben müssen, ohne daß ich die geringste Anstalt mache, mich zu bessern.

Ich will Ihnen eine kurze Beschreibung eines solchen einförmigen Tages, wie der heutige gewesen ist, machen, und mit Ihrer Erlaubniß, auch den kleinsten Umstand nicht übergehen. Dadurch werde ich den Vortheil gewinnen, daß ich künftig, so oft ein solcher Tag wieder kommt, nichts weiter thun darf, als mich auf den 25. Mai beziehen.

Früh um sechs Uhr wird es bei mir Tag; mit dem Schlage kommt mein Bedienter vor das Bett: denn da ich so glücklich bin, nur Einen Bedienten zu haben, so geschieht Alles, was ich verlange, auf den Punkt. Er holt von mir Ordre, was ich trinken und zum Frühstück essen will. Ich dehne mich ein paarmal vornehm aus, und erwarte ganz despotisch Kaffee und Butterschnitten mit aufgestreuter Raute. Er geht, und ich strecke mich noch einmal auf meinem Bette aus, welches so weich und bequem ist, daß es sogar für einen Domherrn weich und bequem genug sein würde. In dieser hochwürdig-faulen Stellung erwarte ich mein Frühstück, denke zuerst an Sie, meine Freundin, um meinen Tag mit der angenehmsten Beschäftigung anzufangen, theile die sechzehn langen Stunden ein, die ich vor mir habe, müßig zu gehen, werfe den Schlafpelz über, und strecke mich in einen großen Lehnstuhl, der sehr gemächlich, aber wenigstens dreißig Jahre älter ist, als ich. Der Kaffee kommt, ein Kaffee, den der Mufti nicht besser trinkt, und Rahm dazu, der werth wäre, von Ihnen getrunken zu werden. Bis neun Uhr bringe ich mit dieser nahrhaften Berufsarbeit zu, und wenn ich den Abend vorher mit meinem Tagebuch nicht fertig werden können, so hole ich das Ermangelnde nach. Von neun

bis eilf Uhr beschäftige ich mich meistentheils mit Ausarbeitung solcher Sachen, die auf meinen Beruf Einfluß haben, und die mich oft zu einem patriotischen Don Quixote machen. Ich untersuche die Fehler unserer zerrütteten Landesverfassung, thue sehr gründliche Vorschläge von Verbesserung des Steuerwesens, und so oft ich eine solche Abhandlung zu Papier gebracht habe, so oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf schäme ich mich meines patriotischen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieses hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxysmus zu verfallen, von Neuem zu reformiren, und mich von neuem zu schämen.

Seit den Abenteuern des Ritters von Mancha ist wohl keine tollere und gefährlichere Krankheit gefunden worden, als die Vaterlandsliebe. Und wie jenem die Ritterbücher seiner Zeit den Kopf verwirrt machten, so will ich durch meine Erfahrung jeden Menschen wohlmeinend warnen, Cato's Lettres und Gordens Tacitus nicht zu lesen, oder wenn er ja verwegen genug ist, darin zu lesen, sogleich zum Niederschlagen der aufwallenden patriotischen Hitze, eine Seite vom Staatskalender auswendig zu lernen. Verzeihen Sie mir es wohl, meine gute Freundin, daß ich so ein Steuerpedant bin, Sie mit Sachen zu unterhalten, welche kaum der Erbmarschall anzuhören genug Geduld haben würde? Aber Sie verzeihen mir es gewiß, ich kenne Sie zu gut, und bei dem glücklichen Vorsatz, den

Sie haben, Ihre Kenntnisse in allen Sachen zu erweitern, muß es Ihnen einerlei sein, ob Sie ein Buch aus dem Homer, oder einen Meßkatalog lesen. Und mich dünkt, diese beide Sachen sind die äußersten Gränzen des menschlichen Witzes und Verstandes.

Gegen eilf Uhr kommt mein gefälliger Wirth zu mir, fragt, wie ich geschlafen habe, und nimmt mich zu einem Spaziergang mit, welcher bis um zwölf Uhr währt.

Das muß ich hier noch anmerken, daß um eilf Uhr die Woche ein paarmal Betstunde ist, die wir nicht versäumen. Künftigen Sonntag werde ich Gelegenheit haben, Ihnen von unserer Andacht mehr zu sagen.

Von zwölf bis zwei Uhr essen wir. Mit dem Vergnügen und der Gemüthsruhe, mit welcher ich hier esse, mit der esse ich in Dresden nur selten, und allenfalls nur dann, wenn ich neben Ihnen am Tische sitze.

Wir haben, außer dem Nachtisch, ordentlich vier Gerichte, die gut gewählt, eben so gut zugerichtet und gesund sind; einen vortrefflichen Wein, und Alles reichlich, ohne verschwenderischen Ueberfluß.

Nach zwei Uhr gehen wir in den Garten, und verdauen mit eben dem Vergnügen, mit dem wir gegessen haben. Göttliche Spaziergänge sind in diesem Garten und in der ganzen Gegend. Ich hebe Ihnen die Beschreibung davon auf, bis zu einem andern Tage.

Um drei Uhr begibt sich ein Jeder in sein Zimmer, schläft, liest, schreibt, thut was er will. Gemeiniglich lese ich alsdann, und was ich lese, sollen Sie auch in diesem Tagebuch erfahren.

Von fünf bis neun Uhr wird entweder gespielt (denn ich spiele jetzt fast täglich Quadrille um einen Preis, der die Polizeiordnung gewiß nicht übersteigt), oder man fährt, oder man reitet, oder man geht spazieren.

Gegen neun Uhr wird eine kleine Mahlzeit gegessen.

Von neun bis zehn Uhr sitze ich neben dem Wirth auf dem Sopha, rauche, wenn ich Lust habe, mit ihm Tabak, unterrede mich mit ihm von wirthschaftlichen, von witzigen, von gelehrten, von politischen und andern Sachen, und je mehr ich mit ihm davon spreche, desto mehr sehe ich, wie viel mir noch in allen diesen fehlt.

Um zehn Uhr wird ohne großes Geräusch gute Nacht genommen. Ich setze mich in mein Zimmer, schreibe an meinem Tagebuch, stelle mir vor, daß Sie neben mir sitzen, und daß ich alles das, was ich schreibe, Ihnen mündlich sage. Je lebhafter diese Vorstellung ist, desto angenehmer und erquickender ist mein Schlaf, welcher bis früh um sechs Uhr und gemeiniglich ununterbrochen dauert, und wenn ich endlich aufwache, so geschieht es immer zu meiner großen Unzufriedenheit, weil mir immer träumt, daß ich bei Ihnen sei, mit Ihnen in einem Buche lese, Sie auf dem Flügel spielen höre, oder mich mit Ihnen zanke.

So ist ungefähr mein täglicher Lebenslauf. Wie gefällt er Ihnen? Bin ich nicht glücklich?

Am 26sten Mai.

Das Wetter ist heute Vormittags leidlich, nach Tische aber höchst unangenehm gewesen, und wir

haben uns um deßwillen eines Vergnügens bege-
ben müssen, das wir uns bei einer Spazierfahrt
vorgenommen hatten. Seit ich hier bin, haben
wir noch keine recht angenehme Stunde gehabt,
nichts als kalten Wind und untermischten Regen.
Ich wette darauf, Sie haben auf dieser Seite
schon dreimal über mich und meine Predigt vom
Wetter gespottet. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie
haben sehr unrecht gethan. Denn auf der See
und auf dem platten Lande kann man immer von
Wind und Wetter reden, ohne den Vorwurf zu
verdienen, den man Stadtgesellschaften dabei macht.
Da ich hieher gereist bin, um durch öftere Be-
wegung meiner Gesundheit aufzuhelfen, so habe
ich wohl ein Recht, auf Wind und Wetter zu
schmälen, welche mir bei meiner wichtigsten Ab-
sicht so hinderlich sind. Und also hatten Sie nicht
die geringste Ursache, über mich zu spotten. W.
Z. E. W.

In der Beschreibung vom gestrigen Tage habe
ich noch einen Hauptumstand vergessen, den ich
heute nachholen will. Nach meiner Ausrechnung
mußten die Briefe, die ich den 24sten nach Dres-
den schrieb, gestern halb ein Uhr in Ihrem Hause
sein. Um eben diese Zeit trat ich in Ihre Stube,
fand meine gute Freundin ziemlich gleichgültig am
Fenster bei der Kommode sitzen, und sobald der
Brief abgegeben ward, riefen Sie: »Was? schon
»ein Brief von Herr Rabener?« Hannchen, die
eben ins Zimmer trat, ward blaß, flog Friederiken
in die Arme und rief ganz ängstlich: »Gewiß ge-
»nug hat er auch an mich geschrieben. Da siehst
»du nun, daran ist kein Mensch schuld, als du.

»Antworten thue ich gewiß nicht, darauf kann er »sich verlassen!« Friederike schweigt, und Hannchen »hängt das Maul. Inzwischen kommt Herr B*. Er öffnet den Brief. »Ach! wahrlich auch an die »Gretel ein Brief, und auch an Hannchen! Wo »ist sie denn?« Die arme Kleine muß herbei. Sie kommt wie ein zitterndes Kind, dem die Ruthe droht. Sie will den Brief nicht öffnen; »da, lies »du ihn, Lorchen!« Der Brief wird geöffnet, und sie verwandelt bei jeder Zeile die Farbe. Die Gretel liest ihren Brief frisch weg, fragt, wenn sie antworten solle, und sagt der Mama das aufgetragene Kompliment, welche lächelt, weil es ihr die Gretel sagt. Sie, mein liebes Lorchen, treten ans Fenster, lesen meinen Brief, sind eben nicht unzufrieden darüber, fangen bei der einen Stelle wirklich schon an, ein wenig zu lächeln; fassen sich aber sogleich, indem Sie sich besinnen, daß Sie Lorchen sind, und daß der Brief nur von Ihrem Freunde Rabener ist. Sie stecken den Brief nachlässig in die Tasche; Herr B* verlangt ihn zu lesen. — »O ja, Sie können ihn lesen; »es steht gar nichts Besonderes darin.« Er fragt, wenn Sie antworten werden? »Ach, lieber Gott!« ist Ihre Antwort, »fragen Sie mich nur nicht so »viel auf einmal. Heute kommt der Klaviermei»ster, morgen habe ich Kopfschmerzen, übermorgen »die Kolik, und alsdann . . . Mit einem Wort, »ich will schon antworten.« Sie eilen mit der Ihnen eigenen Miene davon, setzen sich zu Tisch, und essen vermuthlich nicht. Denn was Sie da weiter gethan haben, weiß ich nicht, weil ich in dem Augenblicke, als Sie die mir immer so ge-

fährliche Miene machten, von Ihrem Saale weg und nach S** zurück eilte, wo ich fand, daß ich an der Tafel mitten in der Gesellschaft saß, und etliche Minuten sehr tiefsinnig, bald heiter, bald mürrisch, und in dem letzten Augenblicke besonders so verdrüßlich und erschrocken ausgesehen hatte, daß die Gesellschaft schon anfing, sich meiner Gesundheit wegen Sorge zu machen, und die Wirthin mir eben an den Puls fühlte, da ich von meiner Zerstreuung zu mir selbst kam. Solche Zerrüttung kann eine einzige Miene von Ihnen anrichten, wenn ich auch sechs Meilen entfernt bin. Bedenken Sie nun die traurigen Folgen, die eine solche verwünschte Miene anrichtet, wenn ich neben Ihnen stehe. Ich muß hier aufhören; denn indem ich von dieser unglücklichen Miene rede, merke ich, daß ich eben so unruhig und ängstlich werde, wie ein Kind, wenn man bei langen Winterabenden in einer Stube ohne Licht das Mährchen von Mum Mum erzählt.

Um des Himmels willen, mein liebes Lorchen, daß ich bei meiner Rückkunft diese menschenfeindliche Miene ja nicht wieder finde, oder ich flüchte über Hals und Kopf wieder aufs Land.

Am 27sten Mai.

Ich habe Ihnen versprochen, eine Nachricht von unserm Gottesdienste zu geben. Hier ist sie. Eigentlich ist das hiesige Rittergut in ein Dorf, eine Stunde weit entlegen, eingepfarrt. Weil aber in dortiger Gegend die Viehseuche heftig wüthet,

so ist aus einer sehr vernünftigen Fürsorge die Anstalt getroffen worden, daß die Gemeine den Gottesdienst hier im Dorfe abwartet, wo eine alte und kleine Kapelle ist. Wer einen Begriff von dem Gottesdienste der ersten Christen hat, die in Höhlen zusammen kamen, den wird diese Kapelle nicht befremden. Stellen Sie sich ein Zimmer vor, etwa dreißig Ellen lang, und halb so breit, das mit dicken schmutzigen Mauern eingefaßt ist, und das Licht durch ein paar kleine Fenster empfängt. Auf diesen Mauern ruht eine hochgewölbte Decke von braun angestrichenen Bretern, welche dem Gebäude ziemlichermaßen das Ansehen eines Kobers gibt. In der Kirche selbst finden Sie die Anstalten zu allen kirchlichen Gebräuchen, und einen Altar, der noch diesen Sommer prächtiger ausgeputzt werden soll, jetzt aber sich nur in einem leichten Negligee von grünem Taffet zeigt,

> and Pulpit, Drum Ecclesiastick
> is beat with Fist instead of a Stick;

welches aber nur vom Advent bis Fasten geschieht. Auf einer sogenannten Emporkirche steht ein Positiv, welches von Silbermann ist. Der Bader hiesigen Orts spielt darauf, und macht der christlichen Gemeine viel Ehre. Eine Stunde vorher barbierte er mich, und trat mir ziemlich derb im Gesicht herum; Sie können also wohl glauben, daß er das Positiv nicht schont. Da er ein so wichtiges Glied der Kirche ist, so hat er ein Recht, mit einer sehr erbaulichen Ernsthaftigkeit auf seiner Bank zu sitzen; ich wünschte nur, daß er sich

weniger schaukelte, denn er wackelt beständig hin und wieder, nicht anders, als ein türkischer Junge, der die Sprüche aus dem Alkoran lernt.

Die zweite Stütze der hiesigen Kirche ist ein Mensch mit ziemlich ordentlich ausgekämmten Haaren und einer ehrwürdigtrotzigen Miene. Die Bauern, die ihm nicht gut sind, nennen ihn den Kinderlehrer; er aber nennt sich den Katecheten, und ein paar junge Bauerweiber nennen ihn auch so, weil sie ihm nicht so gram sind, wie ihre Männer. Dieser Mensch muß in der Kirche lesen, und die Lieder anfangen. Das Erstere verrichtet er ziemlich gut, und das Letzte, so gut er kann. Sein Intoniren ist erzketzerisch. Weil er nicht singen will, wie der gemeine Bauerpöbel im Dorfe, so singt er so gräßlich, daß Menschen und Vieh zittern möchten. Stellen Sie sich ein Maul vor, das eben nicht das kleinste in hiesigem Dorfe ist; dieses Maul preßt er in den linken Winkel zusammen, und den rechten sperrt er so weit auf, daß man ihm bis in den tiefsten Abgrund des Magens sehen kann. Sodann preßt er mit verwendetem Halse den andächtigen Wind hervor, mit welchem er Gott loben und seinen Nächsten erbauen will, und intonirt oder miaut vielmehr, wie ein zärtlicher Kater, ganz unvernehmliche Töne; und wie er singt, so betet er auch. Alle seine Vater Unser kaut er, und bei Menschen würde diese Kreatur schwerlich Erhörung finden.

Ich hatte versprochen, Ihnen eine Nachricht von unserm Gottesdienst zu geben, und ich sehe, daß ich Ihnen von nichts erzählt habe, als von dem Bader und von dem Kinderlehrer. Ich will Ih=

nen auch weiter nichts sagen, als daß der Probst Reinbeck predigte, und doppelt erbaulich und angenehm gewesen sein würde, wenn er nicht durch den frommen Rachen des Katecheten hätte predigen müssen.

Unter dem Gottesdienste kam das Fräulein von W** mit ihrer feisten Gouvernante. Wir haben heute, da ohnedem das Wetter angenehmer war, als bisher, uns sehr wohl vergnügt, und Anstalt gemacht, uns morgen und übermorgen noch besser zu vergnügen. O! wären Sie doch bei uns, meine gute Freundin! Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie gleich! Aber das werden Sie nicht wagen. Ihr böses Gewissen wird Sie zurückhalten. Sie würden das jüngste Fräulein nicht ansehen können, ohne mit zerknirschtem Herzen an die Bosheit zu denken, die Sie mir erwiesen haben. Himmel, was für eine unerschöpfliche Quelle von Heuchlei, dreister Verwegenheit und schalkhaften Muthwillens! Und das Alles mit einer so gelassenen, frommen und ehrlichen Miene, beinah so gelassen, fromm und ehrlich, als die meinige ist! Sind Sie nicht ein gefährliches Mädchen? Immer entdecke ich neue Fehler an Ihnen; aber zum Unglück sind mir sogar Ihre Fehler liebenswürdig.

Heute habe ich genug geplaudert; ich werde schläfrig. Morgen wird für mich ein vergnügter Tag sein, einer von den vergnügtesten, die ich in S** erleben kann. Wie freue ich mich darauf! Wie lang wird mir die Nacht werden! O! wäre er schon da, dieser vergnügte Tag! Habe ich nicht Ursache, ungeduldig zu sein; denn morgen früh gegen sieben Uhr bekomme ich von Ihnen Briefe. Gute Nacht!

Den 28sten Mai.

Noch vor sechs Uhr stand ich auf, und jagte meinen Bedienten aus dem Bett. »Lauft, geschwind »lauft hinunter und fragt: ob Briefe mit der Post »angekommen sind?« Er ging mir viel zu sachte, ob er schon ziemlich eilte. »Trödelt aus!« rief ich ihm nach, ging in meinem Zimmer mit geschwinden Schritten auf und ab, und erwartete mit unruhigem Vergnügen einen Brief von meiner Freundin. Was wird sie schreiben, die gute Freundin? Vermuthlich einen langen Brief, denn sie weiß, daß mir auch ihre längsten Briefe zu kurz sind. Sie wird sich rächen, und mir Vorwürfe machen, die eben so bitter sind, als die meinigen; denn ob sie schon, außer ihrem Brief an die Babet, keine Satiren geschrieben hat, so ist sie doch eben so satirisch, als ein Autor von Profession. Viel Neues wird sie mir schreiben von Hofe und von sich; und das Letzte wird für mich das Wichtigste sein. . . . Krank? — das wolle der Himmel nicht! Nein, sie wird recht gesund sein; denn ich habe es ihr von ganzem Herzen gewünscht, da ich abreiste. Ich will viel wetten, ihr Brief wird freundschaftlicher und weit gefälliger sein, als ihre Unterredungen meistentheils sind. . . . Aber wo bleibt mein Bedienter? Das ist ein unerträglich langsamer Mensch! — O! wenn sie mir schriebe, daß sie meine Rückkunft wünschte, wie schmeichelhaft würde mir dieses Kompliment sein! Es ist nur ein Kompliment, ich weiß es; aber doch würde ich stolz darauf sein, weil mir es die Lorchen macht. Ich guter Narr! — Babet läßt mich gewiß auch grüßen; tausendmal will ich sie wieder grüßen las=

sen, die vortreffliche Freundin meines Lorchens. Aber warum nicht auch meine Freundin? das lasse ich mir durchaus nicht nehmen. . . . Aber wo bleibt mein Bedienter? Er wird eben so ein fauler Esel — O! da kommt er, mit einem großen Pack Briefen! »Nun, mein lieber guter Johann, »seid ihr schon wieder da? Gebt her! Steuersachen? wie kommt das auf den Brief? Gewiß genug sind sie mit eingeschlagen. — Ein Brief; — wieder ein Brief; — ein Bericht, — o! der hätte warten können. . . . Da finde ich keinen Brief von meiner Freundin; vielleicht steckt er hierin? — Nichts, überall nichts! — Das kann ich doch nicht begreifen. — Noch ein Supplikat von einem bedrückten Bauer — Der Bärenhäuter hat gewiß Unrecht. — Das kann ich doch nicht begreifen! . . . »Befehlen Sie Thee, oder Kaffee?« — »Was Ihr »wollt.« »Befehlen Sie Milch? — »Wie Ihr «wollt.« »Bringe ich Brodschnitte mit?« — »Ins »Henkersnamen, wie Ihr wollt! Habt ihr bald ge»nug gefragt?« . . . Das kann ich doch nicht begreifen! — Am Freitag zu Mittag — ja, da müssen sie die Briefe bekommen haben. — Der Nachmittag — der ganze Sonnabend, — gesetzt auch, daß der Musiklehrer gekommen wäre. In der Zeit kann man doch wohl ein Briefchen schreiben. — Und wenn ich gleich glaubte, sie wäre . . . o nein! sie war ja gesund, da ich wegreiste. —Ich habe sie so sehr, so sehr gebeten — und sie versprach mirs auch. — Das kann ich doch nicht begreifen! . . . »Was für elenden Kaffee habt Ihr »mir gebracht? Nehmt ihn weg. — Nun, was «sieht mich der Narr an? Den Kaffee sollt Ihr

»wegnehmen! Ich will Euch schon rufen, wenn ich »Euch brauche.« — Es ist warm heute, unerträglich warm heute. . . . Nein, mein gnädiges Fräulein, unmöglich kann ich heute Vormittags spazieren gehen — vielleicht komme ich nach. . . . Nein, ich bitte unterthänig, warten Sie auf mich nicht, ich komme gewiß nach. — Wie gesagt, ich kann unmöglich — Kopfschmerzen habe ich — ja, es kann wohl sein, daß ich mich gestern erkältet habe. — Ich komme gewiß nach — aber ich sage Ihnen, es ist mir nicht wohl . . . O! martern Sie mich nicht mit ihrer Gnade! Gut, ich bin verdrüßlich; es sei drum, wenn Sie das lieber glauben wollen — warten Sie nur nicht auf mich! — Nun, wenn Sie es schlechterdings wissen wollen; ich habe Briefe aus Dresden bekommen, die mir den Kopf wirbelnd gemacht haben. — »Von der Mademoiselle »D**?« Wie kommen Sie auf die? So gute Freunde sind wir eben nicht. Sie hat mehr zu thun, und ich . . . ja, ein paar Briefe etwa, und das ist schon sehr lange. — Schreiben thut sie zwar sehr gut, das muß ich Ihnen sagen, vortrefflich, und schreibt oft; aber an mich nicht. . . . Nein, mit Ihrer Erlaubniß, da fragen Sie mich zu viel. . . . Kommen Sie, wir wollen spazieren gehen! . . . Was für eine traurige Promenade war das! Ich bin grausam müde, — und wenn es nur ein kleines Briefchen, nur ein paar Zeilen, nur ein Wort gewesen wäre; sie weiß doch, wie sehr ich mich auf ihre Briefe freue! Ja, wenn es ihr etwa sauer würde — Das kann ich doch nicht begreifen! Nun, mein Entschluß ist gefaßt. Nein, dasmal ist er gewiß gefaßt . . . Schon zur Tafel?

Was für eine traurige, einförmige, langweilige Mahlzeit! Nicht ein Bissen gut gekocht! Und der Wein? . . . pfuh! ich weiß gar nicht, wie die Gesellschaft so aufgeräumt und lustig sein kann! Ich dächte, die jetzigen Zeiten wären nicht darnach. — Es muß doch eine grausame Ueberwindung kosten, an einen guten Freund — zu schreiben, und der Sekretär B* . . . Nun, mags doch! Mein Entschluß ist gefaßt, das soll wahr sein — »Wenn Jemand nach mir fragt, Johann, ich schlafe — bis um fünf Uhr wenigstens.« — Der Teufel mag in dem Lärmen schlafen — Alles geht mir heute der Quere — Es soll mich doch verlangen, was für eine Entschuldigung sie vorbringen wird. O! fehlen wird es daran nicht; aber — Nu, nu . . . Nein, nimmermehr nicht — mags doch! — Schön sind ihre Briefe, es ist wahr, vortrefflich sind sie, und lesen sich so angenehm, so . . . Nun, es sei drum! Wie müßte ich thun . . . »Was gibt es »denn schon wieder? Mit eurer verfluchten Qua»drille! Sagt, ich käme gleich —« Dem Himmel sei Dank! das war auch überstanden. — Noch eine saure Stunde bei der Tafel — Gut, auch diese war vorbei! Nun zu Bette! werde ich auch schlafen können? — Wie unglücklich bin ich mit meiner Freundschaft! Immer muß ich . . . Auf eine Viertelstunde, auf eine kleine Viertelstunde, wäre es nur angekommen — zu so einem Briefchen, — und sie hat mirs ausdrücklich versprochen — Es ist gut, an die Babet . . . aber an die Babet ist allemal Posttag! — »Johann zieht mich »aus! löscht das Licht aus!« — Einmal für allemal, das kann ich doch nicht begreifen!

———

Den 29sten Mai.

Freilich konnte ich es gestern nicht begreifen, und ich legte mich mit feindschaftlichem und rachsüchtigem Herzen zu Bette. Mein Entschluß war gefaßt, und vielleicht im ganzen Ernste gefaßt; aber wie wenig kannte ich mich! Ich hätte mich besinnen sollen, daß es, auch bei den größten Beleidigungen, mir niemals möglich gewesen ist, länger als vier und zwanzig Stunden mit Ihnen zu schmollen; und daß also bei dieser kleinen Nachlässigkeit im Schreiben, meine grimmige Wuth kaum sechs Stunden widerhalten würde. Und in der That dauert sie kaum so lange. Denn heute früh um fünf Uhr wachte ich auf (es war schon ein gutes Zeichen, daß mich die freundschaftliche Verzweiflung beinah sechs Stunden so sanft und ruhig hatte schlafen lassen); sobald ich erwachte, fiel mir mein gestriger Zank mit Ihnen ein. Ich stellte mir Sie mit meinem Tagebuch in der Hand vor. Sie hatten Ihre natürliche trotzige Miene, welche meine Uebereilung zu verdammen schien; und mitten in diesem Trotz glaubte ich einen gewissen freundschaftlichen Blick wahrzunehmen, welcher meinen ganzen Zorn entwaffnete. Ich gab mir Mühe, Entschuldigungen für Sie auszufinden; ich glaubte dergleichen zu finden; aber ich gab mir auch eben so viele Mühe, nicht zu untersuchen, ob sie gegründet wären, weil ich schlechterdings verlangte, daß Sie Recht behalten sollten. Sehen Sie, meine gute Freundin, so gefällig ist Ihr Rabener; so gut meint er es mit Ihnen; so viel Mühe gibt er sich in wichtigen und gleichgültigen Sachen, durch eine beständige Achtung und sorgfältige Aufmerk=

samkeit auf alles das, was Ihnen angenehm sein kann, Sie zu überzeugen, daß er Ihr wahrer, und obschon nicht der erste, doch der Ordnung nach wenigstens der zweite Ihrer guten Freunde ist. . . . .

Voll von Freundschaft und Vergnügen war ich bis hieher gekommen, als ich von der Post drei angenehme Briefe aus Ihrem Hause vom 28sten Mai erhielt, von Ihnen aber nicht eine Zeile, auch die geringste Spur nicht fand, daß Sie in Willens gehabt hätten, an mich zu schreiben, oder, daß es Ihnen eingefallen wäre, wegen dieser unterlassenen Antwort meine Freundschaft beruhigen zu lassen. Diese Gleichgültigkeit ist mir unerwartet. Vielleicht bringt die morgende Post, was ich so sehr wünsche. Und geschieht es auch alsdann nicht, . . . ich wage es nicht, mich zu erklären; aber ich wage es noch weniger, mein Tagebuch fortzusetzen. Denn da es scheint, daß Ihnen der kleine Brief vom 24sten Mai sehr gleichgültig gewesen, so muß ich befürchten, daß Ihnen dieser Traktat, welcher aus sieben langweiligen Briefen besteht, gar ekelhaft werden möchte.

— —

Meine liebe Charitas,

Unser Briefwechsel ist mir viel zu angenehm gewesen, als daß ich nicht auf ein Mittel hätte denken sollen, Ihnen eine Gelegenheit zu verschaffen, wie Sie desselben sich fleißig erinnern, die nützlichen und guten Gedanken, die man Ihnen in die Feder gelegt, täglich vor Augen haben, und meine freundschaftlichen Lehren und Warnungen sich immer bekannter machen können. Ich habe geglaubt, daß dieses am füglichsten geschehen möchte, wenn ich alle Briefe, wie sie von Zeit zu Zeit von uns und den beiden verkappten Barbern geschrieben worden, zusammenbringen ließ. In diesem Bändchen sind sie alle beisammen. Ich werde wegen dieser Aufmerksamkeit für Ihr Bestes mehr

Zu besserm Verständnisse dieser Briefe diene folgende kleine Anekdote. Der selige Rabener ging in einem gewissen angesehenen Hause aus und ein, wo sich ein paar junge Frauenzimmer befanden. Diese geriethen auf den scherzhaften Einfall, mit ihm einen Briefwechsel unter einem erdichteten Namen zu unterhalten. Ein paar Wochen lang wußte er nicht, woran er war; ein Zufall aber entdeckte ihm die Verfasserin. Er ließ sich nichts davon merken, und schrieb so lange in dem vorigen Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand. Dieß gab ihm inzwischen Gelegenheit, den Scherz in seinen Antworten den Personen gemäßer einzurichten.

belohnt sein, als ich ein Recht habe, es zu verlangen, wenn Sie dafür meine gute Freundin bleiben. Leben Sie wohl. Dresden am 26sten März 1758.

Rabener.

Mein Herr,

Das ist der erste Brief, den ich in meinem Leben schreibe. Ich bin ein Mädchen von drei bis vierhundert Wochen. Vor etwa drei Monaten habe ich angefangen schreiben zu lernen. Man sagt, ich schriebe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübsch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie sollen Richter sein. Belieben Sie Ihre Gedanken davon nur einigen von Ihren guten Freunden zu sagen, so will ich sie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht: erfahren sollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freiheit. Ich bin Ihre Dienerin und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Dresden am 9ten December 1757.

Recht schön, meine artige kleine Correspondentin, allerliebst schön schreiben Sie. Ganz gewiß müssen Sie sich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Frauenzimmer von vierhundert Wochen so richtig und so fein schreiben. Aber ich besinne mich, das schöne Geschlecht braucht kaum so viel Monate, als wir Mannspersonen

Jahre brauchen, recht gut, oder recht schlimm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieses noch nicht verstehen, so fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich solle Ihnen nicht schmeicheln? O! merken Sie sich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannspersonen sind so aufrichtig, als ich bin. Sobald Sie achthundert Wochen alt sind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie schreiben mir doch bald wieder? Wie sorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie sagen, der erste ist, den Sie in Ihrem Leben schreiben. Mir wird er allemal schätzbar, und künftig für Viele ein Heiligthum sein, die Ihre Briefe vergebens wünschen. Habe ich Ihnen nunmehr genug gesagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bei Ihnen bedanken, und Ihnen die Hände küssen.

Rabener.

Mein Herr,

Ist es wahr, daß Sie sich die Mühe nehmen, und mir auf meinen gestrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbracht, hat mir es beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchstabiren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben! Schreiben Sie geschwind, die Frau soll darauf warten. An solche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geschrieben. Ich

möchte schon wissen, was Sie sich für eine Vorstellung von mir machen? Warten Sie, ich will sehen, ob ich mich beschreiben kann. Ich bin zu meinem Alter weder zu groß noch zu klein; schön sehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig — manierlich . . . Ich will aufrichtig sein. So gar sehr artig und manierlich, als viele Andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernsthaft, als lustig, und halte mich gern zu erwachsenen Personen, die sittsam und verständig sind. Ich habe . . . nein, das sagt Charitas nicht. Schweigen muß sie, sonst wird sie sich verrathen; das thut sie nicht.

Mein Herr, Charitas ist Ihre gehorsame

Dienerin.

Am 9ten December, Abends.

Sie sind schalkhaft, meine kleine Freundin, beinahe so schalkhaft, als ein erwachsenes Frauenzimmer. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie können wohl glauben, daß ich mich sehr darauf freute. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief, ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweimal mit der größten Aufmerksamkeit durch, und nun weiß ich heute eben so wenig, als ich gestern wußte. Aber nehmen Sie sich in Acht, meine gar zu verschwiegene Charitas! ich habe schon mit dem Amtmann gesprochen. Noch in dieser Woche, vielleicht morgen, soll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Haussuchung gethan werden. Alle Frauenzimmer

von drei bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu schön und nicht zu häßlich, mehr ernsthaft als lustig sind; alle diese Frauenzimmer sollen zusammengebracht werden. Was wetten wir, ich ertappe Sie? Ich werde eine jede nach der Reihe fragen: ob sie artig und manierlich sei? Und wenn eine darunter ist, die es aus Bescheidenheit läugnet, daß sie es so wäre, wie viele von ihren Jahren, diese ist gewiß meine versteckte Charitas. Wird Ihnen nun bald Angst? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun, warten Sie nur; gewiß, gewiß ertappe ich Sie; und wie soll ich sie hernach bestrafen?

Rabener.

Mein Herr,

Ei, wie freue ich mich, daß Sie an meine kleine Muhme schreiben! Nicht wahr, an mich schreiben Sie nun auch? Aber ich frage nicht, ob Charchen besser schreibt, als ich; denn Charchen ist auch älter, als ich. Aber wenn Sie noch mehr an Charchen schreiben wollen, da will ich auch recht hübsch schreiben lernen; ich lasse mir aber doch keine Linien ziehen. Ach! hören Sie, wenn Sie mir schreiben, will ich auch mit keiner Puppe mehr spielen; aber Charchen spielt noch mit Puppen, und hat einen Hampelmann, der heißt Wilhelm. Ach! ich möchte gern wissen, welche Sie für die Leichtfertigste hielten? Nicht wahr, mich nicht? Charchen sagte mir in der Schreibstunde, daß sie gleich den andern Tag wieder ein Briefchen von Ihnen

erhalten, und das hätte sie in ihr Schränkchen versteckt; wenn Sie mir aber ein Briefchen schicken, das will ich allen Leuten weisen, und da werden die Leute sprechen: Ei, hat er denn auch kleine Mädchen lieb? Nicht wahr, das ist besser? Aber Sie müssen mir auch antworten; sonst lacht mich Charchen aus. Auf mein Briefchen dürfen Sie nur schreiben: An die kleine Barbara, Cousine der Charitas.

Barbara.

Am 11ten December 1757.

Das ist eine verzweifelte Sache, mein gutes Barberchen. Ich soll sagen, wer am leichtfertigsten ist: ob Sie, oder Ihre Cousine Charitas? Ich dächte nun . . . was meinen Sie wohl, was ich dächte? — ich dächte, Sie wären am leichtfertigsten. Warum? — das will ich Ihnen gleich erzählen. Charitas sagt von sich selber sehr wenig Gutes, und von Ihnen hat sie mir gar nichts Böses gesagt; aber Sie sagen mir von der Charitas, daß sie nach Linien schreibe, daß sie mit Puppen spiele, und ich weiß selbst nicht, was Sie mir Alles von ihr sagen. Habe ich nicht Recht, daß Sie leichtfertiger sind? Ich glaube auch, daß mich Charitas lieber hat, als Sie mich haben. Denn sie versteckt meine Briefe in ihr Schränkchen, und Sie wollen meinen Brief allen Leuten weisen: das sehe ich nicht gern.

In vierzehn Jahren werden Sie mich schon verstehen. Schreiben Sie mir doch bald wieder, ob

ich Recht habe; aber sein Sie verschwiegener, und zeigen Sie diesen Brief keinem Menschen, am wenigsten Ihrer Mama. Das merken Sie sich einmal für allemal. Ich küsse Ihnen Ihre kleinen Hände.

Rabener.

N. S.
Wissen Sie denn wohl, daß der Charitas ihr Hampelmann eben so heißt, wie ich? Das hat wohl was zu bedeuten. Noch Eins: sind Sie wohl großmüthig genug, Ihrer Charitas zu sagen, daß für sie schon seit vorgestern ein Brief bei mir liegt?

Mein Herr,

Ich bin schon wieder da; haben Sie etwas zu thun, so lesen Sie nicht weiter. Ich komme nur, mich für Ihren schönen Brief gehorsamst zu bedanken. Ach, wenn ich so schreiben könnte! Glauben Sie wohl, daß ich es mit der Zeit lernen sollte? Ich wollte recht fleißig sein. Ich weiß auch wohl, wen ich gern zu meinem Lehrmeister haben möchte; aber wer wird sich mit so einem kleinen Mädchen, wie ich bin, die Mühe nehmen? Zum wenigsten will ich mir bei Ihnen ausbitten, daß ich noch etlichemal an Sie schreiben darf, und da müssen Sie mir auch erlauben, daß ich noch nicht sagen darf, wer ich bin; denn sobald Sie das erfahren, so wird die ganze Freude aus sein. Soll ich die Woche ein= oder zweimal schreiben? —

Sie antworten mir aber doch auch? Denn daran ist mir am meisten gelegen. Sie schreiben gar zu schön, und ich weiß Jemand, der mir, was ich nicht verstehe, erklären soll. Den Jemand kennen Sie auch. Meine Tanten kann ich nicht darum fragen. Ich habe nur Eine, und die bekomme ich selten zu sehen. Leben Sie wohl. Wenn darf ich denn wieder erscheinen?

Charitas.

P. S.
Verbieten Sie doch Ihrem schlauen Diener, daß er meiner Briefträgerin nicht mehr nachschleicht.

Am 12ten December 1757.

Da haben Sie zwei Briefe auf einmal. Seit Freitags habe ich mit Schmerzen auf eine Antwort von Ihnen gewartet. Ich glaubte schon — verzeih mirs Gott — ich glaubte schon, Sie wären unbeständig und mir in meiner Correspondenz untreu geworden. Denn, ob Sie gleich noch ein sehr junges Frauenzimmer sind, so sind Sie doch ein Frauenzimmer. Ja, meine liebe Charitas, alle Wochen zweimal, — siebenmal schreiben Sie alle Wochen, wenn Sie wollen. So oft ich kann, werde ich antworten, und manchmal habe ich viel Zeit. Fahren Sie nur fort; Sie werden in Kurzem noch viel besser schreiben lernen, als ich es kann, denn ich sehe schon durch die Brille. Wollen Sie mich im Ernst zum Lehrmeister annehmen? O! versuchen Sie es; ich bin recht

fromm, und Mädchenschulmeister habe ich schon in meiner Jugend werden wollen. Aber darf ich denn inzwischen gar nicht wissen, wer Sie sind? Gut, ich will es auch nicht wissen. Mein Bedienter soll auch Ihrem verschwiegenen Courier nicht mehr nachschleichen. Das ist eine verstockte Frau! Sie hat mir gar nichts gestanden. Darf ich denn auch nicht wissen, wer der Jemand ist, der Ihnen Alles erklärt, und den ich kennen soll? Wenn ich nur zum wenigsten das wissen sollte! Noch Eins. Haben Sie denn noch eine jüngere Cousine, die Barbara heißt? Sie hat mir am Sonnabend geschrieben, recht viel Böses von Ihnen geschrieben; aber ich habe ihr gestern kurz und gut gesagt, ich glaubte das Alles nicht; ich habe sie brav ausgescholten, aber ich war auch recht böse auf die leichtfertige Barbara. Ihren Jemand grüßen Sie von mir aufs Verbindlichste. Nur den Jemand? Aber Sie schütteln mit dem Kopfe. Gut! von Ihnen lasse ich mir Alles gefallen. Leben Sie wohl!

Rabener.

Mein Herr,

Ich bitte zwar um Verzeihung, daß Sie so oft überlaufen werden; ich kann mir aber nicht helfen. Gestern Nachmittag waren Sie nicht zu Hause. Also konnte ich auch keine Antwort bekommen, und gleichwohl möchte ich gar zu gern wissen, ob Sie mir erlauben, noch weiter an Sie zu schreiben, und wie vielmal die Woche? wenn es auch

nur Einmal wäre. Ach ja, das erlauben Sie, bitte bitte ganz gehorsamst.

Charitas.

Am 14ten December 1757.

Nun schreibe ich den dritten Brief an Sie, meine liebe Charitas; aber vielleicht wird er eben so wenig abgeholt, wie die ersten beiden. Es geht Ihnen wie allen vornehmen Leuten; je mehr Bediente, desto schlechtere Bedienung. Jeden Brief senden Sie mir durch ein neues Gesicht, und diese kommen wohl gar nicht wieder, oder doch, wenn Niemand zu Hause ist. Ihre erste Briefträgerin war wohl die beste; diese wollen wir zu unserm Briefwechsel verpflichten lassen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung? Wenn dieser Brief wieder liegen bleibt, so lasse ich unsere ganze Correspondenz in den Dresdner Anzeiger setzen, damit Sie erfahren, daß ich Ihnen geantwortet habe. Soll ich das thun? A Dieu!

Rabener.

Ei, ei, wenn der Herr Amtmann wüßte, daß Sie ihn zum Popanz machten, was würde er sagen? Fürchten Sie sich aber nur nicht; dasmal soll er nichts erfahren. Den Spaß möchte ich wohl sehen, wenn wir Kinder in zwei Reihen stünden, und Sie gingen mitten durch, und fragten eins nach dem andern: Bist du es, mein Kind, oder bist du's? Nimmermehr hätten Sie es

erfahren sollen. Es gibt auch leichtfertige Mädchen unter uns, die hätte ich angestiftet, daß sie Sie und den Herrn Amtmann hätten zu lachen gemacht; aber so ist es besser. Ich habe Sie noch einmal so lieb, daß Sie nicht wissen wollen, wer ich bin, und daß ich so oft schreiben darf, als ich will. Sie sagen mir so viel schöne Sachen, daß ich nicht weiß, für was ich mich zuerst bedanken soll. Das aller — allerliebste ist mir, daß Sie mich zu Ihrer Schülerin annehmen wollen. Sie werden sehen, daß ich recht hübsch folge. Fragen Sie im rechten Ernst, ob ich noch eine Cousine habe, die Barbara heißt? Das ist ein fürchterlicher Name, den habe ich noch niemals gehört. Und die hat an Sie geschrieben? Und die hat Böses von mir geschrieben? Von mir? Das kann unmöglich ein kleines Mädchen sein. Es ist schon recht, daß Sie sie brav ausgescholten haben. Hat sie denn auch gesagt, wie sie aussieht? Wenn sie nun schöner wäre, als ich, blieben Sie deßwegen doch mein Herr Lehrmeister? Wenn ich mich nur nicht abgemalt hätte! Ich bin nun eben nicht sogar . . . Das Ding verdrießt mich. Schreiben Sie ihr etwa bald wieder? Wollten Sie wohl ein Briefchen von mir mit einschlagen? Barbara! nein, Barbara möchte ich nicht heißen. Nicht wahr, Charitas klingt schöner?

Charitas.

Am 16ten December 1757.

Also soll ich wirklich Ihr Lehrmeister werden? Ja, meine liebe Schülerin, darauf bin ich recht

stolz, weit mehr stolz, als kleine Mädchen, die nicht so vernünftig, wie Charitas denken, auf neue Kleider sind. Was werde ich nicht für Ehre mit Ihnen einlegen! Aber, wie mache ich es, wenn ich Sie strafen soll, da ich nicht weiß, wer Sie sind, und wo Sie wohnen? Doch ich bin überzeugt, Charitas straft sich selbst, wenn sie ja einmal fehlt, und sie fehlt gewiß nur selten. Haben Sie denn im Ernst keine kleine Muhme, die Barbara heißt? Das ist für mich ein neues Räthsel. Und hätten Sie vier Barben zu Muhmen, so bleiben Sie mir doch die liebste. Halten Sie das wirklich für den bittersten Vorwurf, den Ihnen Barbara machen könnte, wenn sie gesagt hätte, daß sie schöner wäre, als Charitas? O wie ähnlich sind sich doch die Frauenzimmer von *** ja, vielleicht von dem Jemand an bis auf die Charitas! Barbara hat mir von Ihnen das nicht gesagt. Und ich bin gewiß, wenn Charitas nicht so schön, ja, und wenn sie sogar häßlich aussähe; so würde ich sie doch wegen ihrer andern guten Eigenschaften unendlich hochschätzen. Bei einem artigen und tugendhaften Mädchen vermißt man die Schönheit sehr wenig. Sehen Sie, rede ich nicht schon in einem wahren Schulmeisterton? Fürchten Sie sich nur nicht! So ernsthaft ich auch manchmal aussehe, so freundlich küsse ich ihnen doch jetzt die Hände.

Rabener.

Am 17ten December 1757.

Da ich nun einmal Ihr wohl berufener und verordneter Leib= und Mundschulmeister bin; so

werden Sie mir die große Neugierde verzeihen, die ich habe, Sie näher kennen zu lernen; nicht Ihre Person, weil Sie dieses nicht wünschen; sonden Ihre tägliche Beschäftigung. Melden Sie mir doch, wie Sie vom Morgen bis auf den Abend Ihren Tag zubringen, was Sie lernen, und am begierigsten bin ich zu wissen, womit Sie sich in Nebenstunden vergnügen? Von diesen letztern, und besonders von Ihren Spielen, verschweigen Sie mir ja nichts. Barbara sagt mir sonst Alles, und ich werde mich sehr betrüben, wenn Sie mir nicht die reine Wahrheit sagen. Sie spielen doch nicht mit einem Hampelmann, der Wilhelm heißt? Was die Barbara für ein leichtfertiges Mädchen ist! Mir solch Zeug zu bereden? Sie soll mir nur noch einmal wieder kommen! Nein, Charitas hat mir gesagt, daß sie ernsthaft sei, und mit erwachsenen Personen am liebsten umgehe, nicht mit Hampelmännern. Nun, der Charitas muß ich wohl mehr glauben, als der Barbara, nicht wahr?

Rabener.

N. S.

Wollen Sie mir einen Brief an die Barbara schicken? Ich habe Gelegenheit, ihn zu bestellen.

Mein Herr,

Nein gewiß, ich kenne keine kleine Muhme, die Barbara heißt. Glauben Sie denn, daß ich Ihnen Unwahrheiten sagen könnte? Da wäre ich nicht werth, Ihre Schülerin zu sein. Sie sind wohl

gar ein wenig argdenklich. Nehmen Sie mirs aber nicht übel. Sie glauben, ich habe die Barbara im Verdacht, daß sie Ihnen geschrieben, ich wäre nicht hübsch; nein, sicher nicht. Ich will Ihnen sagen, warum ich verdrießlich war. Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich nicht schön und auch nicht die Allerartigste wäre. Könnte ich nun nicht fürchten, daß Sie vielleicht nicht gern an zwei kleine Mädchen schreiben möchten, und also die Hübscheste aussuchen, und mich etwa sitzen ließen? Sehen Sie, das war es, wovor ich mich fürchtete. Nun bin ich aber wieder froh, recht froh, daß Sie mein Lehrmeister sein wollen; wenn ich auch häßlich aussähe. Immer strafen Sie mich, wenn ich fehle. Je ernsthafter Sie sind, desto lieber ist es mir; aber nur böse müssen Sie nicht werden, sonst weine ich; gewiß, ich weine, und da wird mich Niemand trösten können, denn ich werde es Niemand sagen, warum ich weine. Ginge es denn nicht an, daß ich Sie selber fragen dürfte über das, was ich in Ihren schönen Briefen nicht recht verstehe? Ach ja, Sie sind ja mein Herr Lehrmeister, und können mirs am besten erklären. Ich will es probiren. In einem Briefe sagen Sie, ich wäre schalkhaft, wie ein erwachsenes Frauenzimmer. Heißt denn das gelobt oder getadelt? Kann man denn nicht tugendhaft und schalkhaft zugleich sein? Hernach sagen Sie auch: Sie hätten geglaubt, ich wäre unbeständig, oder gar untreu geworden; denn wenn ich nur ein kleines Frauenzimmer wäre, so wäre ich doch ein Frauenzimmer. Sind denn alle Frauenzimmer so, oder nur einige? Und sind denn die Mannspersonen gar

nicht unbeständig, gar nicht untreu? Endlich sagen Sie: O! wie ähnlich sind sich doch die Frauenzimmer! und Sie sagen gleich darauf, wie Sie glaubten, ich wäre böse auf die Barbara, daß sie sich für schöner hielte, als mich. Aergerts denn die großen Frauenzimmer mehr, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht schön sind, als wenn man ihnen sagt, daß sie nicht verständig sind? Antworten Sie mir fein umständlich; ich möchte gar zu gern etwas lernen. Verlangen Sie aber nicht zu wissen, ob mich mein Jemand etwa angestellt hat, daß ich Sie fragen soll; ich sage nichts, und gleichwohl möchte ichs Ihnen hernach auch nicht abschlagen. Nein, nein, Sie fragen mich nichts, ich weiß es schon.

Charitas.

Den 22ten December 1757.

Sie fragen mich auf einmal zu viel:

Ob ein Frauenzimmer tugendhaft und schalkhaft zugleich sein könne?

Ob alle Frauenzimmer, oder nur einige davon unbeständig? Und ob die Mannspersonen gar nicht unbeständig, gar nicht untreu wären?

Ob es die Frauenzimmer mehr ärgere, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht schön, als wenn man ihnen sagt, daß sie nicht verständig sind?

Charitas! wo haben Sie hingedacht? drei solche wichtige Fragen auf einmal zu thun! Und in einem

einzigen Briefe drei solche Fragen beantworten zu sollen; das ist zu viel, wahrhaftig zu viel. Ich getraue mir von diesen Fragen einen ganzen Stoß zu schreiben, über den Charitas nicht wegsehen kann. Aber desto weniger werde ich jetzt davon schreiben; denn ich weiß es gewiß, meine gute Charitas, ganz gewiß weiß ich es, Sie haben so viele von Ihren Freunden um sich, die mich sehr auslachen würden, wenn ich über etwas predigen wollte, das diese ihre Freundinnen besser verstehen. Und der Jemand . . . aber nicht ein Wort wieder gesagt, Charitas, und ich denke immer, der Jemand weiß viel aus der Erfahrung. Aber nur etwas auf Ihre Fragen zu antworten: warum ist Ihnen das Wort schalkhaft verdächtig? Unmöglich kann es was Böses sagen, da ich Sie genannt habe; und wenn Ihre Tanten (denn ich glaube es immer noch nicht, daß Sie nur eine Tante haben), und wenn diese Tanten nicht so schalkhaft wären, so würden sie nur halb so liebenswürdig sein. Ueber die Unbeständigkeit des Frauenzimmers will ich mich mit Ihrer und der werthesten Angehörigen Erlaubniß, nicht weitläuftig erklären. Unter uns gesprochen, die meisten sind es. Nicht alle in der Liebe, auch in der Freundschaft nicht alle; aber doch in andern Sachen, und im Geschmacke gewiß alle; verstehen Sie mich, Charitas? alle, alle! Ob es die Mannspersonen auch sind? O! meine liebe Charitas, vor diesen Leuten nehmen Sie sich in Acht! die sind unbeständig, sie sind untreu, und zum größten Glücke läßt ihnen dieser Fehler sehr lächerlich, ganz unerträglich lächerlich, denn er ist ihnen nicht so natürlich, wie dem Frauenzimmer.

Ihre dritte Frage ist zu verfänglich. Viele Frauenzimmer, das räume ich ein, werden mehr beleidigt, wenn man sie häßlich, als wenn man sie unverständig nennt; aber davon war in meinem Briefe an Sie die Rede nicht. Hätten Sie mich gefragt: Ob auch verständige Frauenzimmer empfindlich würden, wenn man ihnen zu verstehen gäbe, daß sie nicht schön wären, und ob sie nicht lieber wünschten, auch schön zu sein? Wenn Sie so gefragt hätten, so wüßte ich die Antwort. Ueberhaupt, meine werthe Charitas, wenn ich vom Frauenzimmer Böses rede, so müssen Sie mir das nicht übel nehmen. In Leipzig hatte ich es Ursache, und in Dresden kann ich mir es nicht abgewöhner. Die Fehler des schönen Geschlechts fallen viel stärker in die Augen, als ihre Tugenden, weil man nichts als Tugenden von ihren Vollkommenheiten erwartet. Und wir Mannspersonen sind allerdings sehr bemüht, ihre Fehler auszuspähen, weil sie außerdem zu unendlich viel Vorzüge vor uns haben würden. Sind Sie mit dieser Ehrenerklärung zufrieden?

N. S.

Mein Brief war schon geschlossen, da ich den Ihrigen bekam. Ich danke Ihnen für Ihren schönen Lebenslauf und für Ihren abgedankten Hampelmann. Das war wohl ein großes Opfer? Also hatte Barbara doch nicht ganz Unrecht? Der kleine Spion! Ich wünsche Ihnen recht viel Schönes zum heiligen Christ.

Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen von mir wissen, wie ich vom Morgen bis auf den Abend meine Zeit zubringe. Das will ich Ihnen sagen. Sobald ich angezogen bin, und gebetet habe, sehe ich, wo ich etwas zu thun bekomme, denn müßig gehe ich nicht gern. Zuweilen stricke ich, zuweilen nähe ich auch; aber nähen kann ich noch nicht viel, doch will ich es schon lernen, und Ihnen einmal etwas von meiner Arbeit zuschicken. Des Vormittags habe ich eine Stunde, da lerne ich den Katechismus; hernach kommt mein Schreibmeister. Zweimal die Woche kommt mein französischer Sprachmeister. Künftigen Sommer soll ich noch mehr Lehrmeister bekommen. Ich lerne auch rechnen, und seitdem ich lesen kann, lese ich fleißig. Schlagen Sie mir doch ein hübsch Buch zum Lesen vor. Ich habe wohl Puppen und auch einen Hampelmann, er heißt aber nicht Wilhelm, und ich spiele auch nicht mehr damit; und daß Sie sehen, daß ich mir gar nichts aus ihm mache, so schicke ich ihn durch die Briefträgerin auch mit. Da sehen Sie, daß ich Ihnen nichts verschweige. Wenn ich nur wissen sollte, wer die kleine Barbara wäre, und wer ihr Alles sagte. Ehestens will ich einmal an sie schreiben. Sagen Sie ihr nichts, daß Sie den Hampelmann haben; wir wollen doch sehen, ob sie das auch erfahren wird.

Charitas.

Meine lose Barbara,

Zweimal haben Sie einen Brief von mir verlangen lassen, ohne mir eine Zeile zu schreiben. Ist das wohl zu verantworten? Wenn Sie wüßten, daß ich mich mit Ihnen zanken wollte, recht scharf zanken; so würden Sie kaum so neugierig nach meinen Briefen sein. Warum schreiben Sie denn so viel Böses von meiner guten Charitas? Sie kennen wohl das arme Mädchen nicht einmal; wenigstens will Charitas von keiner Cousine wissen, die Barbara heißt. Da steckt wohl gar eine kleine Schelmerei dahinter. Verantworten Sie sich, das will ich Ihnen rathen; sonst glaube ich, daß Sie fast so boshaft sind, als Ihre Mama. Charitas hat mir ihren Hampelmann geschenkt. Hier schenke ich Ihnen solchen wieder zum Weihnachtsgeschenk; Sie spielen doch wohl lieber damit, als meine ernsthafte Charitas. Unterstehen Sie sich ja nicht wieder, der Charitas solche Vorwürfe zu machen, oder ich komme selbst und gebe Ihnen . . . die Ruthe nicht . . . ein Mäulchen gebe ich Ihnen. Das können Sie sich merken.

Rabener.

N. S.

Bitten Sie es meiner Charitas ab; die Charitas ist ein recht gutes und geschicktes Mädchen. Auf mein Wort!

Mein Herr,

Da haben Sie einen Brief. Können Sie ihn doch an Ihre auserwählte Charitas schicken. Wenn

Sie hübsch wüßten, daß sie . . . . Je ja doch!
Sie sollen nichts wissen; Sie sagen doch Alles
wieder. Ihre Dienerin, kurz und gut.

Barbara.

N. S.
Ich schimpfe, wenn Sie den Brief an
die Charitas öffnen.

Den 22sten. December, 1757.

Mein Herr,

Sie mögen mir wohl ein rechter loser Herr Lehrmeister sein. Warum wollen Sie mir denn auf meine Fragen nicht ausführlich antworten? Woher wissen Sie denn so gewiß, daß ich viele von meinen Freundinnen um mich habe, die Sie auslachen würden? Und warum glauben Sie mir denn nicht, daß ich nur Eine Tante habe? Warten Sie nur, das sollen Sie mir und meinen Freundinnen einmal abbitten müssen. In der kurzen Antwort, die Sie mir auf meine letzten Fragen geben, finde ich vielerlei, worüber ich gern aufs neue fragen möchte. Erlauben Sie mir es immer. Ich will nicht mehr so viel auf einmal fragen. Nur Eins möchte ich dasmal gern wissen: Warum können Sie sich denn in Dresden noch nicht abgewöhnen, von den Frauenzimmern Böses zu reden? In Leipzig, sagen Sie, hatten Sie es Ursache. Haben Sie es denn in Dresden auch? Ich bin recht froh, daß ich noch klein bin, und Sie zum Lehrmeister habe. Vor den Mannspersonen will ich mich recht in Acht nehmen. Die sollten sich schämen, unbeständig zu

sein. Sind Sie denn auch einmal so gewesen? Wie haben Sie sich denn das abgewöhnen können? — Schweig, Charitas; du fragst schon wieder zu viel. Es ist auch wahr; nicht ein Wort mehr, bis aufs Wiedersehn.

Charitas.

Den 31sten December, 1757.

Bald werden Sie aus dem Lehrmeister Ihren Beichtsohn machen. Erwarten Sie wohl im Ernste ein treuherziges Geständniß auf die verfänglichen Fragen:

Ob ich auch in Dresden Ursache hätte, Böses von Frauenzimmern zu reden?

Ob ich auch einmal untreu gewesen sei?

Unmöglich können Sie dergleichen Offenherzigkeit von mir erwarten. Und doch will ich so aufrichtig sein, Ihnen wenigstens das zu gestehen, daß ich auch in Dresden Gelegenheit gehabt habe, mit Frauenzimmern unzufrieden zu sein, noch niemals aber eine Gelegenheit, untreu zu werden. Nun fragen Sie mich davon weiter nichts mehr, wenn ich bitten darf; es gibt Augenblicke, in denen ich sehr stumm bin. Hier ist ein Brief, den ich an die Barbara, und einer, den Barbara an mich, und noch einer, den Barbara an Sie geschrieben. Den an mich bitte ich mir zurück aus, und wenn ich nicht zu viel bitte, auch den zum Durchlesen aus, den Barbara an Sie geschrieben hat. Sie antworten ihr doch? Und darf ich hernach wohl wissen, was Sie geantwortet haben? aber wenn

ich es auch nicht wissen darf, so will ich mich beruhigen. Gern möchte ich beide lesen. Ueberlegen Sie es mit Jemand.

Rabener.

Ma chere Cousine,

Es ist gar nicht hübsch, daß mich Herr Rabener verrathen hat. Je nun, mags doch! Wenn du mirs zu bunt machst, so verrathe ich dich auch. He! soll ich? Daß du nun besser schreiben kannst, als ich: denk doch, das machts noch nicht aus. Was du nicht schreiben kannst, schreibt deine... bald wär's herausgefahren. Kann ich doch besser tanzen, als du, und habe immer hübsche weiße Wäsche, und neige mich; tief, tief neige ich mich. Kannst du das? Auf den Schoos lasse ich mich auch nicht mehr nehmen, und bin doch lange nicht vierhundert Wochen alt. Ich grinze auch nicht, wie du, und krieche nicht beständig hinter die liebe Mutter. Wirst du es nun bald Herr Rabenern gestehen wollen, daß du mich kennst? Das ist doch toll! Deine Barbara nicht kennen zu wollen! Warte du . . . Geh nur, ich bin böse!

Barbara.

P. S.

Den rechten Hampelmann hast du auch nicht geschickt. Den dickköpfigen Balg habe ich gemeint, der oben in der Stube liegt! Weißt du nicht, wo er liegt? Frage nur Linen.

Mein lieber Herr Lehrmeister,

Heute will ich mich nur für die übersandten Briefe bedanken. Sind Sie mir denn auch wirklich so gut, als wie Sie es der sogenannten Barbara schreiben? . . . Ja so, ich soll Sie nicht so viel fragen. Nun, antworten Sie mir nur nicht drauf; so bin ich gestraft genug. Sie verlangen der Barbara ihren Brief zu lesen; hier ist er, und auch meine Antwort. Sie werden sie wohl bestellen. Die Barbara, die soll ein kleines ehrbares Mädchen sein? Ein kleiner wilder Dragoner muß sie sein: sie droht ja mit Verrathen, mit Schimpfen; es fehlt nichts mehr, als daß sie noch flucht und schwört. Ich will nur sehen, was sie nun vornehmen wird. Es ist gewiß kein kleines Mädchen, und wenn es eines wäre, könnten Sie es lieb haben? Sie glauben ihr doch nichts mehr? — Schon wieder gefragt. Aber wie soll ich es denn sonst machen, wenn ich gern etwas wissen will? Ich muß nur dasmal gar aufhören. Vielleicht sagen Sie mir es ungefragt.

Charitas.

Sie heißen sich Barbara, und mich Ihre kleine Muhme. Was Sie reden! Ich halte Sie nicht einmal für ein kleines Mädchen; und wenn Sie eins wären, so müssen Sie gewiß sehr klein sein, weil Sie die Leute noch Du heißen. Was habe ich Ihnen aber gethan, daß Sie so viel Böses von mir reden? So eine kleine Muhme wäre mir recht! Schämen Sie sich. Was Sie für Unwahr=

beiten sagen! Sie drohen, mich zu verrathen, das fehlte noch! Doch meinetwegen verrathen Sie mich, aber erstlich müssen Sie den Herrn Rabener durch Jemand versichern, daß Sie wirklich ein kleines Mädchen sind, daß Sie noch nicht vierhundert Wochen alt, und meine Anverwandtin sind. Können Sie das thun? Ich glaube es nicht. Ich möchte schon Ihre tiefen Neigungen sehen! Das ist eine große Kunst; darüber muß ich lachen.

Charitas.

Den 4ten Januar 1758.

Ich kann Ihnen heute nur ein paar Zeilen schreiben. Nun bin ich der Barbara im Ernste gram. Das ist eine kleine ungezogene Hummel! Unmöglich kann ich ihr gut sein. Das werde ich ihr selbst sagen. Nimmermehr werde ich ihr wieder was glauben; und wenn sie gar meine Charitas verriethe, so glaube ich ihr doch nichts. Gott tröste einmal ihren armen Mann, der wird was an ihr zu ziehen kriegen! Aber meiner Charitas ihr künftiger Mann (ich meine nicht den Hampelmann) der wird ein glücklicher Mensch sein. Denn ein kleines Frauenzimmer von vierhundert Wochen, das schon so gesetzt ist, so fleißig arbeitet, so gern lernt, und in seinen Sachen so ordentlich ist, von andern Personen nichts Böses spricht, mit einem Wort, das so tugendhaft ist, wie meine Charitas, das muß mit der Zeit eine gute Wirthin, eine vernünftige Freundin, und also eine liebenswürdige Frau sein. Heben Sie diesen Brief auf, er

wird Ihnen einmal so lieb sein, als ein Hochzeitcarmen; denn ich weiß nicht, ob ich so lange leben möchte, da ich (im Vertrauen gesprochen) schon ein ziemlich alter Junggeselle bin. Ja, meine gute Charitas, nur bis auf Ihre Hochzeit möchte ich noch leben, damit ich Ihrem Manne Glück wünschen könnte. Ich glaube, vor Freuden tanzte ich gar, und wenn ich am Stocke tanzen sollte.

Sind Sie mit der Nativität zufrieden, die ich Ihnen stelle? Sie müssen wissen, daß das mein Handwerk ist. Sobald ich ein kleines, oder auch ein erwachsenes unverheirathetes Frauenzimmer kennen lerne, sobald beschäftige ich mich in Gedanken am liebsten damit, daß ich ihrem künftigen Manne den Planeten lese. Manchmal betrüge ich mich wohl, denn manche Mädchen sind ganz unergründlich. Aber noch öfter erlebe ich, daß ich Recht habe. Die unergründlichen Mädchen betrügen mich freilich, aber zu seiner Zeit sich doch am meisten; sie würden sich doch nicht so verstellen, wenn sie nicht Ursache hätten, sich vor Andern und vor ihnen selbst zu schämen. Die Strafe kömmt gewiß, und ihr Mann ist sodann nicht allein unglücklich; sie sind es zugleich mit, und vielleicht doppelt.

Aber ich wollte Ihnen heute nur ein paar Zeilen schreiben, und habe schon die vierte Seite angefangen. So gern schreibe ich an meine liebe Charitas, daß ich meine Weitläuftigkeit nicht einmal merke. Ich finde, da ich jetzt diesen Brief wieder durchlese, daß ich sehr ernsthaft gepredigt habe; aber Charitas ist auch keine Barbara. Leben Sie wohl.

Rabener.

N. S.
Hier sende ich Ihnen der Barbara Pasquill mit Dank zurück, und bitte mir auch den Brief wieder aus, den Barbara an mich geschrieben hat. Noch zur Zeit hat sich kein Bote von ihr gemeldet.

Mein Herr,

Ei, ich habe eine rechte Freude gehabt, daß Sie mir eben so bald ein Briefchen zugeschickt, als der kleinen Charitas; aber meiner Mama habe ich den Brief weisen müssen, denn ich kann noch nicht lesen, und ich hätte auch nicht mehr schreiben können, weil meine Mama mir meine Briefe machen hilft: denn ich darf nicht in meiner Schreibestunde an Sie schreiben, und ich darf auch meinem Schreibemeister gar nichts sagen, daß ich an Sie schreibe, ich möchte nur wissen warum? Als ich den ersten Brief an Sie schrieb, dachte ich, Sie wären etwa in meinem Alter, aber aus der Antwort merke ich wohl, daß Sie müssen etwas älter sein, denn Sie schreiben auch viel besser, als ich, Sie mögen also wohl etliche Monate länger gelernt haben. Meine Mama lachte recht, da sie das von vierzehn Jahren in Ihrem Briefe las, und sagte, ehe ich so alt werden würde, würden wir einander wohl von Person kennen — ach! darauf freue ich mich recht sehr. Wenn Sie mir wieder schreiben, sagen Sie mir, ob Sie mich auch gern wollen kennen lernen. Mein Jungfer

Mühmchen will Ihren Brief abholen lassen, denn ich habe ihr gesagt, daß ein Brief bei Ihnen fertig läge . . . Ach! wenn ich nur bald allein schreiben könnte, ich wollte Ihnen recht lustige Sachen erzählen. Je nun vielleicht lerne ich bald, Sie müssen mir nur hübsch oft schreiben, damit ich nicht die Lust verliere, fleißig zu lernen.

Barbara.

Mein Herr,

Ich habe gedacht, Sie wären gar böse auf mich, daß Sie mir nicht auf meinen Brief geantwortet haben; aber die Charitas hat ihn nicht bestellt, und darum kriegen Sie auch zwei auf einmal. Aber, wenn Sie mir recht gut wären, hätten Sie mir wohl selber schreiben können; ich werde Ihnen also wohl noch zu klein sein. Je nun, mags doch, ich werde auch schon groß werden, und da wirds auch wohl große **Musjes** geben, an die ich schreiben kann, und die werden mir gern antworten. Aber hören Sie, an die Charitas schreiben Sie oft, und das ärgert mich. Ich bin eben so hübsch, wie sie, und noch dazu eine Brünette; und das ist wohl besser, als einen rothen Kopf zu haben, und den hat Charitas. Wenn ich gleich ein Bischen hinke, das will nichts sagen, und ich habe nun einen hohen Absatz bekommen, da sieht man fast gar nichts mehr; und mein Papa sagte letzthin bei Tische, es wäre mancher Mann so betrogen worden; er könnte aus Erfahrung reden, es wäre ihm mit seiner ersten Frau bald selbst

so gegangen, denn die Aeltern hätten es verschweigen wollen, aber sie hätte es ihm selbst gesagt. Ach! sein Sie doch so gütig, und schicken mir der Charitas ihren Hampelmann; ich will Ihnen auch von meinem heiligen Christ eine schöne Schäferin schicken, und einen kleinen Harlekin, und hernach will ich die Charitas recht trillen, daß Sie mir ihre Puppe geschickt.

Barbara.

Den 7ten Januar 1758.

Meine liebe Barbara,

Sie oder ich müssen behext sein. Wissen Sie das Mährchen von dem alten Einsiedler? Ich will es Ihnen erzählen. Es war einmal ein Mann . . . Aber lassen Sie sichs nur Ihre Amme erzählen. Mit einem Wort, der Einsiedler ließ sich an zwei Orten zugleich sehen; und so muß es mit Ihnen unfehlbar auch sein. Heute bekomme ich zwei Briefe von Ihnen, und vor vierzehn Tagen bekam ich auch einen von einer Barbara, einer kleinen Cousine der Charitas. Welche von Ihnen beiden ist nun die rechte Barbara? Charitas will von keiner Cousine Barbara wissen, und sagt, Sie möchten wohl ein kleiner Dragoner sein; aber warum schreiben Sie auch einen so boshaften Brief an die Charitas? — Ihre Antwort haben Sie doch richtig bekommen? Ich bin ganz verwirrt; ich weiß nicht, mit welcher Barbara ich jetzt rede; machen Sie es mit der andern Barbara aus. Eine von beiden ist wohl eine kleine Be=

trügerin. Künftig will ich alle meine Briefe an Sie bei der Charitas einschließen. — Soll ich?

Rabener.

— —

Mein Herr,

Was soll ich Ihnen auf Ihren schönen Brief antworten? Ich weiß nichts, als mich zu bedanken. Sie loben mich, das soll mich nicht stolz machen? Ich will es aber suchen, immer mehr und mehr zu verdienen. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch wahrsagen können; wenn das die erwachsenen Frauenzimmer erfahren, da werden sie sich erst recht vor Ihnen fürchten; ich will Sie aber nicht verrathen. Das ist wohl die Ursache, warum Sie noch nicht geheirathet haben. Ja, ja, wer die Leute so kennt, wie Sie, der mag sich nun wohl in Acht nehmen. Ich dächte aber doch, Sie hätten sich eine Frau nach Ihrer Hand ziehen können. Und wie Sie die Mannspersonen beschreiben, da haben sich die Mädchen noch mehr zu fürchten. Ich will zwar nichts verschwören, es hat auch noch lange Zeit mit mir. Aber einen Mann zu nehmen . . . . Sie lachen vielleicht? Nein, lachen Sie nicht: ich schäme mich. Daß ja die Barbara nichts von diesem Briefe erfährt! Die würde erst lachen! Leben Sie wohl!

Charitas.

P. S.

Verzeihen Sie mir heute meine schlechte Schrift.

Dresden am 12ten Januar 1758.

Sie haben mir recht Angst gemacht, meine liebe Charitas, da Sie mir sagen, die erwachsenen Frauenzimmer würden sich vor mir fürchten, wenn sie erführen, daß ich wahrsagen könnte. So alt ich bin, so gut bin ich doch noch dem erwachsenen Frauenzimmer. Das ist bei mir ein Familienfehler, wenn es ein Fehler ist, und ich würde mich sehr betrüben, wenn mich die guten Kinder scheuen sollten. Aber ich weiß es schon, Sie verrathen mich nicht, und weil Sie so verschwiegen sind, so will ich Sie künftig zu meiner Vertrauten machen. Ich will Ihnen recht viel Heimlichkeiten ins Ohr sagen. Ich will Ihnen ein paar Mädchen beschreiben, die ich sehr geliebt habe, da ich noch in Leipzig war. Ich will Ihnen den Charakter einiger meiner Freunde, oder vielmehr meiner Bekannten machen, damit Sie sich vor den Mannspersonen desto mehr in Acht nehmen. Meinen jetzigen Charakter will ich Ihnen machen, wie ich bin, und wie ich würde sein, wenn ich geheirathet hätte, damit Sie sehen, daß ich meine Fehler eben so gut kenne, als die Fehler Anderer. Ich will Ihnen (aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht), Ihre zwei Tanten will ich Ihnen schildern, die verheirathete und die unverheirathete; jene, wie ich glaube, daß sie war, ehe sie den Mann nahm; und diese, wie sie sein wird, wenn sie einmal einen Mann hat. Sehen Sie, das alles will ich Ihnen nach und nach vertrauen, wenn Sie recht verschwiegen sein wollen. Wollen Sie das? Melden Sie mir doch, ob ich mich darauf verlassen kann, und welches von allen

diesen Geheimnissen Sie zuerst wissen wollen. Ich dächte, das von den Tanten; nicht wahr?

Rabener.

Mein Herr,

Je pfui! ich werde doch keine Amme mehr haben sollen? Ich bin ja schon seit sieben Jahren entwöhnt, und seitdem meine Kinderfrau den alten garstigen Sänftenträger geheirathet, habe ich auch keine Kinderfrau mehr; ich habe auch alle Leute im Hause gefragt, wegen des Einsiedlers, aber es weiß Niemand etwas davon. Aber nein, ich mag es auch lieber nicht wissen: denn es mag wohl eine Gespensterhistorie sein; und da ich mich so leicht fürchte, schade darauf! Ihr Brief ist doch recht garstig geschrieben. Warum schreiben Sie mir denn nicht so gut, als der Charitas, und warum will mich denn das alberne Mädchen nicht kennen? Ich mag auch gar nicht mehr zu ihr gehen, und mit ihr spielen. Ich sehe wohl aus Ihrem Briefe, daß Sie das garstige Ding lieber haben, als mich. Und warum heißt sie mich einen wilden Dragoner? das leide ich gewiß nicht. Sobald ich sie sehe, schmeiße ich sie in die Augen: und warum soll ich denn eine kleine Betrügerin sein? Sie werden machen, daß ich anfange, recht über Sie zu weinen. In Ihrem ersten Briefe waren Sie so artig, und nun sein Sie wohl aufgehetzt? Je nu, mags doch, kann es doch gar bleiben; ich muß ja eben nicht an Sie schreiben: es gibt ja mehr Mannspersonen, die auch gern an Mädchen schrei-

ben. Sie sind schon hochmüthig, weil auch die Charitas an Sie schreibt. Wenn Sie mir also nicht wieder ein hübsches Briefchen schreiben, so ist das der letzte; machen Sie nun, was Sie wollen. Ich habe auch um der Charitas ihren Balg gebeten; allein, wenn Sie mir auch den schicken wollen, so mag ich ihn nicht haben.

Barbara.

Pour Madame O. F. mere de la petite Barbara.

Den 12ten Januar 1758.

Madame,

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihre Barbara bei Ihnen verklagen; sie ist ein gar zu schlimmes Mädchen. Das kleine trotzige Geschöpf hat mir einen so grämischen Brief geschrieben, daß mir die Augen übergehen möchten. Wenn ich nicht glauben soll, daß Sie selbst eine böse Frau sind, so züchtigen Sie das leichtfertige Kind. Von wem hat sie denn so viele Bitterkeit gelernt, vom Vater oder von der Mutter? Ich möchte Sie wohl kennen, Madame. Wenn Ihre Barbara mir es nicht recht bußfertig abbittet, so lasse ich ihren Brief in die Erlanger Zeitungen setzen, und warne alle Junggesellen vor einem so kleinen bösen Kraute. Das werden Sie doch nicht gern wollen, daß Ihre Tochter als eine alte Jungfer sterben soll? Gewiß thue ich es, denken Sie an mich, denn ich bin

sehr beleidigt. Ich hoffe, Sie werden meine Bitte billig finden, und in dieser Hoffnung bin ich

Ihr

ergebener Diener,

Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen mir also nicht glauben, daß ich nur Eine Tante habe? Zwei soll ich wenigstens haben; eine verheirathete, und eine unverheirathete? Nun meinetwegen, ich kann mir nicht helfen; wahr bleibt es aber doch allemal, daß ich nicht mehr als Eine Tante habe. Sie stellen sich auch wohl nur so, als wenn Sie daran zweifelten, und hinter dieser Verstellung mag wohl sonst etwas stecken, das . . . Charitas sollte ihren Herrn Lehrmeister etwas versichern, und er sollte es nicht für wahr halten, und sie doch zu seiner Vertrauten machen wollen? das kann Charitas nicht zusammen reimen. Wer soll sich einbilden, daß Sie von einem kleinen Mädchen, das nicht wahr redet, glaubten, sie werde verschwiegen sein. Da sind Sie viel zu klug dazu. Oder möchten Sie vielleicht gern verrathen sein? Nein, aufrichtig bin ich, und verschwiegen bin ich auch. Ich freue mich schon auf Ihre Charaktere. Nehmen Sie zuerst, welchen Sie wollen, sie werden alle hübsch sein. Ich bin auch zufrieden, wenn Sie mit den vermeinten Tanten anfangen. Sind es gleich nicht meine Tanten, so kann ich doch vielleicht errathen, wen Sie dafür

halten. Meinem Jemand darf ich doch Alles weisen, was Sie mir schreiben?

Charitas.

Dresden am 20ten Januar 1758.

Beinah machen Sie mich argwöhnisch, meine gute Charitas! Was können Sie für Ursache haben, Ihre zwei Tanten so hartnäckig abzuläugnen? Hätte ich zwei solche liebenswürdige Tanten, ich thäte groß mit ihnen, und verklagte alle Leute, die nicht glauben wollten, daß sie meine Tanten wären. Und Sie wollen es nicht einmal gestehen, da ich behaupte, und mit so gründlicher Gewißheit behaupte, daß diese zwei Tanten Ihre sind. Nein, Charitas, Sie treiben die Verstellung zu weit! Was wird die Frau von ** sagen, wen sie zurückkommt, und ich erzähle ihr von ihrer Schwester Charitas, daß sie von ihren lieben Tanten nichts wissen will.

Warum wurden Sie roth, Charitas, da ich Ihnen die Frau von ** nenne? Weiß ich etwa von Ihnen zu viel, mehr als ich wissen sollte? Ja, wenn Sie mich mit Ihrem Läugnen böse machen, so sage ich von Ihnen noch mehr, was ich schon lange weiß, und alsdann ist Ihre ganze Karte verrathen. So schlau Ihre Briefträgerin ist, so schlau ist auch mein Bedienter, und ich denke immer, meine kleine Correspondentin wohnt mir näher, als ich anfangs gedacht habe. Verstehen Sie mich? Nun lassen Sie es gut sein, ich will weiter nichts sagen, und auch weiter nichts wissen. Unser Briefwechsel ver=

löre viel Angenehmes, wenn er das Geheimniß=
volle verlöre. Aber sein Sie nicht wieder so hals=
starrig. Denn wenn Sie Ihre Tanten läugnen
können, so glaube ich auch, daß Sie eine Cousine
Barbara haben, daß Sie die Verstellung zu hoch
treiben, daß Ihr Jemand recht schlimm ist, daß
Sie . . . wer weiß, was ich Alles noch glaube,
wenn Sie Ihre Tanten weiter läugnen. Aber
wenn ich das alles auch glaubte, so würde mich
dieses doch niemals hindern, zu glauben, daß Chari=
tas ein gutes Mädchen, aufrichtig und verschwie=
gen sei. Lügen kann Charitas niemals, wenn sie
auch nicht allemal die Wahrheit gesteht. Das ist
ein großer Unterschied, wenigstens bei uns Juri=
sten, und wenn Sie mir das nicht glauben wol=
len, so fragen Sie nur Ihren Großpapa; haben
Sie etwa auch keinen Großpapa? Kleine Ver=
stockte! Sehen Sie, wie viel ich von Ihrer Fa=
milie erzählen könnte, wenn ich Sie nicht schonte.
Aber da Sie nun schlechterdings keine Tanten ha=
ben wollen, so darf ich Ihnen freilich auch keine
Beschreibung von Ihren Tanten machen, wie ich
mir vorgesetzt hatte. Das würde sich schicken! was
sollten Sie dazu sagen? Könnten Sie mir es wohl
einräumen, daß ich dieselben ähnlich geschildert
hätte? Wie viel Freude verderben Sie mir! Schon
einen ganzen Bogen hatte ich von Ihrer ältesten
Tante aufgesetzt, ich hätte Ihnen recht viel ins
Ohr sagen wollen; recht treuherzig wollte ich mit
Ihnen von den vielen Tugenden und den wenigen
Fehlern Ihrer Tante reden. Aber nun ist das
alles vergebens. Denn da Sie keine solche Tante
haben, so können Sie mich unmöglich verstehen,

und meine ganze Offenherzigkeit wäre ohne Nutzen. Sehen Sie, Charitas, um so vieles Vergnügen bringen Sie mich durch Ihren Eigensinn. Glauben Sie ja nicht, daß ich mir nur die Mühe ersparen wollte, mein Versprechen auszuführen; es war schon ausgeführt, und damit ich Sie davon überzeuge, so will ich Ihnen nur einen Auszug von der weitläuftigen Beschreibung geben, die ich für Sie aufgesetzt hatte. Ich habe Vieles weggelassen, das Sie gar nicht verstehen können, weil Sie nun, leider! schlechterdings keine solche Tante haben wollen. Da ist der Auszug selbst:

»rc. rc. Eben so oft habe ich angemerkt, daß »Ihre verheirathete Tante mitten in ihren Ver»gnügungen traurig wird. So lebhaft zuweilen »die Art ist, ihre Freude auszudrücken, so merk»lich ist hernach ihre Traurigkeit, und weit öfter »ist sie traurig, als vergnügt. Ich stelle mir um »deßwillen vor, und vielleicht nicht ohne Grund, »daß sie in ihrem ledigen Stande ein großes Räth»sel für ihre Freunde gewesen sein mag. In Ei»ner Stunde dreierlei Gesichter! Gegen diejenigen, »mit denen sie vor einer Minute freundlich gespro»chen, nun frostig und zurückhaltend. Einen Freund, »den sie vor Kurzem mit einer beleidigenden Un»aufmerksamkeit stehen ließ, sucht sie wieder auf, »und lächelt ihn an, da er es am wenigsten hofft. »Heute scheint sie ganz hungrig auf die schönen »Wissenschaften, und morgen liegen ihr alle Bü»cher im Wege. Sie zankt, versöhnt sich, zankt »wieder und wird gut. Sie wünscht auszufahren, »der Wagen wird angespannt; nun ist es ihr zu »windig, und sie schmollt in ihrem Zimmer. Keine

»Spielgesellschaft! Lieber Gott! was ist Dres-
»den für ein todter Ort! Aber da kömmt der Hof-
»rath, und noch ein junger Mensch, der seit einem
»Monate eitel genug ist, zu glauben, daß er jetzt
»regierender Liebhaber sei. Geschwind Karten her! —
»man spielt. Ihre Tante ist lebhafter, als jemals,
»sie verbreitet tausend Vergnügen über die Gesell-
»schaft, ihr entzückter Liebhaber schmilzt vor Liebe.
»Mit einemmal gibt sie die Karten ihrer Schwe-
»ster, wirft sich ans Fenster, und hält den Kopf
»rc. rc. So war Ihre Tante ehedem, oder ich
»müßte mich sehr irren. Sie wird vielleicht da-
»mals mehr aufgeräumt, als traurig geschienen ha-
»ben, aber schon ehedem ist sie eben so traurig
»gewesen, als jetzt; sie hielt es nur damals für
»nöthiger, sich mehr zu verstellen, als jetzt, weil
»sie fand, daß ein aufgeheitertes Gesicht allemal
»mehr Bewunderung an sich zieht, als eine kranke
»finstere Miene. Aber immer aufgeheitert durfte
»sie auch nicht bleiben, ihre Freunde würden es
»zu gewohnt worden sein und verlernt haben, den
»Werth ihrer heitern Blicke zu schätzen rc. rc. Sie
»besaß auch eine gewisse Bosheit, die nur den
»Frauenzimmern eigen ist, und die man, ich weiß
»wahrhaftig nicht, wie man sie im Deutschen nennt:
»genug, sie besteht darin, daß man selten aus-
»sieht, wie man ist; daß man diejenigen, die sich
»schmeicheln, unsern Charakter ausstudiert zu ha-
»ben, durch neue Scenen verwirrt macht; daß man
»diejenigen, die sich zu sehr einbilden, unsere Freunde
»zu sein, beleidigt, und sobald diese Beleidigung
»sie zu dem bittersten Entschlusse gebracht hat, sie
»wieder so viel Freundschaft verrathen läßt, daß

»sie ihrer Empfindlichkeit sich schämen, und kaum »noch glauben, daß sie beleidigt gewesen sind. In »dieser feinen Bosheit mag Ihre Tante eine ziem»liche Meisterin gewesen sein ꝛc. ꝛc. Sie fand es »für ihren Ehrgeiz sehr bequem, die Gesellschaft »in einer beständigen Aufmerksamkeit zu erhalten. »Dadurch, daß sie immer sich unähnlich war, brachte »sie es so weit, daß ihre jetzigen Freunde sich Mühe »gaben, ihre Neigung sich zu erhalten, und ihre »abgesetzten Freunde sich noch mehr Mühe gaben, »wieder empor zu kommen. Da so wenig Manns»personen verschwiegen sind, so mochte sie wohl »merken, wie vortheilhaft diese Unverschwiegenheit »für ihren Ehrgeiz sein müsse, wenn der Eine, »mit einer ängstlichen Sorgsamkeit, von seinem »verlangten Glücke, ihr Freund zu sein, und der »Andere, mit einem unruhigen Verdruß, von dem »Verluste dieser Freundschaft sprach. Ich wünschte »wohl nicht, meine liebe Charitas, daß Sie ein»mal Ihre Tante in diesem Stücke nachahmen möch»ten, da dieselbe so viele andere vorzügliche Eigen»schaften besitzt, die Ihnen zum Muster dienen kön»nen. Ein Frauenzimmer wagt dabei immer viel, »wenn sie gleich eben so tugendhaft und unschul»dig ist, als Ihre Tante allemal gewesen. Unter »so vielen Arten der Freunde sind einige beschei»den, und reden auch dann nichts Böses, wenn »sie beleidigt sind; aber sie ziehen sich zurück, und »vergessen die Eigensinnige; und mich dünkt, der »Verlust eines bescheidenen Freundes ist für ein »vernünftiges Frauenzimmer ein wirklicher Verlust. »Andere Freunde sind boshaft, und rächen sich mit »Bitterkeit an dem Eigensinn, der ihnen unerträg=

»lich geworden ist. Noch andere sind weder be-
»scheiden noch boshaft, aber muthwillig, und la-
»chen in Gesellschaft über die Begegnungen, wo-
»mit man sie beleidigt hat; und eben diese sind
»für das Frauenzimmer die gefährlichsten, weil die
»ganze Stadt gern mitlacht. Auf solche Art ꝛc. ꝛc.
»Aber ich verliere mich gar von Ihrer Tante, und
»bin durch diese Abschweifung auf den Charakter
»solcher Personen gebracht, die nur die Fehler Ih-
»rer Tante, und nichts von dem Angenehmen und
»Liebenswürdigen besitzen, das dieselbe in den Au-
»gen der Stadt, ihrer Freunde und ihres Man-
»nes so schätzbar macht; wie gesagt, sogar ihres
»Mannes, den ein Jeder, auch bei dem flatterhaf-
»ten Eigensinn seiner Frau, für den vergnügtesten
»Ehemann und seine Frau, ungeachtet ihrer klei-
»nen muthwilligen Unachtsamkeiten, für die getreueste
»Frau, bis zur Eifersucht getreu, hält. Das ein-
»zige ꝛc. ꝛc.«

Sehen Sie, meine gute Charitas, ungefähr noch einmal so viel, als ich hier gesagt habe, hatte ich von dem Charakter eines verheiratheten Frauenzimmers aufgesetzt, das ich für Ihre Tante hielt. Aber weil Sie nun durchaus keine solche Tante haben wollen, so darf ich Ihnen das übrige nicht einmal erzählen, denn Sie würden mich doch nicht verstehen. Und eben so wenig darf ich Ihnen künftig von der unverheiratheten Tante noch etwas sagen. Um so viel Vergnügen bringen Sie mich mit Ihrem eigensinnigen Läugnen! Leben Sie recht wohl, und bessern Sie sich.

Rabener.

P. S.
Barbara muß gar gestorben sein. Seit Ihrem letzten Briefe an diese kleine Ungestüme habe ich keine Nachricht von ihr.

Mein Herr,

Wenn ich mich wirklich so verstellen könnte, wie Sie es zu glauben vorgeben, so würde ich den Verlust, der mir dadurch zuwächst, für eine wohlverdiente Strafe ansehen müssen. Sie wollen mir den Charakter von der vermeinten unverheiratheten Tante gar nicht schicken, und den von der verheiratheten bekomme ich auch nicht vollkommen, weil ich nicht zugestehen will, daß sie meine Tanten sind. Was würden Sie aber künftig einmal von mir denken, wenn Sie es erführen, daß ich Sie hintergangen hätte? Nein, viel lieber will ich das Schönste entbehren, als nicht aufrichtig sein, und wenn es auch mein Großvater und meine Großmutter, da doch beide nicht mehr leben, hätten erlauben wollen. Es kann auch unmöglich Ihr rechter Ernst sein. Ich glaube, Sie versuchen mich nur, ob ich mich werde verführen lassen. Nicht wahr, ich habe es errathen? Mein Jemand weiß, für wen Sie mich halten. Er sagt, Sie thäten mir viel Ehre an. Er könnte sich aber nicht recht einbilden, daß Sie mich wirklich dafür hielten, weil er sonst nicht glaubte, daß Sie meine Tante so abgeschildert, und mir zugeschickt haben würden. Nun, Sie müssen am besten wissen, warum er da=

ran zweifelt; aber wenn ich nur meiner Aufrichtigkeit wegen nicht um die Charaktere kommen sollte! Kann man denn nicht an Fremden auch etwas lernen? Müssen es lauter Bekannte sein? Wenn ich nun recht sehr bitte? Ach ja, Sie schicken mir der Unverheiratheten ihren Charakter auch, und nach und nach die übrigen, die Sie mir versprochen haben. Wenn ich es werde gelernt haben, da will ich Ihnen auch . . . Aber, du arme Charitas, das wird noch lange währen, wenn gleich . . . Lachen Sie nicht, endlich werde ich es schon auch lernen. Nur fein viel Charaktere! Aber so ein Frauenzimmer, wie Sie die Tante beschreiben, das kann ja unmöglich vergnügt sein; was muß sie nicht den ganzen Tag zu thun haben, um ihre Rolle recht zu spielen? Da ist es kein Wunder, wenn sie zuweilen im Ernste Kopfschmerzen bekömmt. Nein, Charitas, da kann man den Verstand zu etwas Besserem anwenden. Sind aber die Mannspersonen nicht etwa, die sich ihre Freunde nennen, mit Schuld daran? Bestärken sie nicht etwa gar die Frauenzimmer in ihren kleinen Thorheiten, damit sie ihnen dagegen größere zu gute halten, oder auch, weil sie dadurch belustigt werden, und sich um so viel klüger zu sein einbilden? Oder läßt es etwa vornehmer, wenn man anders aussieht, als man ist? Das mag es wohl sein. Die Mannspersonen, die mögen zum Theil gefährliche Leute sein! Sie haben viel in dem Stücke zu verantworten; hernach werden sie aber meistens dafür auch bezahlt, wenn sie heirathen. Sie werden wohl glauben, daß mein Jemand so spricht, freilich aber . . . genug, ich will mich hüten. Bleiben Sie nur

mein Herr Lehrmeister, so wird es schon gut gehen. Und wenn Sie auch errathen könnten, wer ich bin, so errathen Sie es lieber nicht! Wollen Sie so gütig sein? Nicht wahr? Wenn Sie auch wissen, wer ich bin, so stellen Sie sich doch wenigstens, als wenn Sie es nicht wüßten. Denn sonst wäre die ganze Freude aus.

Charitas.

Den 28sten Jänner, 1758.

Wir wollen uns vergleichen, meine liebe Charitas. Ich will wegen Entdeckung Ihrer Person nicht weiter in Sie dringen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, ungeachtet Ihrer Verstellung, dennoch dasjenige weiter glauben, was ich nur gar zu gewiß weiß. Warum wurden Sie denn vorgestern so roth, da ich Sie auf der Treppe von der Hand Ihrer Mama nahm, und an das Zimmer führte? Sehen Sie, kleine Heuchlerin, daß ich Sie wohl ertappt habe! Aber vielleicht nehmen Sie sich vor, auch das zu läugnen, was vorgestern geschehen ist? Das wäre zu arg. Lieber übergehen Sie es gar mit Stillschweigen. Es scheint, daß Sie den Charakter der verheiratheten Tante, oder wer sie ist, tadelhafter gefunden haben, als er in der That ist. Sie legen die ganze Schuld ihrer Fehler auf die Mannspersonen ihrer Freunde. Diese Vertheidigung ist einer Nichte, oder wer Sie sind, allerdings anständig. Und im Grunde haben Sie Recht, daß sehr oft die Mannspersonen an den Fehlern der Frauenzimmer Ursache sind.

Sobald ein Mädchen vierhundert Wochen alt ist, sobald schmeichelt man ihr, als einem schönen artigen Kinde, (denn nicht alle Mädchen von vierhundert Wochen sind so gesetzt, wie meine Charitas, und nicht alle Mannspersonen reden mit ihnen in einem so altklugen Tone, wie ich mit meiner Charitas rede). Diese Schmeicheleien betreffen nur Kleinigkeiten; aber das junge Herz empfindet sie, und der Schmeichler gefällt ihr. Sie beschäftigt sich von den ersten Jahren an in diesen Kleinigkeiten, die ihr so viel Schmeicheleien zuziehen, immer vollkommener zu werden, und vergißt wichtige Tugenden, welche, wenn es hoch kommt, nur von ihren Aeltern und Lehrmeistern gebilligt, und noch seltener bewundert werden. In dieser unglücklichen Gleichgültigkeit gegen die wahren und vorzüglichen Eigenschaften eines Frauenzimmers nähert sie sich den gefährlichen Jahren, wo sie der Aufmerksamkeit der Mannspersonen täglich wichtiger wird. Ihre Eigenliebe, ihr Verlangen, bewundert zu werden, sind mit groß gewachsen. Die Mannspersonen merken diese Schwäche gar zu bald; sie drängen sich an die aufblühende Schöne; sie schmeicheln ihr, und werden mit einer beifälligen Weigerung lächelnd angehört. Sie sagen ihr tausend allerliebste Tändeleien von ihrer Bildung, ihrem Anzug, ihrem Gang, und zur Abwechselung eben so unwichtige Tändeleien von ihrem Witze vor. Also werden Bildung, Anzug und Gang und Witz, oder welches bei ihr einerlei ist, die geschwinde Fähigkeit, Andere muthwillig und bitter zu beurtheilen, diese werden für die einzigen Mittel, ihren schmeichelnden Freunden zu gefallen, angesehen.

Mit jedem Jahre wird sie darin vollkommener, und mit jedem Jahre steigt der eigennützige Beifall dieser gefährlichen Mannspersonen. Die Liebe zur Veränderung ist allen Menschen, und dem Frauenzimmer vorzüglich, eigen. Die Liebe zur Veränderung: sie wird die Thoren überdrüssig, die alle Tage um sie her faseln, sie macht sich neue Bekanntschaften, und wählt sich neue Thoren zu Freunden. Die ersteren werden also verdrängt, glauben beleidigt zu sein, und reden in der ganzen Stadt Böses von ihr. Die neuen Bekanntschaften werden auch abgedankt, und doch keine besseren gewählt. Denn wie soll sie glücklicher wählen, da sie, seit dem ersten Jahre von den Schmeicheleien flatterhafter Personen betäubt, niemals auf die ernsthaften Höflichkeiten eines vernünftigen Umgangs hören können? Sie hat Witz, aber keinen ausgearbeiteten Verstand; sie ist nicht lasterhaft, aber ohne Tugend. Alle bewundern ihre Schönheit, und Niemand hegt eine wahre Hochachtung für sie. Ihre Hände sind immer arbeitsam, ohne dasjenige zu thun, was man von der anständigen Wirthschaft eines wohlgezogenen Frauenzimmers verlangen kann. Ein Jeder, der mit ihr spricht, betet sie an, nur, um mit ihr zu tändeln, weil sie artig ist; der Verwegenste unter ihnen seufzt tückische Seufzer, lechzt nach ihrer Schande, schwört ihr im Stillen, nur im Stillen, ewige Treue, und würde sie in dem Augenblick für die verächtlichste Kreatur halten, wo sie aus ehrgeiziger Hoffnung seine Schwüre anhörte! Und an Allem diesen sind, ich schäme mich, es zu bekennen, nur die Mannspersonen sind an Allem diesen Schuld. Diese tän=

delten mit dem artigen kleinen Kinde; diese flatterten schmeichelnd um die aufblühende Schöne; eben diese sind ihr in den schlüpfrigen Jahren gefährlich, in welchen der Grund zu ihrem künftigen Glück oder Unglück gelegt werden soll. Aber, meine gute Charitas, nicht alle Mannspersonen denken so lieblos, und noch weniger würden so denken, wenn alle Frauenzimmer so geartet wären, wie etliche sind, die ich hier in Dresden kenne, und wie meine unvergeßliche Freundin war, die ich in Leipzig verloren habe. Sie ist todt — bedauern Sie mich, Charitas. Soll ich Ihnen künftig beschreiben, wie sie, diese meine beste Freundin, war? Für heute leben Sie wohl!

Rabener.

N. S.
Hier ist wieder ein Brief von der Barbara. Darf ich ihn lesen? Aber wenn er nicht anständiger ist, als der letzte, so mag ich ihn nicht einmal lesen.

Mein Herr,

Den Vergleich gehe ich recht gern ein. Sie verlangen, daß ich weiter nichts mehr von mir erwähnen soll. Ich lasse mir es gefallen, halten Sie mich für wen Sie wollen, wenn ich nur gewiß sein kann, daß Sie mit mir zufrieden sind, und mein Lehrmeister bleiben, und mir noch viele solche schöne Briefe schreiben wollen, so bin ich vergnügt. Das ist Alles, was ich wünsche. Der letzte Brief hat meinem Jemand ausnehmend ge-

fallen; er hat ihn mehr als einmal durchgelesen. Er hat mir ihn vorgelesen. Er sagt, ich könnte mich glücklich schätzen, von einem solchen vernünftigen Manne unterrichtet zu werden, der die Menschen so gut kennte, sie zu bessern suchte, weil er sie liebte, den Thorheiten, aber nicht den Personen, feind wäre, und — was er mir Alles noch mehr zu Ihrem Lobe sagte. Wie sehr freute ich mich darüber! Denn mein Jemand ist kein Schmeichler. Ich soll den Brief wie alle Ihre Briefe, recht wohl aufheben, sie würden mir künftig von sehr großem Nutzen sein. Er wußte gewiß, daß ich mich Ihnen nicht erkenntlicher erweisen könnte, als wenn ich Ihren guten Lehren folgen würde; das sagt er, und das will ich auch thun. Aber die armen Mädchen, die sind in großer Gefahr, besonders die schönen! Schmeicheleien mögen freilich gefallen; die guten Kinder! sie dauern mich. Wenn ich es ihnen nur sagen könnte. Ich werde Ihren Brief etlichen zu lesen geben; und wenn ich nur einige erst auf meine Seite habe, so ist es schon gut. Diese sollen wieder ihre guten Freundinnen warnen, und wenn hernach die gefährlichen Herren mit ihren Tändeleien kommen, so wollen wir sie brav auslachen. Ich bin recht böse auf sie. Es ist nur gut, daß sie nicht Alle so sind. Machen Sie mir doch die Freude, und beschreiben mir die geliebte Freundin, die Sie in Leipzig verloren haben. Ich kann mir einbilden, daß sie recht viel gute Eigenschaften gehabt haben muß, weil sie von Ihnen geliebt worden ist; um so viel mehr sind Sie zu beklagen. Aber wird Sie eine solche Beschreibung nicht betrüben? Das

möchte ich nicht gern, so lieb mir auch ihr Charakter wäre. Alles, was Sie schildern, ist schön, und Alles, was Sie mir schicken, wird mir angenehm sein.

Charitas.

P. S.

Hier ist das mir zugeschickte Briefchen; ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.

Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen danke ich demüthig ergebenst für Dero, Dero, Dero geehrte und wertheste Zuschrift, die Sie, Sie, Sie, Sie, Sie an mich zu senden geruhet haben. Da, Charitas, da hast du Ihnen, Dero und Sie, so viel du willst. Schäme dich, wir kleinen Dinger sollten so fremd mit einander thun, und sind noch oben drein so nahe Freunde. Aber beim tausend . . . . . warum willst du mich denn nicht für deine Cousine erkennen? Besinne dich, wie war dir, da du schriebst? Hast du etwa auch traurige Stunden, wie große Jungfern? Pfui! dazu sind wir zu klein. Herrn Rabener hast du auch verführt; es ist schon gut. Er hat mich ausgehunzt, wie unser alter Magister. Muß ich doch nicht mehr an ihn schreiben! Aber an dich schreibe ich zum Possen, zum Possen schreibe ich an dich, denn du bist doch meine Cousine; trotz, rühre dich! He? bin ich nicht deine Cousine?

Barbara.

Mein Herr,

Warum verklagen Sie die arme Barbara so sehr bei mir? Sie, der Sie ein Kenner des weiblichen Geschlechts sind, wundern Sie sich wohl über dieses kleine Mädchen? Glauben Sie, sie sei noch ohne Empfindung? Nein, gar nicht; denn sie hat ihr zehntes Jahr zurückgelegt, und da wissen Sie wohl, wie es um so ein Mädchen steht. Sie ist allerdings ein wenig eifersüchtig auf die Charitas, und glaubt, Sie sagen ihr mehr Schönes; und es kann auch möglich sein, weil Sie mit ihr an einem Orte leben, und Barbara hingegen wohnt sechs Meilen von Ihnen: dieses ist auch die Ursache, warum die Correspondenz manchmal unterbrochen wird. Mich, als Mutter, ermahnen Sie zugleich, auf meine Tochter wohl Acht zu haben, und dieses thue ich auch, so viel als möglich: allein es wird Ihnen auch bekannt sein, daß mancher ehrliche Vater es nicht an guten Exempeln, Vermahnungen und treuen Lehren hat ermangeln lassen, und hat doch wohl einen Satyr an seinem Sohne erzogen, und alles das Gute, was etwa der Sohn in seiner Jugend von sich blicken ließ, ist so ausgefallen, daß sich Roß und Mann vor seiner Feder fürchten. Dieses an meiner Tochter zu erleben, wünsche ich mir nicht, und sie hat auch nicht das Talent, daß ich solches vermuthen könnte. Darf ich mir noch zum Schluß ausbitten, daß Sie sich ferner die Mühe geben, an mein Mädchen (wenn es Ihre Verrichtungen erlauben) zu schreiben, so werden Sie sehr obligiren

die Mutter der Barbara,

F. O.

Den 28sten Januar, 1758.

Madame,

Zu Anfang des verwichenen Decembers war Ihre Böse Barbara weit jünger, als Charitas, die damals drei bis vierhundert Wochen alt sein sollte, und heute ist eben diese Barbara schon ein eifersüchtiges Frauenzimmer von zehn Jahren. Ihre Kinder wachsen sehr geschwind, Madame. Wenn sie so fortwächst, welches ich von Herzen wünsche, so ist sie im künftigen März Braut, im April Mutter, im November Großmutter, und im December ein altes verschrumpftes Weibchen, ohne Zähne, und mit grauen Haaren. Erklären Sie mir doch das Räthsel, Madame! Ueberhaupt nach Dero gestrigem Briefe zu urtheilen, so schlimm er auch sonst ist, wünschte ich mir lieber mit Ihnen zu correspondiren, als mit Ihrem kleinen Dragoner. Ich würde mir es ausbitten, wenn ich nicht morgen auf etliche Wochen verreisen müßte. Leben Sie allemal wohl, und bleiben Sie auch unbekannt meine Freundin. Ich bin

Dero

ganz ergebenster Diener,

Rabener.

Den 5ten Februar, 1758.

Allerdings, meine liebe Charitas, kann ich nicht ohne traurige Empfindung an meine verlorne Freundin denken; aber seit sechs Jahren und drüber habe ich sogar in diesem traurigen Andenken mehr Beruhigung empfunden, als in vielen Arten des

Vergnügens. Um so weniger wird mich dieses abhalten, Ihnen eine Beschreibung von ihr zu machen, zumal da Sie mir sagen, daß Sie meine Briefe aufheben wollen, bis Sie groß werden; daß Sie Freundinnen haben, denen Sie solche zeigen, und daß Ihr Jemand so beifällig von meinen Charakter urtheilet.

Von dem äußerlichen Ansehen meiner unvergeßlichen Freundin werde ich Ihnen nicht viel sagen können. Sie war mehr blond, als braun, noch etwas länger als ich, und sehr wohl gebaut. Eine hohe Stirne, eine runde Hand, und ein vollkommen schöner Fuß machten, daß man die Fehler ihres etwas zu sehr aufgeworfenen Mundes weniger bemerkte. Ihre blauen Augen waren zwei vortheilhafte Verräther eines menschenfreundlichen, redlichen und immer heitern Herzens. In ihrer Aussprache hatte sie etwas Unangenehmes und zu Männliches, welches man aber vergaß, sobald man hörte, was sie sprach, und welches wenigstens mir, so lange ich sie kenne, niemals unangenehm geschienen hat, weil ich sie, so lange ich sie kenne, geliebt habe.

Sie war aus einem Hause, welches in Leipzig seit langen Jahren in gutem Ansehen gestanden, und immer rechtschaffene Leute hervorgebracht hat. So war auch ihr Vater ein frommer, ein arbeitsamer, ein rechtschaffener . . . mit einem Wort, ein Mann, welcher werth war, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Er starb für uns zu früh, und ließ seiner Tochter einiges Vermögen. Einen Theil davon wendete sie dazu an, sich in dem, was sie zu lernen angefangen hatte, immer mehr zu ver=

bessern. Im Zeichnen hatte sie eine nicht gemeine Fertigkeit erlangt. Sie verstand einige Sprachen, und, was noch seltener ist, ihre Muttersprache vollkommen. Sie las gern und viel, und Alles mit einem reifen Geschmack und einer gesunden Beurtheilungskraft. Die alte und neue Geschichte war ihre angenehmste Beschäftigung, weil sie dadurch mehr das Herz, als den Witz, zu bessern glaubte. Sie besaß die schwere Kunst, im Briefschreiben eine Meisterin zu sein, und die noch schwerere Kunst, von allen diesen Geschicklichkeiten sich in Gesellschaften nichts merken zu lassen. Sie glaubte nicht, daß es die wichtigste Pflicht eines Frauenzimmers sei, zu zeichnen, Sprachen zu verstehen, belesen zu sein, Witz und Geschmack zu haben; diejenigen Arbeiten hielt sie für wichtiger, welche Ordnung und Gewohnheit von dem Fleiße eines wohlgezogenen Frauenzimmers forderten. In solchen war sie vollkommen, und sie sah es gern, wenn man ihr darin mit einer anständigen Schmeichelei den Vorzug vor andern Frauenzimmern zugestand. Ihr Anzug war von dem Augenblicke, da sie das Bett verließ, so sorgfältig und so reinlich, als er den ganzen Tag über sein sollte. Sie würde sich die geringste Unachtsamkeit in Wäsche und Kleidung nicht vergeben haben, weil sie glaubte, daß sie diese Aufmerksamkeit ihren Freunden schuldig wäre, die Gelegenheit suchen möchten, sie den Tag über zu sprechen. Bei der fortdauernden Krankheit ihrer Mutter leitete sie ganz allein die ziemlich weitläuftige Wirthschaft ihres Stiefvaters. Ohne jemals eine unruhige Beschäftigung merken zu lassen, erhielt sie die Bedienten, die

Küche, die Vorräthe, mit einem Wort, Alles, was zu einer Wirthschaft gehört, in einer bewundernswürdigen Ordnung; denn sie glaubte, daß ein Frauenzimmer, wenn es auch noch so geschickt, belesen, witzig und artig wäre, dennoch ohne diese Haushaltungskunst sehr unvollkommen, und für ihren Mann, es geschähe nun zeitig oder spät, ein unvermeidliches Unglück sein müsse. Ich erinnere mich noch eigentlich einer gewissen Gelegenheit, wo sie mit einem ziemlichen Eifer behauptete, daß ein Frauenzimmer, welches nicht eine sorgfältige Beobachtung der häuslichen Wirthschaft für eine ihrer wichtigsten Pflichten ansähe, eben so tadelhaft sei, als eine Mannsperson, die ihr Amt nicht verstehe, oder verabsäume, und sich nur auf die eigennützige Vorsorge seiner Untergebenen und Bedienten verlassen wolle. Ich habe sie einmal roth und fast im Ernste böse gemacht, da ich die Meinung vieler Frauenzimmer in Leipzig vertheidigte, daß eine Frau nur darum Frau sei, daß sie mit ihrem Manne speisen, und zu Bette gehen könne. Ich weiß, Sie vergeben mir es, meine liebe Charitas, daß ich bei diesem Punkte mich länger, als bei den übrigen, aufgehalten. Ich habe das Vergnügen gehabt, aus einem Ihrer Briefe zu bemerken, daß Sie selbst eine glückliche Anlage zu einer guten Wirthin haben. O, Charitas! Aendern Sie diese rühmliche Gesinnung niemals! Sie werden ein vollkommenes Frauenzimmer sein, wenn Sie eine gute Wirthin werden. Und wenn Sie auch Ihrem Mann gar kein Vermögen zubrächten; und wenn Sie in keinem Buch, als in der Bibel, gelesen hätten; und wenn Sie keinen Men=

schen aus der alten Geschichte kennten, als den Pontius Pilatus; und wenn Sie keinen Geschmack von irgend einer Sache besäßen, die in das Feld der schönen Wissenschaften gehört; und wenn Sie keinen so hübschen Brief schrieben, als Sie schon jetzt schreiben, und immer besser werden schreiben lernen; so werden Sie dennoch, auch ohne alle diese angenehmen Vorzüge, ein vollkommenes Frauenzimmer sein. Aber sind Sie keine Wirthin, so muß Ihr Mann zu Grunde gehen, es kann nicht fehlen. Je mehr er verdient, desto stärkern Aufwand werden Sie machen; je weitläuftiger seine Haushaltung ist, desto mehr werden Sie dabei zu Grunde gehen lassen. Sie sollen keine Arbeit der Dienstboten thun, das wird kein vernünftiger Mann verlangen; aber Sie sollen nach dem Maaße, als Ihr Mann in reichlichen Umständen ist oder nicht, durch eine anständige Eintheilung und Besorgung desjenigen, was Ihr Mann zur Wirthschaft ohne Unbequemlichkeit hergeben kann, sein Glück befördern helfen, die Hochachtung und den Gehorsam der Bedienten sich erwerben, und sich, und Ihren Mann, und . . . ja, Charitas, ich sage Alles heraus, . . . und Ihre Kinder vom Mangel und Schande retten. Sehen Sie, gute Charitas, wie lieb ich Sie haben muß, daß ich so lange mit Ihnen rede, ohne meiner unvergeßlichen Freundin zu gedenken. Diese hätten Sie kennen sollen! Wie viel Gutes hätte sie Ihnen sagen können, das ich Ihnen nicht sagen kann! Nehmen Sie die Vermahnung, die ich Ihnen hier gebe, als eine Vermahnung von meiner verstorbenen Freundin an. Heben Sie, wenn ich bitten darf, diesen Brief

auf, bis Sie einmal heirathen. Zeigen Sie ihn Ihrem künftigen Mann. Wenn er vernünftig ist (und meine Charitas wird sich gewiß keinen, als einen vernünftigen, Mann wählen), wenn er vernünftig ist, so wird er mir für diesen Brief, als ein Hochzeitgeschenk, auch dann noch danken, wenn ich vielleicht schon lange vermodert bin. Wollen Sie das thun, Charitas?

So lang auch dieser Brief schon ist, so kann ich doch unmöglich schließen, ohne Ihnen noch ein paar Worte von meiner ewig schätzbaren Freundin zu sagen. Sie besaß das gute Temperament, immer aufgeräumt, und munter und scherzhaft zu sein. Sie liebte kleine Spöttereien, aber ihr Spott schmeichelte, anstatt zu beleidigen, weil man ihr redliches Herz kannte, und sie nur über solche Sachen spottete, über welche die Gesellschaft sich gern Vorwürfe machen ließ. Ihre Scherze belebten eine ganze Gesellschaft, und doch wußte sie die ganze Gesellschaft, und oft die ungezogensten Mannspersonen, in einer gewissen Entfernung und bescheidenen Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Aufführung gegen einen widersinnigen, heftigen und eigennützigen Stiefvater erwarb ihr die Liebe des ganzen Hauses. Es hat mich oft mehr Ueberwindung gekostet, sie nicht an diesem nichtsw. . . . . . (aber er war der Stiefvater meiner Geliebten, und hat bei ihrem Tode geweint) wie gesagt, mehr überwindung hat es mich gekostet, sie nicht zu rächen, als es sie Ueberwindung kostete, das Unrecht, das man ihr oft erzeigte, geduldig zu verschmerzen. Es war dieses eine glückliche Folge nicht bloß von ihrer natürlichen Gemüthsart; es war die Folge

einer wahren Frömmigkeit: denn meine göttliche *** war fromm, nicht darum nur, weil die Religion, in welcher sie erzogen war, es also haben wollte, sondern weil sie den innern und unschätzbaren Werth einer aufrichtigen Frömmigkeit mit Ueberzeugung kannte. — O Gott! wie viel habe ich mit ihr verloren! — Ja, Charitas, diese meine Freundin ist todt, für mich ganz verloren! Noch jetzt ist mir der Augenblick schrecklich, da ich sie zum letztenmal gesehen habe. Sie starb, da ich meinem Glück am nächsten zu sein glaubte. Eine verwüstende Krankheit entriß sie mir. O! wie viel sagte sie mir noch in dem letzten Augenblick! Wie viel Großes sagte mir noch diese Freundin zu meiner Beruhigung! Noch ihre Augen redeten zu mir, da sie schon nicht mehr stammeln konnte. Als eine Christin, als meine beste Freundin starb sie — — nicht ein Wort mehr, Charitas!

N. S.

Nichts, gar nichts können Sie auf den Brief der Barbara antworten. Vielleicht schläft auf solche Art die ganze leere Correspondenz ein. Es ist gar nicht die Schreibart eines kleinen Mädchens! Ich halte sie für das Gewäsch einer erwachsenen Person, die im Namen eines Kindes Ungezogenheiten sagt, welche sie, in ihrem Namen zu sagen, sich schämt. Gute Nacht! Es hat schon zwölf Uhr geschlagen. Da Sie vielleicht schon halb ausgeschlafen haben, wache ich noch, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Diener.

Rabener.

Ich bedanke mich, mein lieber Herr Lehrmeister, recht sehr bedanke ich mich für die schöne Beschreibung Ihrer verstorbenen vortrefflichen Freundin. Mein Jemand sagt, daß so viele herrliche Eigenschaften nur selten beisammen angetroffen würden, daß dieser Charakter allen Frauenzimmern zum Muster dienen könne. Ich soll den Brief sorgfältig aufheben, abschreiben soll ich ihn, und mir die guten Lehren, die Sie mir darin geben, wohl zu Nutze machen; so würde ich, obgleich nicht alle diese vorzüglichen Eigenschaften, dennoch die nöthigsten und nützlichsten erlangen. Was werde ich Ihnen nicht zu danken haben? Und was werden Ihnen nicht Andere zu danken haben? Denn ich soll diesen Brief, weil Sie es erlauben, auch Andern zu lesen geben. Bekomme ich dennoch mehrere Charaktere von Ihnen? Ich hoffe es, weil Sie es versprochen haben; jedoch mit Ihrer Bequemlichkeit. Behalten Sie mich lieb.

Charitas.

Am 14ten Februar, 1758.

Werden Sie mir es denn vergeben, meine gute Charitas, daß ich Ihren Brief so lange unbeantwortet gelassen habe? Ich bin seit Donnerstags etwas unbaß gewesen, und ob ich mich wohl die meiste Zeit inne halten müssen, und also wohl Zeit gehabt hätte, zu schreiben, so ist doch mein Gemüth bei den traurigen Umständen unserer Stadt (von denen Sie wegen Ihrer Jahre glücklicherweise am wenigsten empfinden) so umnebelt und

zerstreut, daß ich auch jetzt noch nicht viel antworten, am wenigsten einen von den verlangten Charakteren senden kann. Haben Sie denn meinen Brief wirklich einigen von Ihren Freundinnen lesen lassen? Was sagten denn diese dazu? Melden Sie mir doch das in Ihrem nächsten Briefe.

Rabener.

Mein Herr,

Es thut mir leid, daß Sie sich nicht wohl befunden, und daß dieses und andere unangenehme Dinge mehr, Ursache sind, warum Sie mir nicht eher geantwortet haben. Entschuldigen Sie sich aber deßwegen nicht. Ich habe mir ja ausgebeten, daß Sie nur mit Ihrer Bequemlichkeit schreiben sollen. Haben Sie mich nur lieb, ich will gern warten, und ich habe auch schon so viel Gutes von Ihnen zu lesen, daß ich mich lange damit behelfen kann. Was diejenigen zu ihrem Briefe sagen, denen ich ihn habe wollen zu lesen geben, davon kann ich noch nichts melden. Viele haben ihn noch nicht gelesen. Und, was wollen Sie sagen: Eine ist, indem sie gelesen, roth geworden, worüber aber? das weiß ich nicht. Ich war nicht dabei, ich habe es nur gehört. Erfahre ich etwas, so werde ich es Ihnen gewiß schreiben.

Charitas.

Dresden, am 28sten Febr. 1758.

Wie ist das möglich, daß eine Freundin von Ihnen bei Lesung meines Briefs kann roth geworden sein? Ich bin darüber sehr betreten. Sollte wohl etwas darin gestanden haben, das beleidigen können? Sollte ich in einigen Ausdrücken nicht vorsichtig genug gewesen sein? Kaum kann ich das glauben; wenigstens wünsche ich, daß es nicht sein möge. Aber ich muß noch einige Zeit in dieser Ungewißheit bleiben, da ich, ich will es Ihnen nur gestehen, die ganze Sammlung unserer Briefe einem Frauenzimmer geliehen habe, die ich sehr hochschätze, und welche ich über diesen Umstand besonders befragen werde, sobald ich Gelegenheit habe, mit ihr davon zu reden. Hätten Sie wohl Lust, meine liebe Charitas, auch mit diesem Frauenzimmer einen Briefwechsel anzufangen? Sie ist in der Kunst, Briefe zu schreiben, eine Meisterin; sie denkt gut und richtig; sie kennt alle Pflichten eines Frauenzimmers, und wird um eben deßwillen weit besser im Stande sein, Ihnen die nützlichsten Lehren zu sagen, die in ihrem Munde viel stärkern Nachdruck haben werden, als wenn ich Ihnen solche vorpredigte. Melden Sie mir doch Ihre Gedanken darüber. Den Namen dieses mir schätzbaren Frauenzimmers kann ich Ihnen nicht nennen; aber sie ist meine Freundin, und wird mir eine Bitte nicht abschlagen, die zum Besten meiner guten Charitas gereicht. Ich will mir dieselbe in dieser Kor'espondenz adjungiren lassen. Das Einzige befürchte ich: Sie werden von mir keine Briefe mehr lesen wollen, wenn Sie einmal von dieser meiner Freundin einen Brief gelesen

haben. Antworten Sie mir auf diesen Umstand bald. Wie wäre es, wenn Sie gleich ein paar Zeilen an meine Freundin schrieben, und um den Briefwechsel mit derselben ansuchten? Sie können den Brief überschreiben: **Pour Mademoiselle D. E.** und wenn Sie ihn nicht siegeln, ist es mir desto lieber. Leben Sie wohl!

Rabener.

Das hätte ich nicht gedacht, mein lieber Herr Lehrmeister! Womit habe ich es denn versehen? Es scheint, als wenn Sie mich auf eine gute Art los zu werden suchten. Sie wollen sich eine Freundin adjungiren lassen, an diese soll ich schreiben, und mir ihren Briefwechsel ausbitten? Sie loben sie? Sie glauben, daß sie mich besser, als Sie selbst, unterrichten würde? Ich weiß es nicht. Allemal würde mir lieber sein, wenn Sie mein Lehrmeister blieben. Sie haben mir es auch versprochen. Indessen will ich gehorsam sein. Hier ist ein Brief an die Mademoiselle **D. E.** Ich hoffe, Sie werden . . . ach ja! Sie werden es schon so einzurichten wissen, daß ich noch ferner Ihre Schülerin bleibe. Wollen Sie?

Charitas.

Pour Mademoiselle D. E.

Mademoiselle,

Was werden Sie denken? Ein kleines Mädchen nimmt sich die Freiheit, an Sie zu schreiben. Und

das ist noch nicht Alles. Sie will sich auch etwas ausbitten. Werden Sie es nicht übel nehmen? Könnten Sie sich entschließen? . . . Nein — wollten Sie wohl so gütig sein, und . . . Lassen Sie sich es lieber von Herrn Rabener sagen, warum ich Sie bitten will. Er weiß es, und wird es viel besser machen, als ich. Aber gleich! Sie müssen nicht weiter lesen, bis er es Ihnen gesagt hat. Er hat mir recht viel Gutes von Ihnen geschrieben. Er lobt aber auch mich manchmal. Nun, Sie haben ja unsere Briefe gelesen, nicht wahr? Schreibt er nicht überaus schön? Was er will, schreibt er; und Sie sollen noch schöner schreiben? Was für schöne Briefe werde ich bekommen! Ich soll nicht wissen, wer Sie sind. Gut! Sie verlangen doch auch nicht zu wissen, wer ich bin? Aber lieb wollen Sie doch haben

Ihre

kleine

Charitas.

Den 4ten März 1758.

Ich habe Ihren schönen und für mich gar zu schmeichelhaften Brief meiner guten Freundin, der Mademoiselle **D. E.** in ihre eigenen Hände gegeben, und ich hatte die gewisse Hoffnung, ich würde Ihnen heute eine Antwort schicken können; aber eine unerwartete Verhinderung hat mich um diese Hoffnung gebracht. Sie können glauben, daß diese Verhinderung sehr wichtig sein müsse; denn meine Freundin hat über Ihren Brief so viel Beifall

gezeigt, daß es ihr gewiß angenehm sein muß, sich mit Ihnen in einen Briefwechsel einzulassen. Einen Brief zu schreiben, und den recht artig zu schreiben, kostet ihr auch gar keine Mühe, und von mir ist sie, wie ich seit einiger Zeit gewiß hoffe, eine viel zu gute Freundin, als daß sie aus Bequemlichkeit oder Eigensinn mir eine so angelegene Bitte abschlagen sollte, die auf mein Vergnügen und auf das Beste meiner Charitas abzielt. Also können Sie glauben, daß diese Verhinderung sehr wichtig ist. Desto gewisser verspreche ich Ihnen auf künftige Woche einen Brief von ihr. Gedulden Sie sich so lange! Deßwegen bleibe ich immer noch Ihr Lehrmeister, ob ich schon weiß, daß Sie meine Lehren ganz entbehren können, wenn Sie mit meiner Freundin einen ordentlichen Briefwechsel führen werden. Ich wünsche dieses um so viel mehr, da mich einige Umstände nöthigen werden, künftige Feiertage auf einige Wochen zu verreisen. Ich werde alsdann meine Reise mit ruhigem Herzen antreten, wenn ich Sie in so guten Händen weiß. Vergessen werden Sie mich doch nicht darüber, meine liebe Charitas? das sollte mir nahe gehen. Denn, wenn meine Freundin auch noch so schön, noch so lehrreich, noch so vernünftig schreibt, so bin ich doch von Ihnen ein älterer Lehrmeister, und ein aufrichtiger Freund. Wollen Sie mir versprechen, mich auch abwesend nicht zu vergessen?

Rabener.

N. S.

Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, bald! Wir haben nur noch drei Wochen bis auf Ostern.

Also soll ich Abschied nehmen, mein lieber Herr Lehrmeister, von Ihnen und Ihren schönen Briefen soll ich Abschied nehmen? Das geht mir sehr nahe. Billig ist es, daß ich Ihnen nicht länger beschwerlich falle. Sie haben mit mir kleinem Mädchen lange Geduld gehabt; ich danke recht sehr dafür. Ich bedanke mich für alle gute Lehren, die Sie mir gegeben haben, und werde, wenn ich sie noch besser einsehen und verstehen lerne, immer mehr danken.

Sie wollen mein Herr Lehrmeister bleiben; das ist mir lieb. Ihre gute Freundin — und die vorgegebene Reise . . . arme Charitas! Geduld! — Leben Sie wohl, recht wohl leben Sie, mein lieber Herr Lehrmeister! Behalten Sie mich lieb, und denken Sie zuweilen an

Ihre

kleine Schülerin

Charitas.

Am 9ten März 1758.

Ich erwarte heute eine Antwort von Ihnen, und um Zeit zu gewinnen, fange ich meinen Brief immer an, ich möchte vielleicht Nachmittags gehindert werden. Vielleicht bekomme ich noch vor Tisch einen Brief von meiner Freundin **D. E.** Inzwischen sende ich hier einen, den ich gestern Abends noch spät erhielt, und der, wie ich aus dem Siegel urtheile, wieder von der Barbara ist. Wenn wird doch das Mädchen aufhören zu plaudern! Darf ich ihn bei der Gelegenheit lesen?

Heute ist schon der eilfte, und ich habe noch nicht eine Zeile von Ihnen; wie geht das zu? Krank werden Sie doch nicht sein? Ich bin sehr besorgt; antworten Sie mir bald! A Dieu.

Rabener.

Am 8ten März 1758.

Meine liebe Gretel,

Nun ist es einmal Zeit, daß wir ohne Maske mit einander reden. Tausendmal danke ich Ihnen für den angenehmen Briefwechsel, den Sie mit mir seit einigen Monaten unterhalten haben. Wie viel Artiges haben Sie mir binnen der Zeit geschrieben, und wie offenherzig haben Sie mich einigemal gemacht, Ihnen Vieles zu sagen, das in künftigen Zeiten Ihnen verständlicher und nützlicher sein wird, als es Ihnen vielleicht jetzt sein mag. Es war für mich sehr vortheilhaft, daß Sie glaubten, ich kennte Sie nicht; denn nun konnte ich viel ungezwungener schreiben, und viele Stellen in unsere Briefe bringen, ohne welche die Correspondenz vielleicht einigemal würde matt geworden sein. In der That habe ich Sie in den ersten vierzehn Tagen nicht gekannt; aber länger blieben Sie mir nicht versteckt. Glauben Sie das nicht? Herr Sekretär B* soll mein Zeuge sein, dem ich es schon vor acht Wochen anvertraut habe. Mündlich kann ich Ihnen auch noch mehrere Umstände angeben. Nur Einen will ich jetzt berühren. Die zweite Barbara bin ich selbst gewesen; wo hätte sonst ein fremdes Mädchen wissen können, daß der

Hampelmann, um den wir uns vor Weihnachten zankten, oben in Ihrer Stube liege, und Line ihn am besten finden würde? Diese zwei Worte waren freilich sehr mühsam ausgekratzt, als Sie mir den Brief zuschickten, aber für mich konnten sie kein Geheimniß sein, da ich ihn selbst geschrieben hatte.

Also müssen wir von einander Abschied nehmen? Ich thue es mit schwerem Herzen. Fahren Sie fort, so fein zu schreiben, als Sie es schon jetzt können, so werden Sie es mit der Zeit Ihren zwei ältesten Schwestern gleich thun, und wenn Sie fortfahren, auch so fleißig, wie bisher, zu schreiben, so werden Sie es im Fleiß Ihren zwei ältesten Schwestern weit zuvorthun. Gewöhnen Sie sich, so gut, so vernünftig und so tugendhaft zu denken, als man Sie hat in Ihren Briefen denken lassen; so werden Sie bis in Ihr Alter glücklich, und das Vergnügen Ihrer ganzen Familie sein. Wollen Sie denn auch meine Freundin bleiben? Gewiß hoffe ich das, gewiß wird mich die Gretel eben so lieb haben, als mich Charitas hatte.

Und Ihnen, mein lieber, guter, ehrlichen Herr Jemand, gehört freilich dieser Dank ganz allein. Sie haben mir durch diese glückliche Erfindung viele angenehme Stunden gemacht. Vergeben Sie mirs aber auch, daß ich Sie manchmal in große Verwirrung setzte, wenn Sie mir weder eine Unwahrheit sagen, noch auch die Wahrheit gestehen wollten? Noch jetzt dauern Sie mich, wenn ich Sie mir vorstelle, wie Sie vor etlichen Wochen auf meinem Sopha saßen, und wider die Erde sahen, da ich, als von ungefähr, die Gretel unter meiner vermuthlichen Correspondentin nannte.

Aber Lorchen, mein verrätherisches Lorchen, was fange ich mit Ihnen an? Wie grausam sind Sie mit mir umgegangen! wie dreist! Sie, die Sie sonst den Augenblick roth wurden, wie dreist haben Sie Ihre Rolle gespielt! Tausend Wendungen habe ich machen müssen, mich gegen Sie nicht zu verrathen. Ich, der ich sonst, wie Fritzchen sagt, das Herz in meinen Augen habe, mußte mich durch ganz ungewohnte Mienen verstellen, um Ihnen mein Herz nicht sehen zu lassen; und wie oft habe ich in diesem meinem Herzen über Sie, kleine Heuchlerin, triumphirt, wenn ich, mit einer ernsthaften und gelassenen Miene, mir von Ihnen eine Sache erzählen ließ, die ich schon besser wußte, und wenn ich durch erdichtete Umstände neue Gelegenheit gab, über meine Leichtgläubigkeit zu frohlocken? Fast muß ich nun glauben (eine Sache, die kein Mensch glauben wird), daß ich beinah, aber nur beinah, so schlimm und boshaft bin, als Lorchen ist. Doch habe ich Sie manchmal ertappt. Erinnern Sie sich noch des Abends, wo wir beide an der Kommode saßen, die Gretel neben uns stand, und Sie nach dem Fortgang der Correspondenz mit der Charitas fragten, wie roth, wie bestürzt wurden Sie, wegen Ihrer Uebereilung! Wie geschwind sprangen Sie auf, änderten die ganze Unterredung, und dankten dem Himmel, daß ich guter Narr nichts von Ihrer Uebereilung gemerkt hatte. Wollen Sie unsere schlaue Briefträgerin noch mit einem Glas Wein bestechen, um, mir zum Besten, zu entdecken, wer die Charitas sei? Wie bestrafe ich Sie, Lorchen? Denn bestraft müssen Sie werden, mehr als auf Eine Art bestraft. Die erste

Strafe soll diese sein, daß Sie Ihrer liebenswürdigen Freundin Babet die Entwickelung unserer Komödie melden. Sie wären ungerecht, wenn Sie das nicht thun wollten, da Sie die Babet oft mit Freuden von meiner Leichtgläubigkeit, und noch damals, als ich Sie am Pulte überraschte, unterhalten haben. Himmel! was für eine Menge Verstellungen haben Sie in Ihrer Gewalt! Je mehr ich allen den Umständen nachdenke, bei denen ich Sie erwischt habe, desto mehr erstaune ich über Sie. Aber zu meinem Glück hatte ich meine Rolle auch gelernt. Künftig wollen wir beide in allen Sachen recht aufrichtig mit einander umgehen. Denn, wie es scheint, sind wir einander gewachsen, und Corsaire contre Corsaire thut nicht gut. Leben Sie wohl, mein ehrlicher Herr Jemand! Mein verrätherisches, grausames, heuchlerisches, boshaftes, und bei allem diesen doch mein gutes Lorchen, leben Sie wohl! Und Ihnen, meine liebe Charitas, küsse ich zu guter Letzt die Hände, und bleibe von Ihnen und Ihrem ganzen Hause

ein aufrichtiger Freund und
Diener,
Rabener.

Hier sende ich Ihnen, Mademoiselle, wie ich es gestern versprach, die Auszüge von einigen Briefen, die zwischen mir und dem Herrn Cramer gewechselt worden sind. Ich könnte sie eben so leicht selbst bringen, als ich sie durch meinen Bedienten überschicke; aber alsdann würde ich nicht haben an Sie schreiben können, und an Sie zu schreiben, ist für mich eben so schmeichelhaft, als es mir ist, an meine besten Freunde zu schreiben. Ich bin stolz darauf, wenn die Nachwelt erfährt, daß Cramer, Gellert, Schlegel, Giesecke, Hagedorn in Hamburg, und mehr rechtschaffene Männer, meine so guten Freunde gewesen sind, daß ich seit vielen Jahren mit ihnen in einem vertrauten Briefwechsel gestanden habe. Aber wie stolz würde ich erst darauf sein, wenn die Nachwelt erfahren sollte, daß ich heute, am 29sten Januar 1757, ein paar Zeilen an Mademoiselle Lorchen habe schreiben dürfen! Denn, daß Sie mir auch nur in einer einzigen Zeile den richtigen Empfang und die gütige Aufnahme meines Briefs melden sollten, das werde ich und die Nachwelt freilich nicht erfahren, das weiß ich wohl; so hochmüthig lassen Sie mich gewiß niemals werden. Ich erkenne es als eine Gefälligkeit, wenn Sie diese Auszüge Niemand sehen lassen. Ihr Herr Papa gehört darunter nicht. Ich bitte mir es vielmehr ausdrücklich aus,

daß ich Ihrer beider gemeinschaftliche Kritiken darüber erfahren kann. Kritiken; verstehen Sie mich ja recht, und nicht bloße Komplimente. Mademoiselle Friederiken wird nicht verlangen, sie zu lesen; außerdem möchte ich meinen Briefen dieses Glück wohl gönnen. Getrauten Sie sich, es bei Ihrer freundschaftlichen Babet zu verantworten, wenn Sie ihr diese Sammlung auch im Vertrauen zuschickten, und ihre Urtheile darüber verlangten, so würde ich Ihnen unendlich dafür verbunden sein. Sie müßten es nur in Ihrem Namen thun, als geschähe es ohne mein Vorwissen. Außerdem würde es von mir eine allzudreiste Verwegenheit sein. Und, wenn deren Mademoiselle . . . aber nein, ich bin gar zu begehrlich; merken Sie bald die Eigenliebe meines trotzigen Herzens? Erst sollten Sie diese Auszüge ganz allein sehen; und hernach fiel mir auch der Papa ein; und hernach hätte ich bald Friederiken aus ihrer nachdenkenden Ruhe stören lassen, und hernach wünschte ich auch von Ihrer Babet gelesen zu werden; und hernach . . . Aber warum haben Sie so viel Freundinnen, die Ihnen ähnlich, und mir daher so schätzbar sind? Ich küsse Ihnen die Hände. Sie haben doch keine geschwefelten Handschuhe an?

Rabener.

Am 16ten Februar 1757.

Wie gütig sind Sie, mein liebes Lorchen, daß Sie mich in dem Augenblick schriftlich zu Gaste bitten, da mich Ihre grausame Mutter zum Hause

hinausstößt, und mir den nothdürftigsten Bissen Brod versagt. Ich werde morgen Mittags zum General, und Abends zu Ihnen kommen. So gern ich sonst beim General bin, so ungeduldig und geschwind werde ich von ihm wegeilen. Damit ich Ihre Gefälligkeit nicht mißbrauche, will ich heute wegbleiben. Werde ich das wohl halten können? Wahrhaftig, ich weiß es noch nicht. Also ist Ihnen die ansehnliche Brezel wohl bekommen? Und haben Sie noch Appetit genug, jetzt über Tische noch einmal zu essen? Gewiß, über Ihren guten Magen geht nichts, als Ihr gutes Herz.

»Werde ich die Antwort an Mademoiselle bald »bekommen?« fragt mich mein Bedienter unverschämt. — Was ficht den Bengel an, mich so dreist zu fragen? — »Ja, spricht er, »aber sie »will gleich Antwort haben, und nun hat sie schon »länger als eine Stunde darauf warten müssen.« — Er geht fort, und hängt das Maul. Ich vergebe es ihm, weil er aus Achtung für Sie so unverschämt ist. Es bleibt bei dem, was ich schon gesagt habe: Menschen und Vieh sind auf Ihrer Seite, und mein Johann ist ein ziemlich vernünftiges Vieh. — Er kommt wieder in die Stube, und nimmt den Hut. Ich muß nur schließen, sonst läuft er fort, und sagt Ihnen, daß mein Brief noch nicht fertig sei. Leben Sie wohl! Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

Den 26sten August, 1758.

Vor den Kopf, mein liebes Lorchen, mit meiner eigenen Faust, vor den Kopf möchte ich mich schlagen, daß ich dummer Teufel nicht errathen kann, wer Ihr unbekannter Correspondent ist. Das bleibt mir ein unauflösliches Räthsel. Wenn ich einmal glaube, ich habe den rechten gewiß ertappt, so paßt wenigstens Ein Umstand nicht, und ich bin wieder eben so verwirrt, als ichs war, da ich zu rathen anfing. Ich kann nicht begreifen, was Ihr Correspondent für Ursachen haben muß, verborgen zu bleiben, da Alles so sehr zu seinem Vortheil ist. Ein Mann, der so viel Geschmack hat, Ihre Verdienste einzusehen, so viel Gerechtigkeit, diese Verdienste zu bewundern, der so bescheiden ist, einem Frauenzimmer keine schmeichelhaften Unwahrheiten vorzusagen, über die es roth werden könnte, ein Mann, der unserm F**r so ähnlich sieht (wie vortheilhaft ist ihm diese Vergleichung mit einem Freunde, dem die Ehrlichkeit aus jedem Gesichtszuge sieht), mit einem Wort, ein Mann, bedenken Sie einmal, was das sagen will, ein Mann, den Babet hochschätzt, und dieser Mann will verborgen bleiben? Das Alles ist mir unbegreiflich. Nun den vierten Theil dieser guten Eigenschaften und Vorzüge wünschte ich mir; was für Lärmen wollte ich in der Stadt anfangen, um bemerkt und bekannt zu werden! Zu allen Leuten lief ich, unangemeldet lief ich zu ihnen auf die Zimmer, und sagte ihnen meinen Namen. Und Ihr Correspondent versteckt sich, und will von Lorchen nicht gekannt sein, von der ein jeder gesitteter und tugendhafter Mensch gekannt zu sein wünscht?

Unsere Babet ist ein boshaftes Kind, sagen Sie ihr das, aber in Ihrem Namen, sonst glaubt sie es nicht. Mit ihrer neuen Schilderung hat sie mich noch viel verwirrter gemacht, als ich vorher war. Ein junger Mensch von acht und zwanzig Jahren — (auf den ich rathen wollte, der ist älter) ziemlich lang — (ja, ja, Alles träfe ein) und mager — (manchmal) schwarze Augen — (kohlschwarz) und eine lange Nase — (richtig getroffen) dem ältesten Bruder ähnlich — (o du allerliebster junger Mensch! sieht er dem Bruder ähnlich, so sieht er auch seinen vier Schwestern ähnlich) trägt immer ein grünes Kleid — (das habe ich nicht die Ehre zu kennen) ist in diesem Kleide kleiner als sonst — Hm! Lorchen, da fällt mir was ein! Kleiner? Ist dieses Kleid von einem andern Schnitte, als die andern. Ich dächte gar — wahrhaftig, Lorchen, ich dächte . . . soll ich's sagen? kaum, daß ich es wage — ich dächte, Gott verzeih mirs, gar — es wäre kein Freund! — Nun rathen Sie vollends, mein liebes Lorchen, und sagen Sie mir auf den Montag Ihre Gedanken mündlich.

Hier sende ich für die Charitas etwas von dem Dessert, das der Papa gestern Abends übrig gelassen. Sie wird wohl Lorchen mitessen lassen. Wie haben Sie geschlafen? Unsere beste Babet grüßen Sie millionenmal von mir. Guten Morgen!

Rabener.

Dresden, am 31sten Oktober, 1757.

Hier sende ich Ihnen, mein liebes milzsüchtiges Lorchen, zwei Briefe, die Sie bei Ihrer Melancholie und Menschenliebe nicht ohne Rührung lesen werden. Ich habe diese zärtlichen Thoren gestern zum erstenmale nennen hören, und sie, ungeachtet ihrer unglücklichen Thorheit, herzlich und um so mehr bedauert, da ich weder Linderung noch Rettung für sie weiß. Es wird billig sein, daß wir den Namen dieser Elenden schonen, und diese Briefe nicht sehr bekannt werden lassen. Glauben Sie aber, daß Ihre Babet sie gern lesen möchte, so sind sie für selbige kein Geheimniß; nur will ich mir solche übermorgen zurück ausbitten. Die arme Frau ist doppelt zu beklagen; sie scheint natürlichen Witz und ein gutes Herz zu haben, und was ich noch mehr bewundere, in ihrem ganzen Briefe sagt sie nicht ein Wort von ihrem Mangel, um ihren Mann nicht noch mehr zu beunruhigen. Der Mann ist auch ehrlich und zärtlich, und in seiner Art vielleicht großmüthig. Aber eben dieser Tugenden wegen hasse ich ihn, weil er sie nur angewendet hat, ein armes, junges und schönes Mädchen ohne Rettung ins Unglück zu stürzen. Nehmen Sie seine Partie nicht, ich bitte Sie darum; Sie müßten seine Frau verdammen, und das wäre noch härter. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 10ten Januar 1755.

Mein Herr,

Ich würde Ihnen auf Ihren ersten Brief eher geantwortet haben, wenn ich nicht nöthig gefunden hätte, nähere Erkundigung von Ihnen und des Frauenzimmers Umständen einzuziehen, mit welchem Sie in die unglückliche Bekanntschaft gerathen sind. Da mich das Unglück eines jeden Menschen rührt; so können Sie mir glauben, daß ich bei Ihrer Erzählung nicht habe gleichgültig sein können. Das Frauenzimmer scheint eine gute Denkungsart und einen sehr vortheilhaften Charakter zu haben. Sie selbst sprechen mit so vieler Achtung von ihr, daß Sie geraume Zeit vor Ihrer zu genauen Bekanntschaft von derselben liebenswürdigen Eigenschaften müssen überzeugt gewesen sein. Aber soll ich Ihnen meine Gedanken mit der Offenherzigkeit sagen, mit welcher ich gegen meine Bekannten mich zu erklären gewohnt bin? Ja, ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, daß eben diese feinen und liebenswürdigen Eigenschaften Ihrer unglücklichen Freundin Ihr Vergehen doppelt strafbar machen. Entschuldigen Sie es ja nicht mit der Liebe zu dieser Elenden. Es war nichts, als eine wilde Begierde, die der Mensch mit den niedrigsten Geschöpfen gemein hat. Sie wußten die Armuth des Mädchens, Sie wußten Ihre eigene Armuth; eben so konnten Sie die traurigen Folgen Ihrer unüberlegten Zärtlichkeit wissen. Dachten Sie gar nicht daran, ein unschuldiges Geschöpf, das Ihr Kind sein würde, zugleich mit unglücklich zu machen? Ihre Freun-

din vor den Augen der Welt zu beschimpfen, eine arme Mutter noch in ihrem Alter zu betrüben? Können Sie das Liebe zu Ihrer Freundin nennen? Wäre die Gefallene weniger tugendhaft, und hätte Ihnen selbst zu einer solchen Ausschweifung Gelegenheit gegeben, so würde Sie, mein Herr, der Vorwurf nur halb treffen; aber nun fällt er ganz auf Sie, und muß Ihnen mit jedem Augenblicke desto erschrecklicher werden, da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe urtheilen kann, noch nicht auf eine ganz verstockte Art boshaft sind, sondern Alles empfinden, was die Menschenliebe die empfinden läßt, die noch Menschen und Christen sind. Und eben um deßwillen, wie ungern sehe ich, daß Sie ohne Rettung verloren sind! Jetzt Mangel, und Hunger, und Schande! Künftig ein beschämter Blick auf diese Ausschweifung Ihrer Jugend, nagende Vorwürfe der Welt und Ihres Gewissens, und endlich eine trostlose Verzweiflung! O, mein Herr, das, das sind die erschrecklichen Folgen Ihrer Thorheit! Wie ist Ihnen zu helfen? Wie soll man Sie retten? Ein Amt verlangen Sie? Haben Sie wohl die jetzigen Zeitumstände, die allgemeinen Schwierigkeiten, heut zu Tage ein Amt und eine Versorgung zu finden, haben Sie Ihre eigenen Fähigkeiten überlegt? Wie kann der seinem König treu sein, der seiner besten Freundin untreu ist? Denn Ihr erster Gedanke, diese liebenswürdige Unschuld unglücklich zu machen, war die strafbarste Untreue, die Sie an ihr begehen konnten. Nennen Sie es ja nicht Treue, daß Sie diese Verlorene noch jetzt lieben, sie Ihre Frau nennen, und für ihren Unterhalt sich bemühen. Das wird

ein Jeder thun, der nicht ganz ein Unmensch ist. Glücklicher, weit glücklicher wäre die Arme, wenn sie von Ihnen nichts weiter wüßte, niemals weiter von Ihnen nichts wissen könnte. Sie würde mit dem kleinen bejammernswürdigen Zeugen ihrer Schwachheit für sich ihr kümmerliches Brod wohl finden, und nur für sich sorgen dürfen, anstatt, daß sie nun auch für Sie, mein Herr, für Sie, ihren grausamen Freund, zugleich sorgen, und also doppelt sich ängstigen muß. Vielleicht scheine ich Ihnen zu streng gegen Sie; aber mein Herz ist voll von Empfindungen der Menschenliebe. Ich muß Sie, mein Herr, den Uebertreter der ersten Pflichten dieser Menschenliebe, Sie muß ich hassen! Doch wird mich dieses nicht hindern, mit Vergnügen die erste Gelegenheit zu ergreifen, die sich nur anbietet, Ihnen zu zeigen, daß ich sei

Ihr

dienstbeflissener

Rabener.

Gar zu lange mag ich Sie doch nicht martern, mein liebes Lorchen. Was haben Sie denn von dem Briefe an G** gedacht, den ich Ihnen vor einer Stunde zusendete? Sie waren wohl recht böse auf Ihren strengen Sittenrichter. Vermuthlich klagten Sie meine Härte Ihrem Papa, wohl gar Friederiken. Vermuthlich war Ihr ganzes menschenfreundliches Herz wider mich aufgebracht. Vielleicht studirten Sie schon auf den allerliebsten grimmigen Brief, den Sie an mich schreiben wollten.

Nein, Lorchen, so gar schlimm bin ich doch nicht. Freilich hätte G** einen solchen Brief verdient, aber auf Ihren mächtigen Fürspruch soll er den bekommen, der hierbei folgt. Sind Sie nun wieder gut?

Wissen Sie was? Machen Sie es Ihrer Babet, wie ich es Ihnen gemacht habe. Senden Sie ihr heute den grausamen Brief, verklagen Sie mich dabei, und, damit sie recht böse wird, so senden Sie ihr zugleich G** letzten Brief, den sie ohnedem noch nicht gelesen hat; und morgen früh (aber ja nicht später, morgen früh, denn länger darf Babet mit mir nicht unzufrieden sein), morgen mit dem Frühesten schicken Sie ihr den wahren Brief, mit dem Schlüssel zum ganzen Räthsel. Wollen Sie das thun? Freilich; denn Lorchen, wenn sie will, ist viel zu gut, so etwas nicht zu thun. **A Dieu.**

Rabener.

Den 16ten Januar 1758.

Aber, um des Himmels willen, sagen Sie mir, was haben Sie mit Ihrer Babet angefangen? Solche häßliche Vorwürfe der Babet zu machen! Und auch nur im Scherze ihr dergleichen Vorwürfe zu machen, ist zu hart. Ja, Lorchen, wenn Sie es ihr nicht noch heute abbitten, so räche ich mich an dem Halunken G** und seinem Mensch, und schreibe ihm einen Brief, gegen welchen der noch ein Evangelium ist, den Sie in Verwahrung haben. Ihre Babet hat ja meinen Brief nicht

einmal gebilligt, und das ist das Einzige, was ich an ihr aussetze; ihre übrigen Urtheile sind so vernünftig, wie man sie von der Babet und Lorchens vertrautester Freundin erwarten kann. Haben Sie wohl selbst von diesem Handel nur einen Augenblick anders denken können? Nimmermehr! Auch nicht Ihr bitterster Feind wird sich unterstehen, Ihnen das nachzusagen. Seit langer Zeit habe ich mich nicht so, wie diesen Abend, über Sie geärgert. Sie hatten wohl Ursache, mir zu verbieten, daß ich die Briefe nicht in Ihrer Gegenwart lesen sollte: gezankt, ja gewiß, Lorchen, gezankt hätte ich mich mit Ihnen; denken Sie, was das sagen will. Nein, das haben Sie zu arg gemacht. Ich wäre untröstlich, wenn über mich ein Freund weinte, wie Ihre Babet über Ihre Vorwürfe Thränen vergossen hat.

Hier folgen der Babet Briefe zurück. Ich habe sie jetzt noch einmal durchgelesen. Wahrhaftig, grausames Lorchen, wenn mir es jetzt möglich wäre, Ihnen gram zu werden, so würde ich es jetzt; ja wahrhaftig!

Rabener.

N. S.

Sein Sie doch so gütig, und antworten mir. Noch Eins! Sind Sie wohl großmüthig genug, mir Ihren Brief zu verschaffen, welcher der Babet Thränen gekostet hat?

Am 14ten Mai 1758.

Gott! wie edel denkt Ihre redliche Babet! Ihr ganzes schwesterliches Herz sieht man in ihrem Briefe. Ja, Lorchen, Sie müssen, Sie müssen zum drittenmale Ihre verlorene Freundin wiedersuchen. Ueberwinden Sie sich. Eine liebenswürdige Freundin, wie Fiekchen ist, wieder zu finden, belohnt alle Ueberwindung. Ja, unvergleichliche Babet, der ganze Ruhm ist Ihre, wenn Sie diese Vereinigung zu Stande bringen, eine Vereinigung zwischen zwei Personen, die sich gewiß noch lieben, ohne es zu wissen; denn tugendhafte Personen können sich nicht hassen. Wie ruhig wird Ihr gutes Herz auf Ihre Schwester und auf Ihre Freundin sehen, wenn Sie merken, daß beide sich noch mehr, wenn es anders möglich ist, noch mehr lieben, als sie sonst sich geliebt haben! Und gewiß, Babet, Sie müssen dabei gewinnen. Lorchen hat in ihrem Herzen für zwei so liebe Schwestern Platz. Ihnen hat sie es allein zu danken, wenn sie die Vertraulichkeit ihrer Fiekchen wieder gewinnt; und sie wird diese Freundschaft, wenn ich die Lorchen anders recht kenne, nimmermehr vergessen. Und das wollen Sie doch auch also halten und thun, Lorchen? So sagen Sie ein deutliches Ja! Aber, wenn Fiekchen mit Ihnen wieder zu der alten Freundschaft zurückgekommen ist, werden Sie auch noch Zeit haben, an mich zu denken? Ich wäre sehr unglücklich, wenn Sie mich darüber vergäßen, und nichts, in der Welt nichts, konnte mich bei diesem Unglück trösten, als der Gedanke, daß Sie mich über Fiekchen und Babet vergessen hätten. Ein trauriger Trost! A Dieu.

Rabener.

N. S.
Hier sende ich Ihnen für Ihren kranken Hals ein paar Borstdorfer, und für der Gretel ihren gesunden Hals ein paar Nüsse.

Damit Ihre gute Babet die dunkle Zaubersprache ihres beschwörenden Bruders verstehen möge; so sende ich Ihnen die Stelle aus meinem Briefe an ihn, welche die Veranlassung dazu gegeben hat. Sie werden so gütig sein, und ihr solche, nebst Vermeldung meiner wahren Hochachtung, mittheilen. Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

An Herrn F**r in Warschau.

rc. rc. noch eins, aber ganz unter uns. Glauben Sie wohl, daß ich fast einen Briefwechsel mit Ihrer Babet angefangen hätte? Ich entführte Lorchen einen Brief von ihr, der mich mit anging, und der war so schön geschrieben, daß ich sehr wünschte, von ihr selbst Briefe zu haben. Nichts, als gewisse Umstände, und eine schüchterne Vorsicht, haben Ihre Babet von meiner Zuschrift gerettet. Ich stelle Ihnen frei, gegen sie von dieser Erzählung einen scherzhaften Gebrauch zu machen. Auch von der Friederike habe ich, auf eben diese Art, schon vor geraumer Zeit, einen Originalbrief geraubt, der vortrefflich geschrieben war. Sollten Sie das wohl von Ihrem ältväterischen Hagestolze glauben? Denn jetzt plündert in Dresden Alles, was sonst auch noch so ehrlich war rc.

Den 8ten September, 1758.

Die arme Babet! Wie mühsam ist sie, sich selbst zu bereden, daß sie unrecht gethan habe, in einer Sache, wo ihr kein Mensch einen Vorwurf machen konnte, als ihr freundschaftlich boshaftes Lorchen, oder ein vorwitziges Fräulein. Was sollte sie thun? Sie hatte sich von einer Gesellschaft weggeschlichen, um ihrem so lange Wochen entbehrten Lorchen zwei Stunden zu weihen. Und eben, da sie anfängt, das Vergnügen dieses vertrauten Umgangs zu schmecken, so wälzt sich das hochgeborne Chor im Garten einher, unterbricht die zärtlichen Unterredungen, und entführt ihr endlich gar ihr kaum wiedergefundenes Lorchen. Konnte hier Babet etwas Anderes thun, als traurig zurückweichen, und sich von einer Gesellschaft schüchtern entfernen, die ihr beinah ganz fremd war, die das ihr geraubte Lorchen in stolzem Triumphe einherführte, und nun für sich behielt, mit einem Wort, von einer Gesellschaft, die man einige Zeit kennen muß, wenn man sie mit Vertrauen hochschätzen, und die so oft gegründeten Vorurtheile vergessen soll, die uns den Adel unangenehm und verdächtig machen. Die Schüchternheit, deren sich die Babet in diesem und andern Fällen anklagt, ist so, wie sie ist, nichts weniger als ein Fehler, und macht die bescheidene Babet denen, die sie kennen, nur noch liebenswürdiger. Wehe der Fräulein, die im Ernste die Schüchternheit für einen Bürgerstolz ausgibt! Ich werde die Babet grausam an ihr rächen, und wenn es die Fräulein P** wäre! Aber diese kann so etwas im Ernste unmöglich sagen. Bewundern Sie nur, allerbestes Lorchen, Ihre gute Freundin,

die bei einem Vorwurfe, wo sie so unschuldig ist, sich dennoch so viel Mühe gibt, zu finden, daß sie etwas versehen habe. Wie ängstlich und zerknirscht würde diese bußfertige Babet Alles einräumen, wenn man ihr mit Grunde etwas als ein Versehen vorrücken könnte! Wie eifersüchtig bin ich auf diese Tugend, die mir fehlt! Und Sie, liebes Lorchen? — Das sind meine Gedanken, die ich auf unserer Babet Verlangen Ihnen eröffne, und die Sie um so viel billiger finden müssen, da ich weiß, daß es vollkommen Ihre eigenen Gedanken sind. Denn, mein redliches Lorchen, Sie mochten sich noch sehr gegen mich verstellen, noch sehr die Babet tadeln, meine Vertheidigung noch so hitzig bestreiten; ich sah doch nichts, als zärtliche Redlichkeit, in Ihren großen wilden Augen; bis in Ihr Herz sah ich, und fand die verklagte Babet entschuldigt. Machen Sie mir keinen Einwurf, daß meine Vertheidigung eigennützig sei, da ich diese vergnügte Stunde, mich mit unserer Babet zu unterhalten, würde haben entbehren müssen, wenn sie von der Gesellschaft sich weniger entfernt hätte. Machen Sie mir diesen schmeichelhaften Einwurf nur nicht, oder ich werde Sie verrathen, und erzählen, wie Sie, bei aller der verstellten Heiterkeit Ihrer noch ungewohnten Hofmienen, Ihre verdrängte Babet vermißten, und mitten unter gräflichen Umarmungen unruhig wünschten, daß es die Umarmungen Ihrer Babet sein möchten. Sehen Sie wohl, mein heuchlerisches Lorchen, daß mir keine Miene von Ihnen entwischt, und daß ich auf alle Ihre Blicke, auch an der Seite der Babet, aufmerksam bin. Den Brief der unschul=

digen Babet sende ich mit gehorsamstem Danke zurück, und küsse Ihnen, meine gute Freundin, die Hände.

Rabener.

Wie ist Ihnen Ihr heutiger Ausgang bekommen? Unmöglich besser, als ich wünsche. Aber doch bin ich Ihrentwegen sehr in Sorgen; denn Sie schienen mir diesen Morgen matter und niedergeschlagener zu sein, als Sie sonst sind. Ihr Wohlbefinden ist für mich so wichtig, daß ich mir bei der geringsten kranken Miene mehr Sorge mache, als sich ein jeder anderer Freund machen wird, der zwar eben so, wie ich, Ihre ängstliche Einbildung kennt, aber, welches ohnedem unmöglich ist, Ihre heitere Gesundheit nicht eben so zu schätzen weiß, als ich. Hier haben Sie einen Brief von meinem unglücklichen Freunde; von meinem, denn ich weiß nicht, ob Sie noch verlangen, daß er der Ihrige ist. Wünschen möchte ich dem armen Freunde dieses Glück. Sehen Sie, Lorchen, so unparteiisch bin ich gegen meine Freunde, sogar gegen diejenigen, welche Sie einmal auf meine Unkosten . . . verzeihen Sie mir, mein liebes Lorchen; das war eine Uebereilung, aber sie ist einmal geschrieben, und ich will, wenn Sie es verlangen, Ihnen solche lieber abbitten, als sie ausstreichen. Das würde mich noch verdächtiger, und Sie noch neugieriger machen. Morgen hoffe ich seinen alten treuen Bedienten zu sprechen, und ihn Alles auszufragen. Vielleicht kann ich Ihnen

morgen Abend Nachricht geben. Heute will ich mich für meine Uebereilung bestrafen, grausam bestrafen, und Sie nicht sehen. Suchen Sie doch den Brief unserer lieben Babet auf, in welchem sie eine Antwort von mir gefordert haben will. Wie ungerecht sind Sie, daß Sie mir so lange das Vergnügen vorenthalten haben, dieser liebenswürdigen Freundin antworten zu können. Ja, beste Babet, Lorchen, Ihr zerstreutes Lorchen, ist allein Schuld daran. Längst, vorlängst schon hätte ich Ihnen außerdem geantwortet; aber noch mehr wünschte ich, Sie zu sprechen. Ihnen kann man unmöglich das Alles schreiben, was man Ihnen zu sagen wünscht. Wollen Sie, meine liebe Babet, so gütig sein, und eines von nachverzeichneten Büchern zum Durchlesen haben, so erwarte ich Ihren Befehl, der mir auch um deßwillen doppelt angenehm ist, weil ich ihn durch unser einsylbiges Lorchen erwarte. Und Sie haben es, freundschaftliche Babet, über Ihr Herz bringen können, diese Ihre arme kranke Freundin nicht zu besuchen? Ihr gesunder Freund hätte sich diesen Besuch gewiß zu Nutze gemacht. Ich küsse Ihnen beiden die Hände vielmal.

Rabener.

An Mademoiselle Lorchen.

Befehlen Sie doch Herrn B* (denn von Ihnen läßt er sich gern befehlen), daß er, wenn er ohnedem hinnen in der Stadt speist, mich besuche, damit ich ihm klagen könne, seit was für einer

Ewigkeit ich Sie nicht gesprochen habe, wie sehr ich über das Wetter seufze, das mich noch hindert, Sie zu sprechen, und wie sehr ich für den vergnügten Abend büßen müssen, da ich zum letztenmale bei Ihnen war, und in dem grausamen Sturm nach Hause ging. An allem diesen kann Ihnen freilich nicht viel liegen; aber ich will Herrn B** zugleich fragen: wie der Papa sich befindet? wie Sie allerseits sich befunden? Ob Sie, mein liebes Lorchen, noch meine Freundin sind? Und an allem diesen liegt mir gar zu viel. ꝛc.

Rabener.

An Herrn Sekretär B*.

Ich wollte wünschen, daß Sie diesen Brief meiner Freundschaft allein zu danken hätten; aber Sie haben ihn, ich will es nur aufrichtig gestehen, mehr dem uneingeschränkten Gehorsam zu danken, zu welchem mich, wie Sie wissen, unsere Freundin gewöhnt hat. Schon sehr spät gestern Abends sprach ich sie. »Das will ich Ihnen nur »sagen,« rief sie mir entgegen, »daß Sie mit der »morgenden Post an Herrn B** schreiben — ver- »stehen Sie mich?« Ich machte vor Angst eine »so ungeschickte demüthige Verbeugung, wie ein angehender Rekrut, welchem sein regierender Korporal zum erstenmale, mit dem Stock in der Hand, Gehorsam predigt. Ohne mich aufzuhalten, wollte ich nach Hause gehen, und an Sie schreiben; aber ich mußte noch da bleiben, nicht, weil man meine Gegenwart wünschte, sondern weil man mich wollte

empfinden lassen, wie sehr man Herrn B* vermisse. Nur von Herrn B* ward mit mir gesprochen. »Wo muß er jetzt wohl sein? — Der arme »B* hat garstiges Wetter gehabt. — Er war »noch gestern Abends bei uns, und nahm Ab»schied. — Er wird diese Nacht frieren, der arme »B* — Es wird meinem Vater recht einsam »sein — aber binnen acht Tagen kömmt er wie»der, der gute B*.« Was soll ich zu alle dem sagen? Wären Sie allein gefahren, so hätte ich Ihnen in diesem Augenblicke gewünscht, daß Sie bis an die Achsen wären im Koth stecken geblieben. Aber ich war billiger. Um mich einzuschmeicheln, nahm ich ein Glas und trank Ihre Gesundheit. . . . »O! ja, er soll leben, der ehrliche B*,« rief unsere Freundin; — und weil nicht gleich ein Glas da war, so riß sie mir das meinige aus der Hand, und trank Ihre Gesundheit.

Sagen Sie mir doch, mein Herr, war denn über meiner Reise nach S** auch ein solches Spektakel? Wohl schwerlich; wenigstens schrieb Niemand an mich, bis ich ein paarmal geschrieben hatte.

Wahrhaftig die Probe ist zu hart. Sie sind ein ganz hübscher feiner Mensch, haben auch ein ehrliches Herz. Aber das sehe ich doch auch wahrhaftig nicht, warum man über einen hübschen feinen ehrlichen Menschen, den man in vier und zwanzig Stunden nicht gesehen hat, einen solchen Lärmen, auf meine Unkosten macht. Ich will mich nicht weiter erklären; aber man hat Exempel, daß hübsche feine Menschen auf der Gasse todt gefunden worden sind.

Ich wollte, daß ich im Stande wäre, nur ...,
einen Augenblick Ihr Freund nicht zu sein; ich wäre es jetzt gewiß nicht, so sehr bin ich aufgebracht. Melden Sie mir, wie Sie gereist sind? wie Sie sich befinden? wenn Sie wiederkommen? Ich werde Ihrer Beschützerin Nachricht davon geben. Vielleicht entwischt ihr eine freundliche Miene, die ich außerdem vor Ihrer Rückkunft nicht erwarten darf. Empfehlen Sie mich Ihrer vornehmen Gesellschaft unterthänig. Lorchen läßt an das Fräulein von P** ihr ergebenstes Kompliment machen, und ihr tausend Vergnügen und eine vollkommene Gesundheit wünschen. Der letzte Wunsch hätte wohl mögen wegbleiben; denn die Hypochondristen sind sehr unzufrieden, wenn man ihnen ihre Hypochondrie nimmt. Ich dächte, das wüßte Lorchen am besten. Leben Sie wohl, mein lieber B*. Denken Sie an uns arme Gefangene in Dresden, und bleiben Sie mein Freund, damit Ihre Vormünderin den geringsten Vorwand nicht habe, meine Freundin nicht zu bleiben.

Rabener.

Am 3ten Mai 1759.

Hätten Sie wohl jemals Ihrem Freunde den herzhaften Entschluß zugetraut, daß er sich aus freiem Willen zum Aderlassen entschließen sollte? Sie können daraus urtheilen, wie heftig seit vorgestern mein Schmerz gewesen sein muß. Dieser ist also der fürchterliche Tag, an welchem mein Blut fließen soll!

The dawn is over-cast, the Morning low'rs,
And heavily in clouds brings on the day,
The great, th'important day, big with the blood
Of Rabener —

. . . . . .

Prächtig genug klingt das, aber es ist nicht wahr; denn seit langer Zeit habe ich keinen so heitern Morgen gesehen: entweder der Himmel hat eine Freude über meinen Entschluß, oder nimmt sich die Mühe nicht, über mich zu trauern. Noch zur Zeit bin ich voller Muth, und habe auch heute ziemlich gut geschlafen. . . . Es schlägt acht! Da kommen meine blutdürstigen Helfer — Pfui! ... gleich, meine Herren! Adieu, adieu, Lorchen! — Nun war es vorbei. Dem Himmel sei Dank, glücklich vorbei! Ich habe vielleicht in etlichen Wochen so viel nicht gescherzt, als heute, während des Aderlassens. Einmal wäre ich fast ohnmächtig geworden; aber ich dachte an Lorchen, und ward gleich wieder munter. O! lassen Sie nun auch zur Ader. Es ist gar zu hübsch, schmerzt nicht, und man wird bald wieder gesund. Es ist mir lächerlich, daß ich mich habe so fürchten können. Etliche Tage werde ich mich gedulden müssen, ehe ich Sie sprechen kann. Etliche schreckliche lange Tage! Ich soll in etlichen Wochen kein Fleisch essen, und was noch schlimmer ist, keinen Wein trinken! Nicht zu essen, nicht Wein zu trinken, und Lorchen nicht zu sehen, das ist eine grausame Diät. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem gan=

zen Hause gehorsamst. Leben Sie recht wohl, so werde ich desto geschwinder gesund.

Rabener.

S**, den 14ten Mai 1759.

Sehen Sie, mein liebes Lorchen, wie sehr ich mich an Sie gewöhnt habe. Aber Sie sind selbst Schuld daran. Hätten Sie mir nicht die gütige Erlaubniß seit geraumer Zeit gegeben, Sie alle vier und zwanzig Stunden wenigstens sechs Stunden zu sprechen, und hätten Sie nicht mit so freundschaftlicher Gütigkeit meinen Zuspruch angenommen, daß Sie von diesen sechs Stunden wenigstens sechs Minuten heiter und gefällig gewesen; so würde mir der gestrige Tag, an welchem ich Sie nicht gesehen und nicht gesprochen, nicht so unerträglich lang geworden sein, und Sie wären wenigstens acht Tage noch vor meinen Briefen sicher gewesen. Aber nun haben Sie schon einen Brief, und der Himmel weiß, ob ich nicht morgen mit Anbruch des Tages den zweiten durch einen reitenden Boten absende, um Ihnen von meiner Gesundheit, von meinem Verlangen, Sie wieder zu sehen, von meiner Freundschaft, und von tausend solchen Kleinigkeiten, die nur mir allein wichtig sein können, und Ihnen ganz gleichgültig sein müssen, Nachricht zu geben. Wie ist Ihnen denn gestern die kalte Hofluft bekommen? Was sagte die Kurprinzessin? Was die Andern? Werden Sie spielen müssen? Wann? Was? was macht Ihre Kolik? was der Kopfschmerz? was

Ihr eigensinniger Magen? und der italienische Zopf? was macht er? Sehen Sie, mein liebes Lorchen, alles das frage ich Sie so in einem Odem weg, um Ihnen Stoff genug zu geben, mir bald und recht viel zu antworten. Denn auf dasjenige zu antworten, was ich im Eingang dieses Briefes geschrieben habe, wird Ihnen grausam sauer werden, da Sie es beinah nicht würden vermeiden können, mir etwas Verbindliches, und fast noch mehr als Freundschaftliches zu sagen. Eine Sache, vor der Sie sich, so lange ich Sie kenne, immer sorgfältig gehütet haben, wenigstens bei mir sich gehütet haben. Unserer guten Babet empfehlen Sie mich aufs Beste, und sagen Sie ihr in meinem Namen Alles, was Sie glauben, daß ich ihr sagen würde, wenn ich an sie selbst schreiben dürfte. Aber machen Sie von dieser Commission keinen boshaften Gebrauch. Leben Sie wohl, meine beste Freundin, und denken Sie an mich, wenigstens in den leeren Augenblicken, wo sie nicht im Stande sind, etwas Wichtigeres zu denken. Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

S** am 8ten Juni, 1759.

Ich weiß nicht, wie das zugeht, mein liebes Lorchen; seit drei Tagen schon habe ich an Sie schreiben wollen, und seit drei Tagen auch, habe ich mich nicht entschließen können, was ich eigentlich an Sie schreiben soll. Daß ich mich wohlbefinde, ist ganz gut, aber für Sie eben nicht der

wichtigste Umstand. Daß ich Ihr wahrer und aufrichtiger Freund bin; das habe ich Ihnen in meinen beiden letzten Briefen, und im Tagebuch, auf allen Seiten und so oft gesagt, daß ich es kaum wagen darf, es Ihnen noch einmal zu sagen. Daß ich von ganzem Herzen wünsche, Sie bald wieder zu sprechen, das versteht sich ohnedem. Was soll ich Ihnen nun schreiben? Ich habe immer noch, aber immer vergebens, auf eine Antwort von Ihnen gehofft. Vielleicht hätte ich darin Stoff gefunden, mich mit Ihnen zu zanken, und manchmal zankt es sich mit Ihnen recht hübsch; aber auch dieses Vergnügen haben Sie mir nicht gegönnt. Werfen Sie mir das nicht vor, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom ersten dieses noch nicht geantwortet habe. Sie haben seit dem noch einen Brief, und mit selbigem sieben Briefe im Tagebuche von mir erhalten. Hätten diese nicht ein paar Zeilen verdient? Nun weiß ich noch die Stunde nicht, wie Sie dieses Tagebuch aufgenommen haben. Denn was B* mir geschrieben hat, das kann ich für eine Antwort von Ihnen unmöglich annehmen, da das Tagebuch nicht an B* gerichtet war; da B* nicht Ihr Vormund ist, und also keinen Beruf hat, in Ihrem Namen zu reden; da er von Ihnen niemals anders, als mit Beifall und Bewunderung spricht, welches mir manchmal gar zu schmeichelhaft vorkommt; mit einem Wort, da ich von Ihnen über diese Materie einen Brief zu erhalten wünschte, und nicht von B*. Um des Himmels willen, meine liebe Freundin, muthen Sie mir nicht zu, daß ich Ihr Stillschweigen für einen Beweis annehmen soll, daß Sie

meine Rückkunft wünschen! Für Sie ist dieser Beweis gar zu bequem, und ich verliere dabei gar zu viel, da ich Ihre Briefe verliere. Es ist viel natürlicher, daß ich aus Ihrem Stillschweigen schließen muß, Lorchen habe ihren entfernten Freund vergessen, oder, was beinah noch schlimmer wäre, Lorchen sei gegen mich gleichgültig geworden. Das Unglück würde ich gewiß nicht überleben, oder wenn ich es auch bei meiner guten Natur wider Vermuthen überleben sollte, so würde ich mich doch selbst aus Dresden verbannen, und was soll daraus werden? Allem diesem Unglück können Sie vorbeugen, wenn Sie bald an mich schreiben. Ich bitte Sie darum, und küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

S** am 11ten Juni 1758.

So krank und gebrechlich auch Ihr Postcript klingt, und so kurz es ist, so verdient es doch einen ganzen Brief zur Antwort, weil es ein Postcript, von Ihnen, mein liebes Lorchen, ist. Der verwünschte Kopfschmerz! ich sehe es schon, der bleibt mein geschworner Feind. Um wie vieles Vergnügen hat er mich schon gebracht! Gestern werden Sie meinen Brief erhalten haben; mit der jetzigen Gelegenheit sende ich an meinen Freund R** diesen Brief, nebst einem neuen Theile der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften. Herr Weiße hat mir geschrieben, daß ihm nunmehr die Aufsicht über dieses Journal aufgetragen worden. Die Tragödie, die Sie kennen, wird er mit noch ein

paar andern Stücken besonders drucken lassen, worauf ich mich freue. Bei der Gelegenheit hat er mir die neue Auflage von seinen scherzhaften Liedern geschickt. Da ich mich erinnere, daß einige Lieder Ihnen gefallen haben, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen dieselben in Ihre Bibliothek zu geben. Sie können nicht immer Iliaden lesen, Sie müssen sich auch manchmal zu anakreontischen Tändeleien herablassen, und sich zwingen, das, was Ihnen nicht gefallen kann, dem Verfasser zu verzeihen, weil er mein Freund ist, und exemplarischer lebt, als er schreibt. Wie weit sind Sie mit den Summarien der Iliaden? Vermuthlich schon längst fertig, es müßte Sie denn der Kopfschmerz gehindert haben.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause und besonders dem Papa, dem ich für den heute erhaltenen Brief verbindlichst danke. Gehört B* auch zu Ihrem Hause? Ich dächte fast. Ihre Babet versichern Sie meiner Hochachtung, so oft ich Sie dazu Gelegenheit haben. Endlich habe ich heute meine Kur angefangen, um auf Johannis recht gesund zu sein, wenn ich das Vergnügen wieder habe, Ihnen die Hände zu küssen. Leben Sie gesund, vergnügt, und ohne Kopfschmerzen! das wünsche ich aus Eigennutz; denn wenn Sie ohne Kopfschmerzen leben, so werde ich in vierzehn Tagen neun Briefe von Ihnen bekommen.

Millionentausendmal küsse ich Ihnen die Hände, meine kranke und faule Freundin.

Rabener.

Freilich schon wieder einen Brief von Rabener! Zwar bekommen Sie erst heute Mittags nach zwölf Uhr meinen Brief vom 11ten dieses durch den Herrn R**, und jetzt früh um zehn Uhr sitze ich schon wieder hier, und schreibe von Neuem an Sie, mein liebes Lorchen. Aber was kann denn ich dafür? Kein Mensch ist schuld daran, als Sie; wie gesagt, nur Sie, sonst kein Mensch. Warum ist Ihr Brief, den ich eben jetzt von der Post bekommen, so freundschaftlich und so vortrefflich geschrieben? Wahrhaftig, Sie haben mir mit diesem Brief eine große Freude gemacht. Ich sehe daraus, daß Sie gesund, ziemlich vergnügt, und was für mich das Wichtigste ist, noch meine Freundin sind. Und alles dieses sagen Sie mir mit einer gewissen Heiterkeit, die Ihnen eben nicht alltäglich ist, und Sie allemal doppelt liebenswürdig macht.

Mit Ihren Kopfschmerzen ist es also wirklich Ernst gewesen? Armes Lorchen! Haben Sie wohl Hoffnung, einige Tage so ruhig zu sein, daß, wie Sie schreiben, sich die noch übrige große Leere und Schwachheit verliere? Ich erinnere mich nicht, Sie oft ruhig, und am wenigsten etliche Tage ruhig gesehen zu haben. Aber eben besinne ich mich, daß Sie niemals ruhiger sind, als wenn Sie mich sechs Meilen von Ihnen entfernt wissen. Machen Sie sich diese Zeit zu Nutze; diese glückliche und gesunde Gemüthsruhe möchte nicht lange mehr währen; denn gegen Johannis, wenn Sie es nicht ungütig nehmen, denke ich wieder bei Ihnen zu sein. Und da ist zu den traurigen Kopfschmerzen, der großen Leere, und der verdrießlichen Schwachheit immer noch Zeit genug. Haben Sie

denn im Ernste eine Fortsetzung des Tagebuchs erwartet? Bei aller meiner natürlichen Eigenliebe, war ich doch so hochmüthig nicht, es für Ernst zu halten, und Ihr langes Stillschweigen über diesen Punkt war schon Ursache genug, mich stumm und demüthig zu machen. Ich habe mir also Gewalt angethan, es nicht fortzusetzen, ungeachtet mich solches unendliche Ueberwindung gekostet; da dieses Tagebuch meine tägliche Unterredung mit Ihnen war, und mir zu meinem Vergnügen in S** nichts fehlt, als ein Freund, mit dem ich von Lorchen reden kann.

Es ist mir recht lieb, daß Sie unserer guten einsamen Babet das Tagebuch geschickt haben; denn unmöglich kann sie es durchlesen, ohne wenigstens einmal an mich zu denken, und das ist Alles, was ich wünschen kann.

Grüßen Sie diese gute Freundin tausendmal von mir! Heute also sind Sie bei Hofe; Sie haben doch die Gefälligkeit, und melden mir in Ihrem nächsten Briefe etwas davon? Sie schreiben, Sie müßten wieder nach Hofe kommen! Ist das seit meiner Abwesenheit schon einmal, außer dem Gallatag, geschehen? B* werde ich keine Strafpredigt halten; er ist gestraft genug, wenn er in Ihrer Gesellschaft unzufrieden sein kann. Ich habe am Sonntag einen Brief an B* mit einem Inschlusse an Sie gesendet, und in D** Hause abzugeben darauf geschrieben, um dessen Bestellung zu beschleunigen; gleichwohl bekomme ich von B* keine Antwort, und im Briefe vom Montag nicht die geringste Nachricht, ob Sie und B* diese Briefe bekommen haben. Wie geht das zu? Lassen Sie

sich doch auf der Post erkundigen, und erinnern Sie B** an mich; vielleicht antwortet er mir.

Ich? Ihren Brief zerreißen? Nimmermehr folge ich Ihnen darin; dazu ist er mir viel zu lieb. Aufheben will ich ihn, für meine Enkel und die ganze Nachwelt will ich ihn als ein Heiligthum aufheben, und verflucht sei der Wurm, der ihn fressen will! Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren Freund

Rabener.

S** am 13ten Juni 1759.

S** am 14ten Juni 1759.

Bis hieher wäre ich also, meine beste Freundin; aber mein böses Gewissen, wegen des so gröblich gemißbrauchten Urlaubs, verstattet mir nicht, eher nach Dresden zurückzukehren, bis ich von Ihnen die schriftliche Versicherung erhalten, daß Sie mir diesen Ungehorsam verziehen haben. Ich könnte zwar Verschiedenes zu meiner Entschuldigung, und das nicht ohne Grund, anführen; aber ich will diese Verzeihung bloß Ihrer großmüthigen Freundschaft, und nichts davon der Gerechtigkeit meiner Sache zu danken haben. In Ihrem nächsten Briefe, dem ich mit unruhigem Verlangen entgegensehe, können Sie mir nichts Wichtigeres und Erfreulicheres sagen, als die Versicherung, daß Sie unverändert meine Freundin sind, und sich gesund, vergnügt, ohne Kopfschmerzen, Kolik und Eigensinn befunden haben.

Dem Herrn Papa, dem ganzen Hause, und allen

Freunden, empfehle ich mich aufs Beste; ich würde an den Papa selbst geschrieben haben, wenn ich nicht von meiner nächtlichen Reise zu müde wäre. Der Herr Professor Gottsched und seine Frau lassen sich Ihnen besonders empfehlen, und hoffen, Sie werden die übersendeten Musikalien erhalten haben ꝛc. ꝛc. Mündlich erzähle ich Ihnen von allem diesen noch mehr. Beiliegenden gedruckten Zettel sende ich Ihnen, damit Sie sich einen kleinen Begriff von dem N**ger Geschmack machen können.

Niemand kann die Babet freundschaftlicher grüßen, als Sie; darum bitte ich, es in meinem Namen zu thun. Wie sehr wünsche ich, es bald selbst zu thun, und Ihnen, mein bestes und schlimmes Lorchen, die Hände zu küssen.

Rabener.

S** am 16ten Juni 1759.

Da Sie mir gütigst die Erlaubniß gegeben haben, auf einige Wochen nach S** zu verreisen; so bitte gehorsamst um Verlängerung dieses Urlaubs, weil ich mich genöthigt sehe, nach Leipzig, und vielleicht noch weiter zu gehen. Ich hatte mir vorgesetzt, künftigen Mittwoch mit dem Frühesten aufzubrechen. Weil Sie mich aber gewöhnt haben, ohne Ihr Vorwissen und Ihre Vergünstigung nicht einen Schritt zu thun; so erwarte ich mit der künftigen Montags-Post Ihre Befehle, und eine genaue Bestimmung der Zeit, wie lange ich noch außen bleiben darf. Ich werde sodann

nicht eine Minute länger bleiben, und wenn ich den Koffer auf den Buckel nehmen, und zu Fuße bis an das weiße Thor gehen sollte.

Sie können urtheilen, wie dringend meine Reise sein muß, da ich mich dadurch des gehofften Vergnügens berauben lasse, Ihnen auf Johannis aufzuwarten.

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, den Ihrigen allerseits gehorsamst. Unter die Ihrigen gehört wohl auch Ihre Babet.

Also auf den Montag antworten Sie mir gewiß auf meine Briefe vom 10ten, 13ten, 16ten Juni. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund und demüthigster Knecht.

[Rabener.

N. S.

Heute Abends erwarten wir hier den Minister ***f. Ich wollte, daß wir unsern Freund B* erwarteten, ich würde mich mehr darauf freuen; und wenn wir vollends . . . o! daran darf ich gar nicht einmal denken.

S** am 18ten Juni 1759.

Sie sind ein allerliebstes boshaftes Lorchen. Diesen Morgen lag ich noch im Neste, als mein Bedienter mir acht Briefe von Ihnen brachte. So eine Freude, als ich darüber hatte, kann kaum ein Kind haben, welches früh beim Erwachen den so lange gehofften heiligen Christ auf dem Bette findet. Ich entwickelte einen Umschlag nach dem an=

dern, und bei dem achten war ich sehr unzufrieden, daß er schon der letzte war. Eine ganze Stunde länger, als ich es sonst gewohnt bin, blieb ich im Bette liegen, um Ihre Briefe recht ungestört und ruhig durchzulesen; und ich bin jetzt nur um deßwillen aufgestanden, damit ich Ihnen gleich antworten könne. Es soll nach der Ordnung geschehen, wie sie vor mir liegen, und wie ich glaube, daß sie von Ihnen geschrieben sind.

Ad 1) Ich freue mich über das Vergnügen, das Sie am 14ten in Ihrem Garten genossen, und doppelt freue ich mich, daß Sie meine Gesundheit getrunken. Ich bewundere Ihre Philosophie! Wer hätte glauben sollen, daß der Besuch von dem Kaufmann R** Ihnen den weisen Seufzer auspressen können, daß nichts Vollkommenes in der Welt sei. Oder fiel Ihnen diese Sentenz nur dabei ein, daß Sie mitten in Ihrem Vergnügen durch das Trinken auf meine Gesundheit gestört worden? Erklären Sie sich darüber, denn Ihr Brief erklärt sich nicht deutlich genug.

Ad 2) Die Hofnachrichten von dem Mittwoch geben Sie mir in einem ziemlich trockenen Zeitungsstyle; und der Schluß, daß Sie mein Glück beneiden, ist der wichtigste. In der That bin ich hier so glücklich, als man es ohne Lorchen sein kann.

Ad 3) Die beste Babet! Wie freue ich mich, daß sie einen Abend mit Ihnen hat ungestört sein können! Ich weiß gewiß, ihr ist das lieber gewesen, als die artige Galanterie von ihrem süßen P**. Grüßen Sie doch die liebe Gevatter tausendmal von mir! Also wird aus meinem Wunsche,

Ihre beiderseitigen Briefe selbst zu bestellen, nichts? Es geht doch Alles wider meine Wünsche! Was für einen glücklichen Beruf hätte ich gehabt, wenn ich früh einen Brief von der Lorchen und Abends eine Antwort von der Babet hätte abholen können! Umsonst hätte ichs auch nicht thun dürfen; denn von Ihnen hätte ich den Lohn bekommen, und die Babet hat ein viel zu mitleidiges Herz, als daß sie nicht auch für einen Theil meiner Kleidung würde gesorgt, und mir wenigstens eine abgesetzte Kleidung zugeworfen haben. Und wäre auch alles dieses nicht gewesen, so bin ich doch ehrgeizig genug, ein so wichtiges Amt umsonst zu verwalten. Denn das Vergnügen, die Lorchen und Babet alle Tage einmal zu sprechen, geht über alle Besoldung, und über allen Rang, den auch die ansehnlichsten Ehrenstellen und Aemter mit sich bringen.

Ad 4) Was ist das für eine höhnische Frage, die Sie an mich thun? Ich kann eine Person vielleicht binnen vier Jahren noch nicht vollkommen ausgelernt haben, und doch so viel Gutes und so viele liebenswürdige Vorzüge an ihr finden, daß es unrecht sein würde, diese nicht zu bewundern. Und diese Person kann einige Fehler haben, die um deßwillen Tadel verdienen, weil man bei einer so vollkommenen Person gar keine Fehler erwartet. Vielleicht hat sie noch ein paar Fehler und unendlich mehr Tugenden, als ich in vier Jahren an ihr entdeckt; soll ich deßwegen nicht über sie urtheilen, sie nicht eher loben und tadeln, als bis ich auch den geringsten Fehler an ihr ausgespäht, und alle ihre Vorzüge zu bewundern Gelegenheit

gefunden habe? Denn z. E. Sie, mein liebes Lorchen ... aber ich muß zum fünften Briefe eilen. —

Ad 5) Von dem überschickten Buche urtheilen Sie weit nachsichtiger, als es mein Freund verdient. Zu seiner Demüthigung soll er Ihren Brief lesen, sobald ich nach Leipzig komme. Wie gefährlich können Sie schmeicheln, wenn Sie wollen! Von meinem Tagebuche urtheilen Sie so vortheilhaft, daß ich vor Hochmuth ganz schwindelnd werden würde, wenn Sie nicht die demüthigende Vorsicht gebraucht hätten, mitten unter dem Witzigen, dem Aufgeweckten, dem mir Eigenen, dem Boshaften, dem Schmeichelhaften, dem Rabenerischen, nicht eine kleine Sylbe von dem Freundschaftlichen zu gedenken. Denn wenn Sie mir den prächtigen Titel eingestehen, daß ich Ihr Freund sei, so bin ich darauf unendlich stolzer, als auf allen Witz.

Ad 6) Das ist mir doch von V** ganz unbegreiflich; ich habe ihn selbst gebeten, daß er von meinem Aufbefinden Ihnen mündlich Nachricht geben möchte.

Und also ist Ihr Kopf noch nicht, wie er sein soll? Das sagen Sie wohl mir, um mich zu ängstigen? Am Sonnabend habe ich meine Kur mit dem Bitterwasser beschlossen. Den Nutzen muß ich davon erwarten. Gestern Abends überfiel mich mein alter Schmerz mit einemmale wieder so heftig, daß ich Abends auf meinem Zimmer ohne Speise und Trank bleiben mußte, und eine sehr unruhige Nacht hatte. Wie ich mich diesen Morgen befinde, weiß ich in der That nicht. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, an mich zu denken, da ich von früh sechs Uhr bis jetzt halb zehn Uhr nur an Lorchen

gedacht habe. Und dieses Vergnügen will ich so spät, als möglich, unterbrechen.

Ad 7) Es ist schon genug, daß Sie meine Briefe vom 8ten und 11ten erhalten haben; ich bitte Ihnen alle ungerechte Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht habe, und ferner machen werde, demüthig ab, und küsse Ihnen die Hände, bis Sie mir es vergeben haben.

Ad 8) So ist auch mein letzter Brief richtig eingegangen, und von Ihnen gütig aufgenommen worden. Wie glücklich bin ich, daß ich eine so gütige Freundin habe, die mir all mein freundschaftliches Gewäsch mit so viel Nachsicht vergibt! Meinen gestrigen Brief werden Sie nun auch bekommen haben, und mir diesen Vormittag vermuthlich ein paar Zeilen antworten, die ich morgen früh bekomme. Wie ungenügsam bin ich! Den Augenblick erst acht Briefe, und schon hungert mich nach dem neunten. Leben Sie auf heute wohl!

Den übrigen Raum hebe ich für die morgende Antwort auf.

Den 19ten Juni 1759.

Nein; gewiß werde ich den Urlaub nicht mißbrauchen. Eine längere Abwesenheit von Ihnen kann ich unmöglich ausstehen, und das Vergnügen, welches ich sonst von der vorhabenden Reise erwarten könnte, würde mir sehr verbittert werden, wenn ich genöthigt werden sollte, meine Rückreise weiter zu verschieben, als ich es ausgerechnet habe.

Ich bitte, mich Ihrer Familie bestens zu empfehlen. Leben Sie bis zu meiner Rückkunft ge=

sund; hernach wird weiter Rath werden. Ich küsse Ihnen die Hände, bestes Lorchen.

Rabener.

Am 22sten Juni 1759.

Damit es unserer fleißigen Babet nicht, während meiner Abwesenheit, an Nahrung für ihre Lernbegierde fehlen möge, so sende ich für dieselbe den englischen Zuschauer.

Ich hoffe, von Ihnen, mein liebes Lorchen, noch heute mündlich Abschied zu nehmen, da ich morgen früh abzureisen denke, wofern mich mein böses Auge nicht zurückhält. Aber von Ihnen, meine Babet, wie unglücklich bin ich! von Ihnen darf ich mündlich nicht Abschied nehmen. Tausendmal küsse ich Ihnen in Gedanken die Hände, und empfehle mich Ihrer Freundschaft, die mir alle Tage schätzbarer wird, und wünsche, Sie und Ihr ganzes Haus gesund und vergnügt wieder zu finden.

Ich darf es nicht sagen, mit wie schwerem Herzen ich von Ihnen und von der Lorchen reise; wie unruhig ich mitten in meinem vergnügten Landleben an zwei abwesende, so liebenswürdige Freundinnen denken werde; wie traurig mir die Stunden Abends von sechs bis acht Uhr sein werden, da ich nicht bei Lorchen sein, mit ihr mich nicht zanken, und nicht mit ihr von unserer guten besten Babet reden kann: das Alles darf ich nicht sagen, sonst spricht Lorchen wieder mit ihrer grausamen Frostigkeit, das sei getändelt. Ja, meine Babet, das sagte Lorchen gestern; so gleichgültig

ist sie gegen meine Freundschaft; aber sie ist nur gegen meine Freundschaft so. Leben Sie wohl, mein gutes Lorchen! leben Sie ewig wohl, meine gute Babet! Wie glücklich bin ich, wenn Lorchen und Babet mich nicht vergessen, mich,

Ihren

aufrichtigen Freund

Rabener.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 7ten Mai 1752.

Sie werden meinen Brief vom vierten dieses, nebst dem dritten Theile meiner Schriften, bekommen haben. Ich versprach damals, weitläuftiger zu schreiben, und jetzt will ich dieses Versprechen erfüllen. Der Verleger wird Ihnen das neue Stück der vermischten Schriften gesendet haben. Die Abhandlung der moralischen Nachahmung hat mir sehr wohl gefallen. Die Ode an Herrn Sucro nicht ganz, ob sie schon so rührend ist, daß sie einem betrübten Wittwer Thränen kosten muß. Wollen Sie wissen, warum sie mir nicht gefallen hat? Ich weiß es selbst nicht recht. Vielleicht kommt es daher, daß ich dieser neuen Versart überhaupt nicht recht gut bin; vielleicht auch daher, daß gewisse Redensarten Klopstock zu eigen sind, und in dem Munde eines Andern zu gezwungen und zu nachahmend klingen. Das:

Schläft sie zu Gott hin;

ist ein Ausdruck, der mich ehedem betäubt hat, und nun glaube ich kaum, daß er richtig gedacht sei. Kann ich dahin schlafen, so kann ich auch einher wachen. Kurz, wenn wir, wie ich allenfalls wünsche, diese Versart und die Gedichte ohne Reime allgemeiner machen wollen; thäten wir nicht

besser, wir beobachteten, außer dem Wohlklang, auch die Reinheit der Sprache aufs Sorgfältigste, so wie sie von Ihnen selbst, und im Jüngling*), auch sonst**), beobachtet ist? Erschrecken Sie denn nicht über meine Verwegenheit, da ich mich wage, eine Ode zu tadeln, die Ihnen wegen Ihres einsamen Freundes und der verlornen Freundin so vorzüglich lieb sein muß? Und tadle ich nicht zur Unzeit, da ich Sie wider meine Satiren reize, in denen Vieles steht, das Ihnen nicht gefallen kann, weil Sie ein Amt und solche Beschäftigungen haben, die Sie, Ihres Witzes und Ihrer Lebhaftigkeit unerachtet, wider gewisse Ausdrücke aufbringen müssen, die ich bei manchem Charakter für unentbehrlich halte, und die Sie nur in der englischen Sprache schön, in der deutschen zu niedrig finden. Mit der Kritik von der geistlichen Epopee legt der Probst oder Konsistorialrath in Berlin gewiß mehr Ehre ein, als die Meisten derjenigen, die für die Messiade bisher gekämpft haben. Nur der Schluß hätte bitterer sein sollen. Ein solcher Einfall, wie ihn N** loser Freund gehabt hat, würde bei einem muthwilligen Tertianer die Ruthe verdienen; verdient er bei Sr. Magnificenz nicht zum wenigsten einen amtsmäßigen und empfindlichern Verweis?***). Aber auch bei dieser Kritik muß ich etwas tadeln.

---

*) J. E. im Jüngling, das 22ste, 35ste und 43ste Stück.

**) Das Muster von allen siehe in Uzens Gedichten.

***) Siehe diese unglückliche Stelle im Neuesten der Gelehrsamkeit rc. im Januar des 1753sten Jahres.

Der Herr Probst hat sich einen Ausdruck angewöhnt, der schön ist, wenn er selten kommt, ekelhaft, wenn er oft wiederholt wird, und lächerlich, wenn er gar falsch gebraucht ist. Es ist das Wörtchen ein. Wenn ich sage: Ich wünsche meinem besten Freunde das wesentliche Vergnügen, daß er, wie ich es genossen, mit einem Cramer, einem Giseke, einem Klopstock, unter einem Dache wohne; so wünsche ich ihm auf eine rednerische Art etwas Gutes, denn ich rede von dem Charakter dieser drei Freunde, und wünsche ihm die Gesellschaft eines gelehrten und redlichen Mannes, wie Cramer, eines lebhaften Mannes, wie Giseke, eines muntern und stark empfindenden Mannes, wie Klopstock war. Sage ich aber: Ich habe mit einem Cramer, einem Giseke, einem Klopstock unter einem Dache gewohnt; anstatt, daß ich sagen will: Ich habe mit Cramer, Giseke und Klopstock unter einem Dache gewohnt; so ist dieser Ausdruck meines Erachtens ganz falsch, und desto unerträglicher, weil er steif und affektirt ist. Diesen Fehler hat, deucht mich, der Herr Probst oft begangen, und ich würde die widrige Empfindung, die ich dabei gehabt, Ihnen deutlicher und bitterer zu Tage legen, wenn ich mich nicht scheute, etwas für einen Fehler auszugeben, das der Herr Probst mit dem fortgesetzten Bossuet des Herrn Oberhofprediger Cramers so sehr, gewiß gar zu sehr gemein hat.

Ei! Ei! Ei! Wie wird es meinen armen satirischen Briefen gehen! Wie unvorsichtig bin ich, daß ich so muthwillig reize! Die Ode von den Schicksalen der Religion ist vortrefflich. Die Abhandlung von Saint Real ist lesenswerth; nur

damit bin ich nicht zufrieden, daß sie eine Uebersetzung ist. Ich möchte nicht gern, daß zu oft und zu lange Uebersetzungen in die vermischten Schriften kämen. Aber wer soll . . . Gut! Sie haben Recht; aber ich auch. Ich ein ein aufrichtiger Freund von Ihnen und Ihrer Frau, die Sie in meinem Namen grüßen sollen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Quedlinburg, den 14ten August 1752.

Ich hätte mir gar nicht eingebildet, daß ich in der ganzen Zeit, von Pfingsten her, weiter nichts, als eine Note von den Briefen, die Sie an mich geschrieben haben, und anderthalb horazische Verse zum Verweise bekommen würde, mich an meinen lieben Rabener erinnern zu können. Ich habe mir sogar weiß gemacht, daß ich in dem Posseß wäre, Ihnen wegen Ihres langen Stillschweigens Vorwürfe zu machen. Denn ich habe Ihre beiden Briefe beantwortet; ich habe mich in einem Briefe, besonders wegen Ihrer Kritik der vermischten Schriften, theils gerechtfertigt, theils für schuldig erkannt; und in dem andern Briefe Ihnen von C** geschrieben, daß er mich besucht, und den ernstlichen Entschluß gefaßt hätte, an Sie sehr weitläuftig zu schreiben. Sind also diese beiden Briefe verloren gegangen? Das müssen sie freilich sein; aber, wenn sie auch nicht verloren wären, so müßten Sie doch auch nicht so scharf mit Ihrem Cramer rechnen, und hätten auch wohl, wie er wohl öfter gethan hat, seit dem 9ten Mai 1752

einmal eher an mich schreiben können. — Daß Sie nun gar auf den ungerechten Verdacht gefallen sind, ich möchte mich von Ihrer Kritik beleidigt gefunden haben, das ist ganz unverzeihlich. Hören Sie doch, mein liebster Rabener, wie lange ist es denn her, daß Sie mich kennen? Ist Ihnen das Unglück schon oft begegnet, daß ich einer Kritik wegen auf irgend einen unserer Freunde böse geworden bin? Oder haben Sie geheime Urkunden, daß ich, seitdem ich so unglücklich bin, gar nicht mehr beurtheilt zu werden, eine so empfindliche Seele erhalten habe? In der That, ich wünschte mir jetzt ein wenig theologische Bitterkeit, damit ich mich recht böse, wegen eines solchen Verdachts, gegen Sie anstellen konnte. Und ich will es gewiß im Ernst werden, wo Sie mir nicht bald Brief und Siegel darüber geben, daß Sie völlig überzeugt sind, ich könne nie in einen solchen Fehler verfallen. Ich hätte auch seit Pfingsten an Sie wieder geschrieben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Sie mein Brief nicht in Leipzig antreffen würde. Zum Beweis, wie leicht Sie mich wieder versöhnen können, schreibe ich gleich an Sie, als ich von unserm Freunde den Auszug aus Ihrem Briefkalender erhalte. Sie sind doch mein lieber Rabener. Ich glaube auch, daß Sie mich sehr lieb haben; sonst hätten Sie sich die Mühe nicht gegeben, den Horaz wider mich zu citiren. Ich will durchaus von Ihnen beurtheilt sein, und so scharf Sie können. Denn, wo ich Gründe genug habe, zu glauben, daß Sie nicht Recht haben, widerspreche ich, und folge nicht. Ich bitte Sie auch jetzt, daß, wenn Sie irgend eine von

meinen schon gedruckten Oden lesen, Sie mir alle Ihnen mißfallende Stellen auf einen Zettel schreiben sollen, weil ich an Verbesserung und Herausgabe derselben mit der Zeit denken will. Wenn Sie eine neue Ausgabe Ihrer Satiren besorgen müssen, will ich Ihnen den Liebesdienst auch erweisen.

Sie haben doch Ihre Autorschaft noch nicht niedergelegt? Sie hatten vordem allerlei ganz artige Projektchen: sie sind doch nicht aufgeopfert? und in einen neuen Theil Ihrer Satiren kommen doch auch einige neue Arbeiten? rc. rc.

rc. rc.

Quedlinburg, den 2ten Oktober 1752.

Sind Sie glücklich von Ihrer verdrießlichen Expedition zurückgekommen? Und sind Sie gesund? Und haben Sie mich auch, ungeachtet Sie selten Briefe von mir erhalten, noch lieb? Sie können so fürchterliche Briefe schreiben, daß ich mir der Langsamkeit wegen keinen Verweis zuziehen möchte. Dem aber vorzukommen, noch mehr aber, um Ihnen zu sagen, daß wir Sie unverändert lieben, schreibe ich jetzt, da ich hoffe, daß Sie mein Brief in Leipzig finden werde. So gern ich von Ihnen zu erfahren wünsche, daß Sie gesund sind; so will ich doch noch lieber erfahren, daß Sie zufrieden sind. Ihre beiden letzten Briefe waren so voll Hypochondrie! War es nur Hypochondrie des Körpers? Ist Ihre Seele seitdem heiterer, liebster Rabener? Ein Wunder wäre es nicht, wenn Sie Ihres unruhigen Amts wegen, das Sie so

wenig Ihrer selbst und Ihrer Stunden mächtig werden läßt, unzufrieden würden. Immer reisen, und immer mit so vielen Unbequemlichkeiten reisen müssen, unterdeß daß Andere, die, weil sie keine Verdienste haben, auch kein Recht zu einem ruhigen und vergnügten Leben haben, für keinen Menschen, als allein ihres Vergnügens wegen in Bewegung sind, das muß endlich auch den Allerunverdrossensten zur Last und zum Ekel werden. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft wir uns ärgern, daß Ihre Verdienste zwar gebraucht, aber nicht belohnt werden. Man gibt Ihnen die Anwartschaft auf ein Kreiseinnehmer-Amt; aber was hilft sie Ihnen, wenn es ewig eine Anwartschaft bleibt? Gibt es denn keine andern Aemter, wo Sie der Welt dienen können, ohne so zerstreut zu werden, und in einer beständigen Unruhe zu leben? Was ich für ein Moralist bin! Mögen Sie nicht lachen, wenn Sie meinen Brief lesen, daß ich ihrentwegen vielleicht unzufriedener bin, als Sie selbst sind. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Immer reisen müssen, das ist ärgerlich! Ja, wenn sich Ihre Kommissionen bis nach Quedlinburg erstrecken könnten! Wie weit ausgebreitet doch der Schade ist, wenn große Herren Schutzgerechtigkeiten über Abteien verkaufen! Wäre die hiesige noch bei Sachsen, so könnte man doch noch hoffen, daß Sie sich, kraft Ihrer theuern Pflicht, auch einmal hieher verirren würden. Und ich glaube, ich ließe in dem Fall die Oberhofprädikatur, wenn

es leidlich wäre, auf meine Lebenszeit in den Steueranschlag bringen. Arbeiten Sie denn noch etwas, oder ruht Ihr Satyr? Billig sollte ers nicht thun: denn man siehts ihm nicht an, daß er so oft auf der Post liegen muß. Wie stehts um Ihre Freunde in Leipzig? rc. rc.

rc. rc.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 14ten Februar 1755.

Hier haben Sie die Antwort auf zwei Briefe. Dem Verleger habe ich die auf zweimal übersendeten Manuscripte, zu einem neuen Theile der vermischten Schriften, zugestellt. Ich habe ein paar Lieder von D. M** dazu gegeben; aber das Alles macht noch nicht fünf Bogen aus. Halten Sie sich immer gefaßt, noch mehr zu senden. Ihre Abhandlungen, so viel ich habe davon lesen können, sind unvergleichlich. Es fehlt aber doch noch eine Art der Schriften, die der Leser in dergleichen Sammlungen zu suchen gewohnt ist; die Satiren meine ich. Wer soll die fertigen? Der Herr Oberhofprediger? Nein, Ihro Hochwürden! Das fehlte noch, daß ein Oberhofprediger Satiren machte! Es ist ohnedem schon Aergerniß genug, daß er andere Sachen drucken läßt, als Gesangbücher. Gleichwohl sieht der Verleger, vermöge seiner buchhändlerischen Weisheit, wohl ein, daß dieser Monatsschrift Satiren fehlen. Er hat mir sehr angelegen, ihm wenigstens noch einige Sprüchwörter dazu auszuarbeiten, und ich habe ihm mit der

größten Vertraulichkeit ins Ohr gesagt, daß ichs nicht thun werde. Wie wollen wir es aber sonst anfangen? »Das weiß ich nicht, mein lieber Rabener?« Und ich noch weniger, mein Herr Cramer! Ich wollte, daß Jemand um diese Monatsschrift sich so verdient machte, und etwas Atheistisches ausarbeitete, damit es auch an einem und dem andern Hofe mit Beifall gelesen würde. Meinen Sie nicht? — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ich freue mich, daß G** sich seinem Glücke zu nähern scheint. Ich bin dem kleinen süßen Männchen von ganzer Seele gut, das sagen Sie ihm nur. Künftigen 23sten Sept. 1754 will ich ihm gewiß antworten; denn da werden es zwei Jahre sein, daß ich seinen Brief bekommen habe. Er hat es eingeführt, daß wir einander alle zwei Jahre antworten, und ich folge seinem erbaulichen Exempel billig. — —

Ich bin etliche Tage in Naumburg gewesen; ich habe Schlegels Frau kennen lernen, und sie gefunden, wie ich wünsche, daß die Weiber meiner Freunde sein mögen. Sie hat Vernunft und Witz, sieht fein aus, und scheint eine gute Wirthin zu sein. Ein Umstand, der für den Mann der wichtigste ist, und um deßwillen ich es seiner Frau nunmehr beinah verzeihe, daß sie ihm kein Geld mitgebracht hat.

Nun bin auch wegen der Sorge beruhigt, die ich mir machte, daß er noch nicht hätte heirathen, sondern die Wirthschaft noch einige Zeit durch seine beiden Schwestern führen lassen sollen — —

Küssen Sie Ihre rechschaffene Charlotte in mei-

nem Namen tausendmal! — So? Haben Sie ein Bedenken dabei? Pfui! Was für eine eifersüchtige Miene machten Sie jetzt! das war garstig! Leben Sie wohl!

Rabener.

Quedlinburg den 17ten Febr. 1753.

Vergiß nicht, Freund, bei deinen Freuden,
Daß deine Freunde dich beneiden,
Die mit dir scherzen, und sich freun;
Die deinem Spotte gern verzeihn.
Durch deine Lust des Trübsinns Heer zerstreun,
Und jeden Abend dir, frei von gelehrten Leiden,
Und froh durch deine Scherze weihn:
Indeß, daß, weit von dir entfernt,
Dein Cramer Scherz und Lust verlernt,
Den Kopf auf Folianten stützt *),
Bei alten Chroniken und dummen Mönchen schwitzt,
Und, voll gelehrter Meditationen,
Bald von Rebellionen,
Vom Umsturz stolzer Thronen,
Und bald von Ketzern schreibt, sich hypochondrisch sitzt,
Stets ungewiß, ob er auch nützt.
Wer der Gelehrten Ewigkeit,
Die alberne Unsterblichkeit,
Zuerst erfand, wie schlecht hat er erfunden?
Er wohnte zwar vom Himmel nicht sehr weit,

*) Um diese Zeit schrieb Cramer an der Fortsetzung des Bossuet.

Vier Treppen hoch, doch hat er niemals sich gefreut,
Nie, wie die Freundschaft glücklich ist, empfunden;
Da, da hat er die Schreiberewigkeit,
Und Nachwelt, und Unsterblichkeit,
Die Räuber meiner schönen Zeit,
Kurz, eh er Hungers starb, erfunden.
Wie schlecht hat er erfunden!

Aber was soll ich Ihnen für Vorwürfe machen, mein lieber Rabener? Sie durchflattern das ganze Land, denn Sie haben durchs ganze Land Kommissionen; und nirgends halten Sie die Kommissionen länger auf, als in den Gegenden, wo Bekannte von Ihnen, und zufällige Weise junge Weiber Ihrer Bekannten sind. Endlich kommen Sie nach Leipzig zurück; Sie finden Briefe von Cramer. Es wäre wohl nöthig, sie zu beantworten; aber unmöglich haben Sie Zeit: denn nunmehr müssen Sie auch in Leipzig Ihre Freunde und Freundinnen besuchen, die Sie seit so vielen Wochen haben entbehren müssen.

Aber wie beschäftigt Sie auch sind, so müssen Sie mir doch bald einmal schreiben. Ihre Briefe muntern mich sehr auf, und wie sehr habe ich nicht Aufmunterung nöthig, da ich jetzt so viel von Arrianern, Eunomianern, Aetianern, Macedonianern, Psathyrianern, Audäanern, Photinianern, Origenisten, Apollinaristen, Dimoriten, Monotheliten, und allen Ketzern in anern, isten, asten und iten schreiben und lesen muß. Meine Frau sagt mir, ich soll nachsehen, ob es auch eine Sekte von Catastristen *) gäbe; darunter könnte ich Sie bringen.

*) Cataster sind in Sachsen Verzeichnisse desjenigen, was ein jeder Einwohner eines Ortes an Steuern

In der Kirchenhistorie stehen so viele seltsame Namen; es sollte mich wundern, wenn es keinen Ketzer gäbe, der Cataster geheißen hätte. Zum wenigsten kann ich einen Heinrich von Repkow und Anton Pansa darunter bringen, und da habe ich Gelegenheit, in einer Note zu sagen: »Siehe des gelehrten »Gottlieb Wilhelm Rabeners satirische Schriften, »worin er die dunkle und verworrene Historie dieser »Erzketzer sehr bündig und deutlich erörtert hat.«

Mich däucht, Sie können es aus meinem Briefe sehen, daß ich mich mit den Meinigen ganz wohl befinde — —

ꝛc. ꝛc

Quedlinburg den 27sten März 1753.

Liebster Rabener,

Sie mögen Vorschläge zur Güte thun, und auf den halben Weg nur entgegen reisen wollen, oder auch gar nicht antworten: Sie sollen und müssen mein und Charlottens Gevatter sein. Merken Sie es, Charlottens Gevatter — und ich bin auch nicht zu verachten. Ueberdieß muß ich immer anfangen, meine Kinder zu versorgen. Müssen Sie sich nicht anheischig machen, daß Sie den Pathen in die Schule wollen gehen lassen? Sie mögen ihn auf der Universität, und Heine auf der Schule erhalten, denn Sie sind reicher. Das ist ein un=

zu geben hat, und solche Cataster zu verfertigen, ist eine der wichtigsten, aber auch der traurigsten Arbeiten eines Steuerrevisors.

verschämter Gevatter! werden Sie denken. Aber es ist nicht anders. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Leipzig am 31sten März 1755.

Liebster Cramer,

Sie sind sehr witzig, das weiß ich von langen Jahren her; aber so einen witzigen Einfall hätte ich von Ihnen doch nicht vermuthet, daß Sie mich würden zu Gevatter bitten. Sie und Ihre rechtschaffene Charlotte haben mir eine wahre Freude gemacht, wofür ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund verbunden bin, und Ihnen und Ihrer Frau Wöchnerin und dem kleinen Buben mehr Gutes wünsche, als ich in drei Bogen wünschen kann. Den Vorschlag von der Erziehung des Pathen lasse ich mir unter gewissen Bedingungen gefallen. D. Heine soll ihn auf Schulen erhalten, so lange, bis ich ihn werde auf die Universität nehmen. Das soll spät genug geschehen; und wenn es auch endlich geschieht, so will ich schon Anstalt machen, daß er im ersten halben Jahre relegirt wird. Ich hoffe, er wird es nicht an Ursachen fehlen lassen, da er mein Pathe ist.

Aber warum ist der Junge so klein? Haben Sie das dem König von Preußen zum Possen gethan? — — — — — — —

Also heirathet unser Gleim gewiß? Denkt er denn gar nicht an den anakreontischen Fluch, den er sich gegeben hat *)? Ein feurig Mädchen von

*) S. Gleims anakreontische Lieder.

siebzehn Jahren, wie seine Braut ist, kann ihn wahr machen. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg den 21sten Mai 1753.

Liebster Rabener,

Ungeachtet Ihr heutiger Brief sehr kurz war, so habe ich doch noch keinen von Ihnen erhalten, der mir angenehmer gewesen wäre. Wenn die Stelle, die Sie erhalten, so wichtig ist, als ich glaube; so bin ich mit dem Hofe wieder ausgesöhnt, an den ich nicht ohne Unwillen denken konnte, wenn ich daran dachte, daß er Sie wohl nutzen, aber nicht belohnen wollte. Ich zweifle gar nicht, daß Ihnen viel Arbeit werde aufgebürdet werden; aber wie viel können Sie auch nicht arbeiten! Und nun dürfen Sie das doch nicht in jedem Bauerhause von Sachsen thun, können immer an einem Orte sein, die Freunde, die Sie entweder da schon haben, oder finden werden, mehr genießen, und, wie meine Charlotte sagt, heirathen. Denn sie bleibt dabei, daß es ewig Schade sei, wenn Sie nicht heiratheten. Ein Mädchen könnte immer noch mit Ihnen vorlieb nehmen, wenn Sie gleich so viele Fehler hätten: genug, daß Sie sie gestünden. Aber die arme Satire! Soll ich ihr die Stand= und Leichenrede halten? Oder haben Sie Hoffnung, daß sich der witzige Kopf mit dem Steuersekretär vertragen werde? Wenn er sich damit verträgt, und das hoffe ich: o! was für reichen Stoff werden Sie in Dresden

dazu finden. Ganz neue Narren. Nun werden die armen Poeten, und die bürgerlichen Bankrottmacher, und die Richter, und die Advokaten, und die Pedanten zu einiger Ruhe kommen! Aber, weh euch, ihr Narren, die ihr größer seid, ihr Narren von! Weh euch; denn der Mann kommt über euch, dessen Schneider Gnaden und Excellenzen zuschneiden kann *)! Das ist eben mein Wunsch gewesen. Ja, ja, in Sachsen müssen noch gute Zeiten kommen, weil sich der Hof getraut, Sie nach Dresden kommen zu lassen.

So begierig als ich bin, bald einen recht langen Brief von Ihnen zu erhalten, so will ich doch jetzt warten, weil Sie ohne Zweifel sehr beschäftigt sein werden; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mir künftig desto öfter schreiben, und sich nicht alle Briefe abbetteln lassen. Sie wissen wohl, daß ich noch ein ganz fleißiger Korrespondent bin 2c.

2c. 2c.

Quedlinburg den 9ten November 1753.

Liebster Rabener,

Sie sind doch nicht unwillig auf mich? Oder haben Sie in Dresden keine Zeit, an Ihren Cramer zu denken? Sie sind gesund? Das wünsche ich — Und haben eine Frau? Daran verzweifeln wir. Und so aufgeräumt, als fleißig? Das glaube

*) S. in Antons Pansa von Mancha Sprüchwörtern, Kleider machen Leute. Sat. Schriften 3ter Bd.

ich. Der vierte Theil von Ihren Schriften steht im Meßkatalog: wird er in dem künftigen auch noch stehen? Schreiben Sie, schreiben Sie, oder ich bemächtige mich aller Ihrer Erfindungen, und arbeite sie aus. Ich habe jetzt viel Muth zur Arbeit; aber wer darf sich wundern, daß ein Veteran auch nach dem sechszigsten Jahre noch gern zu Felde geht? »Sehr stolz! ich will Sie schon »mit meinem Urtheil über den neuen Theil Ihrer »Fortsetzung *) demüthigen,« werden Sie sagen. Sie richten nichts aus; Sie machen vielleicht, daß ich mich im nächsten Theile mehr in Acht nehme; aber ich schäme mich nicht!

Von witzigen Schriften, die in dieser Messe herausgekommen sind, habe ich eben nicht viel gesehen, was vortrefflich wäre. — — — — —

Vergessen Sie es nicht, Herr Hofmann, mir bald zu antworten; oder wenn Sie mich der eingesogenen Hofluft wegen nicht mehr lieben, so schreiben Sie doch aus Respekt oder Devotion. Ich bin

Ihr

treuester

Cramer.

Dresden am 18ten November 1753.

Mein liebster Cramer,

Da haben Sie einen Brief, der so geschäftig, so unruhig, so eilfertig geschrieben ist, wie der

*) Des Bossuet.

Brief eines jungen Kammerherrn, der dem mahnenden Kaufmann sagt, daß er unmöglich ausführlich antworten könne, da ihm sein wichtiges Amt nicht einen Augenblick Zeit lasse, sich von der Seite des Königs zu entfernen.

Ich will Ihren ersten Brief zuerst beantworten. Ich habe Ihre Antwort freilich vermißt. Denn ich bin so zärtlich, daß ich auch in Dresden meine Freunde vermisse. Das bleibt unter uns. Mit Ihrem Bossuet bin ich ausnehmend zufrieden. Bedenken Sie, was das sagen will, wenn ein Sekretär mit einem Buche zufrieden ist. Herr Breitkopf hat mir ein Exemplar geschenkt; aber das ist die Ursache nicht, warum ich zufrieden bin. Herr D. Heine meldet wir, er solle mir in Ihrem Namen noch eins schicken. Schönen Dank! Aber was soll ich mit dem lieben Gut anfangen? Wären es Opernarien, so könnte ich sie vielleicht wieder verkaufen — — — — — — —

Die vermischten Schriften sind also ihrem Schlusse nahe. Ich sehe es gern; das neue Stück habe ich noch nicht gesehen. Soll ich Ihnen meine Gedanken von diesem letzten Stücke sagen? Warum nicht? Wir bei Hofe kunstrichtern so gut, als die Professoren, ohne etwas zu verstehen, und ohne etwas gesehen zu haben. Ich wünsche sehr, daß der Hiob in Ihre Hände fallen möge. Dieses Buch gehört für witzige Köpfe, und nicht für pedantische Zusammenschmierer der Bibelwerke! Auf diese Art lernte die Welt auch Ihre Fähigkeit im Hebräischen kennen. Aber ist denn keine Hoffnung mehr, daß Sie sich den Ausländern in einer lateinisch, fleißig ausgearbeiteten lateinischen Schrift,

in einer Schrift, die allen Religionen angenehm sein muß, wollen bekannt machen? — Ihre Freundschaft mit Baumgarten wird gute Folgen haben, für Sie beide und für die Welt.

Sie haben Recht. Ich bin noch nicht verheirathet, und allem Ansehen nach werden Sie lange Recht haben. Das wird noch immer eine reiche Materie zu künftigen Briefen sein; und um deßwillen mag ich sie jetzt nicht erschöpfen. —

Was macht denn unser Giseke, den ich recht sehr liebe, so stumm und verstockt er auch ist? Kennen Sie seine Frau? sie muß ein rechtschaffenes Weib sein, da sie Gisecken gefällt. — Melden Sie doch, wie es in Braunschweig aussieht. In der Messe habe ich viel von N**rs Roman gehört, dessen Ausgang ich zu erfahren wünsche. Von der einen Seite, Sie verstehen doch wohl den Sekretär? gefällt er mir, denn er ist solid; die andere Seite will mir nicht gefallen, denn mich däucht, er erquackert sich die Frau, und das dünkt mich, ist wenigstens nicht anakreontisch, wenn es auch sonst nichts ist.

Alles dieses ist die Antwort auf Ihren ersten Brief vom . . . ja, das weiß ich nicht, von welchem Datum; denn in dem Augenblick, da ich den Tag jetzt suche, finde ich, daß Sie ihn nicht beigesetzt haben. Er war an eben dem Tage geschrieben, da Ihre Charlotte sich mir aufs Freundschaftlichste empfahl, da Ihre Kinder gesund waren, und da Sie waren, mein Cramer. Sie sind es doch heute noch? Und Ihre Frau ist doch meine Freundin? Ihren andern Brief muß ich noch mit Wenigem beantworten. Er war vom neunten No=

vember. Ich bin auf Sie nicht unwillig; könnte ich das wohl sein? Ich habe wenig Zeit, sehr wenig Zeit in Dresden, aber immer noch Zeit genug, an meinen Cramer zu denken. Gesund bin ich auch, fast gesunder, als in Leipzig. Eine Frau habe ich noch nicht. Aufgeräumt bin ich, so sehr man es bei meinem Amt und in einer so weiten Entfernung von seinen alten und besten Freunden sein kann. Ob ich fleißig bin? Ja wohl, und mit mehr Gemüthsruhe fleißig, als bei meinem vorigen Amt. Im Meßkatalog steht der vierte Theil von meinen Schriften, da haben Sie Recht. Das sollen Sie wohl bleiben lassen, daß Sie sich meiner Erfindungen bemächtigen. Trotz Ihnen! oder ich bemächtige mich Ihrer heiligen Reden. Sehen Sie, mein Herr, ist das nicht von Punkt zu Punkt beantwortet? — — — — — — — — — — Auf Ihre Predigten freue ich mich, als ein Freund, als ein witziger Kopf, und als ein Christ. Ihren Psalmen sehe ich mit Verlangen entgegen. — Nun dächte ich, ich hätte Alles beantwortet und geschrieben, was ich schreiben und beantworten sollen.

Mein Verleger hat einen sehr demüthigen Brief an mich geschrieben, und mich wegen meines vierten Theils beim Aermel gezupft. Ich wollte, daß er ihn schon hätte, und ich ihn nicht erst machen sollte. Auf Ostern wenigstens kann ich ihm solchen nicht versprechen, und auf Ostern will er ihn haben. Ich habe zwei neue Sprüchwörter in Leipzig schon fertig gemacht: Die Ehen werden im Himmel geschlossen: Jung gewohnt, alt gethan! Das dritte habe ich schon angefangen: Gedanken

sind zollfrei! Aber in Dresden habe ich noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig zu gestehen, muß ich hier mit meinen Satiren viel vorsichtiger sein. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt. Das konnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen; in Dresden wage ich zu viel. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden; und daß die Welt billiger denken lerne, dahin werde ich es nicht bringen: also thue ich wohl am besten, ich gebe der Welt nach. Ich muß die besten Themata fahren lassen, die ich auszuarbeiten mir vorgesetzt hatte. Finden Sie diese Umstände nicht wichtig genug, den vierten Theil gar zurückzuhalten? Ungefähr zwölf Bogen, inclusive fünf Bogen bereits gedruckter Sprüchwörter, möchten zum vierten Theile fertig sein. Hätte ich nur zehn Bogen! Werde ich es verantworten können, wenn ich ein paar freundschaftliche Briefe zusammenstopple, die ich theils schon habe, theils machen wollte? Das Thema, zu welchem ich so viel Lust hatte: **der allezeit fertige Bankrottirer**, muß ich auch weglassen. Es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken. Dergleichen reichhaltige Materien verliere ich. Bald werde ich Sie bitten, daß Sie mir helfen mit arbeiten.

Was das für ein ungeheurer Brief wird! Ich dächte, ich hörte auf; dächten Sie es nicht auch? Wollen Sie von meinen Umständen noch mehr wissen? Was soll ich Ihnen noch mehr sagen? Kommen Sie zu mir. Ich habe vier Stuben, davon sollen zwei für Sie, wenn Sie kommen wollen. Da will ich Ihnen noch viel mehr sagen. — So? Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! —

Der Hof ist noch in Hubertsburg. Fünf Kastraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen, und werden auf die Fasten satt wieder zurück kehren, um daselbst zu verdauen, und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbei; die Hunde waren sehr stumpf, und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Soliman wird nicht wieder aufgeführt: die Ratten haben vier Elephanten gefressen. Der Kastrat Nicolini machte dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feist ist, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Karneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieser steife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heiser; ein Unglück, über das sich niemand, als er und seine Mutter, betrübt. Amorevoli, dessen Frau besser küßt, als er singt, ist verdrießlich, und macht Miene fortzugehen; man wird ihm tausend Thaler Zulage geben. Die Bildergallerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neuesten Gusto malen soll. Oedern ist ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder angebaut werden. Wer kann den albernen Leuten helfen? warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird sehr prächtig und kostbar. Leben Sie wohl! ich muß in die Antichambre! — Gefallen Ihnen diese Neuig=

keiten? Wenn sie nicht wahr sind, so sind sie doch möglich.

Leben Sie recht wohl! Ich bin

Ihr

redlicher

Rabener.

Quedlinburg den 16ten März 1754.

Liebster Rabener,

Meine Veränderung ist nunmehr gewiß. Ich habe die königliche Vokation nach Kopenhagen, und ein sehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe Alles so reiflich überlegt, als es nur möglich gewesen ist, und meine Freunde in diesen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt sein, daß diese Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden ist wohl keiner so überzeugt, als Sie, daß ich bei einer solchen Veränderung keine langen Briefe schreiben könne, zugleich auch, daß mir die Trennung und so weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig sein müsse. Wie sehr würde ich getröstet werden, wenn ich Sie noch in Leipzig umarmen könnte! Ach, liebster, liebster Rabener, wenn Sie Ihren Cramer so glücklich machen wollten — — — — — — — — — — —

Wenn Sie mich entzücken wollen, so kommen Sie auf acht, nur auf vier Tage nach Leipzig — — — — — — — — Das ist, allem Ansehen nach, das letztemal, daß wir uns sprechen und sehen

können — — — — — — — — — —
— — — Meine Charlotte umarmt mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen desto besser gefallen sollen. Sie küßt mich sogar für Sie; denn bald, spricht sie, würden Sie so alt werden, daß Sie kein Mädchen mehr küssen würde. Ich bin

ꝛc. ꝛc.

Dresden am 25sten März 1754.

Den Brief vom 12ten März, oder vielmehr die drei Zeilen, worin ich Ihnen den richtigen Empfang des Ihrigen meldete, und bald mehr zu schreiben versprach, werden Sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlicher zu schreiben, da wegen fortdauernder Sessionen binnen hier und Ostern kaum die Nächte mein sind. Noch weniger kann ich nach Leipzig kommen. — Und also soll ich Sie gar nicht, mein liebster Cramer, nimmermehr in dieser Welt wiedersehen? Der Gedanke ist mir bitter. Ich kann mich unmöglich dabei aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienste haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau sterben, auf dem sie geboren sind? Auf die Feiertage schreibe ich Ihnen gewiß, und weitläufig. Gott lasse es Ihnen immer wohl gehen, Sie verdienen es, und ich werde mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung besser werde gewohnt sein, und wenn Sie mir, von Kopenhagen aus, die gute Hoffnung bestätigen,

die Sie mir in Ihrem gestrigen Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal so viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Kopenhagen genießen sollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tausend, tausendmal von mir, und nehmen Sie in meinem Namen Abschied. Unserm Zerbster Schlegel habe ich geschrieben. Nach Zerbst? — das lasse ich gelten; aber nach Kopenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bei Ihrer so geschwinden Aenderung mit den Psalmen, mit den sechs heiligen Reden, und mit den verwaisten vermischten Schriften werden? Wen werde ich denn haben, dem ich den Rest meines Witzes, welchen ich dem Verleger noch schuldig bin, anvertrauen könnte? Herrn Schlegeln allein? Das ist sehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich sagen, wenn ich kein Deutscher wäre. Ich wollte, daß Sie jetzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwei Sprüchwörter durchzulesen, die ich hier schicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nicht, Sie wissen es wohl, sondern schreiben Sie nur Ihre Zweifel auf ein Blatt; zu dem Ende habe ich unten mit Bleistift foliirt. Geben Sie die Aufsätze dem Verleger versiegelt wieder, der es an mich zurücksenden wird. Der Verleger mag es auch lesen, sonst kein Mensch. Sie können mir glauben, daß ich, seit meinem Hiersein, noch nicht so viel Zeit, noch ein so aufgeheitertes Gemüth gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortsetzung meiner Schriften kommen können. Inzwischen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an

dem Sprüchworte gearbeitet: Gedanken sind zollfrei, mit welchem ich schon weit gekommen bin. Es soll ungefähr so lang werden, wie eines von diesen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flicksteine machen, damit etwa sechzehn Bogen voll werden; denn Sie müssen wissen, daß ich schon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn endlich sechzehn volle Bogen zusammengezerrt: Bon jour, Herr Verleger! Adieu, Witz! Alsdann will ich meine Fehler an des Verlegers Laden nageln, damit sich junge Schriftsteller daran spiegeln, und mit keinem Buchführer einen Kontrakt machen. Dieses können Sie den Verleger lesen lassen, wenn er gleich ein wenig im Laden herumpurzeln wird. . . . Den Augenblick besinne ich mich auf den Anfang meines Briefes, und daß ich erschrecklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 26sten März 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausstehen. An der Ostermesse habe ich Ihnen mit der Mummischen Buchhandlung einen Brief zugesendet; in der Michaelismesse schickte ich Ihnen durch eben diesen Kanal noch einen Brief, und bat inständigst um Antwort; aber bis heute warte ich vergebens. Hätten Sie keinen Juden getauft*), so

*) Die Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, stund als eine Merkwürdigkeit in den Zeitungen.

würde ich nicht einmal wissen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittere Vorwürfe zu machen; so will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremd werden; lassen Sie uns, mein liebster Cramer, es ja vermeiden, so lange wir können. Damit Ihnen jetzt nicht einmal die neue Entschuldigung von verloren gegangenen Briefen übrig bleibt, so sende ich diesen durch Einschluß eines meiner besten Freunde in Dresden, des dänischen Legationssekretärs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen seiner Freunde in Kopenhagen wird bestellen lassen. Bekomme ich nun in künftiger Messe noch keine Antwort; so will ich Sie . . . Nein, vergessen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verloren, daß Sie mich vergessen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht verleitet hat, meine Freundschaft auf eine so traurige Art zu vernachlässigen, so küsse ich Ihr die Hände. Von meinen Umständen will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was daran läge; aber auch von Ihnen ist mir keine Nachricht so wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund sind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gern sehen oder nicht.

Rabener.

Kopenhagen, am 16ten Mai 1756.

Mein liebster, bester Rabener,

Ob ich gleich an Sie unlängst einen Brief geschrieben habe, worin ich sie um Verzeihung meines langen Stillschweigens gebeten, so muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war so zärtlich, so voll Freundschaft, daß ich ganz außerordentlich davon bin gerührt worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verschonen wollten, so war er doch so zornig, so zornig, daß Sie mich recht erschreckt haben. Nein, mein liebster Rabener, wir wollen uns nicht einander fremd werden. Das ist weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremd werden sollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich: denn es gibt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine einzige Sylbe gesehen habe. Aber ich vergesse gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um so viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich gewesen ist, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könne, ausfindig zu machen. Denn Klopstock kann ich wenig genießen, weil ihn bisher seine Umstände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwischen denen, die höher sind, als ich bin, und mir, bleibt, so lieb sie mich auch haben, doch immer eine gewisse Entfernung, die mich hindert, durch ihre Freundschaft so vergnügt zu werden, als man sein würde, wenn sie uns dem Stande nach näher wären. Und ich sollte meinen Rabener vergessen können, und ihm fremd werden? Wie zärtlich und wie zornig ist

Ihre Bitte, daß wir es so lange vermeiden wollen, als wir können! Also wird es wohl auf ewig vermieden werden, denn ich will gern fleißiger schreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umständen melden; denn ich nehme den größten Antheil an dem, was Sie angeht. Also sein Sie ferner mein lieber Rabener, und schreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillschweigen ganz vergeben haben, so vergeben, als wenn ich sehr oft an Sie geschrieben hätte, weil ich mich gewiß bessern werde. Aber, ich setze dieses ganz furchtsam hinzu, Sie müssen auch nicht so kurz schreiben, als Sie immer gethan haben. — — — — — — — — — Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundschaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben.

Ihr

Cramer.

Kopenhagen, den 31sten März 1756.

Liebster Rabener,

Wie vielmal wollen Sie um Verzeihung gebeten sein? denn verzeihen müssen Sie mir, daß ich so lange stillgeschwiegen habe. Aber Sie haben mir um meines kleinen Fleißes willen schon sehr viel zu gute gehalten; also werde ich auch noch einmal durchkommen. Ich möchte wohl meinen Mund auch öffnen (sehen Sie doch, wie viel ich mir herausnehme!) und von Ihrer Wenigbriefschreiberei und Kurzbriefschreiberei sagen; aber ich bin wirklich gegen Sie zu sehr ein Sünder, daß

ich mich unterstehen dürfte, Ihnen Ihre Sünden vorzuhalten. Aber wollen Wir uns nicht beide bessern? Ich mache den Anfang, und versichere Sie, daß ich öfter an Sie denke, und sogar öfter lese, als ich nachlässig im Schreiben gewesen bin. Erinnern Sie sich denn auch zuweilen Ihres Cramers, der Sie noch immer so sehr liebt? Viel wollte ich darum geben, wenn ich Sie wieder einmal umarmen, und mich recht mit Ihnen aussprechen könnte. Sie sind übersetzt, Sie sind in allen französischen Monatsschriften erhoben, wie Sie verdienen, versteht sich; aber ist es nicht viel, daß man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt? Unterdessen freut es mich, daß ich mich an Ihrem Sonnenschein wärme, und von Ihrem Glanze erleuchtet werde; denn man hat meine Satire, ob der Mensch eine Maschine sei? *) ins Französische übersetzt, und Sie zum Verfasser gemacht, und zwar im Choix literaire, wo auch meine Ode von der Auferstehung übersetzt worden rc. — —

Kopenhagen, den 8ten November 1756.

Liebster Rabener,

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in so langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein so

---

*) Diese Abhandlung ist zu finden in den vermischten Schriften I. Th. S. 276 und II. Th. S. 85. Es macht mir Ehre, daß man sie auf meine Rechnung übersetzt hat. Rabener.

unversöhnlicher Freund sein würden? Ich war im verwichenen Jahre saumselig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige freundschaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde so dadurch zerknirscht, daß ich Ihnen zweimal hinter einander schrieb, und Ihnen die feierlichste Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten unsers Sachsens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn versöhnt hätte. Und vielleicht sind Sie nun, Sie ein so guter Patriot, so in das Unglück unsers Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergessen, Ihre Klagen in den Schoos eines Freundes auszuschütten. Aber wer darf jetzt klagen? Wer darf seine Meinung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernt bin, und mit dem mir ewig theuern Sachsen so viele Freunde beklage, darf ich doch nicht sagen, daß kein vaterländisches Herz die Ursache seines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweisen, weil ich an einen Freund schreibe, der vielleicht verschwiegen zu sein, über das, was er denkt, mehr Ursachen hat, als ich. Aber Alles, was ich weiß, und ich weiß nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und sie sollen eine Geschichte von Sachsen schreiben, welche Charaktere genug dem verdienten Abscheu Preis geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel an Religion, Ueppigkeit und Laster für entsetzliche Folgen! Sie, mein liebster Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglück nicht mehr, als Andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Besoldung gelassen? Machen Sie

doch meiner Furcht und Unruhe Ihrentwegen, durch einen recht langen Brief, bald ein Ende! Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Ministerium haben, so vergnügt, als Sachsen, die überall an den Schicksalen ihres Vaterlandes Theil nehmen. Wir sind alle gesund. Ich arbeite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beifall, womit ich sonst gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu schaffen. Meine Muße wende ich, wie allezeit, an. Man wird doch immer noch lesen, und so viel sich die Könige auch Mühe gegeben haben, und geben, durch ihre soldatische Regierung das eiserne Jahrhundert einzuführen, so wird doch immer noch gelesen werden. Ich habe auch für den Sommer ein kleines Tusculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teich in Lingby; ein ganz kleines Haus mit mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande. O! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch sehr begeistern. Künftige Messe will ich Ihnen einige von meinen geistlichen Liedern schicken. Ich freue mich, daß Gellert die seinigen herausgeben will. — Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Frieden, und Alle Arten von Glückseligkeit, und bin ewig

Ihr

zärtlicher

Cramer.

Dresden, den 22sten November 1756.

Mein liebster Cramer,

Ich habe Ihre Briefe vom 16ten Mai und 31sten März noch heilig aufgehoben, und seit der Ostermesse darauf antworten wollen. Die wahre Ursache dieses Verzugs ist, daß Herr Legationssekretär Kuur den ganzen Sommer über in der Erwartung gewesen, nach Kopenhagen zurückzukehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mitzugeben. Seit acht Wochen aber haben mich unsere traurigen und weit aussehenden Umstände daran gehindert. Sind Sie mit diesen Entschuldigungen zufrieden, mein liebster, mein bester Cramer? Oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bei sich hegen, daß ich aus Kaltsinnigkeit und Mangel der Freundschaft unterlassen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltsinnig zu sein, meinen alten besten Freund, der mir so viel Ehre macht, den königl. dänischen Hofprediger Cramer nicht eben so eifrig, nicht eben so zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magister Cramer? Das sollte sich von Ihrem Rabener nicht einmal denken lassen.

Und wie voll von Menschenliebe, von Mitleiden, von freundschaftlicher Unruhe ist Ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir sind verloren, ganz ohne Hülfe verloren. Und Niemand sieht das Ende unserer Angst. Fünfzig Jahre langen nicht, wenn sich das Land so wieder erholen soll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen sollten, und wenn auch dann unser Hof selbst ernstliche Anstalt

machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, so gehören doch mehr als fünfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unser Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Ursache daran ist, wer es auch sein mag. Ich mag mich mit der ängstlichen Beschreibung unserer Umstände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon sagen können. Wollen Sie noch etwas mehr lesen, so sende ich Ihnen zwei Briefe, die ich in voriger Woche geschrieben habe. Das arme Land! und so viel rechtschaffene Leute, die ohne ihr Verschulden mit unglücklich werden! Wie traurig ist die Aussicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Desto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben sich ihre Familie zugleich unglücklich sehen müssen.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Wie zufrieden leben Sie in Kopenhagen! Fast würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wissen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie besuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher in Sachsen laufen sollten, und ich bei meinem Amte weder Besoldung noch Arbeit haben sollte (denn die letzte habe ich noch, obschon wenig Hoffnung zur Besoldung), so würde der Einfall nicht unmöglich sein, den ich habe, meine Freunde in Zerbst, Quedlinburg, Braunschweig und Hamburg, und meinen besten Freund in Kopenhagen künftigen Sommer zu besuchen. Auf den Witz zu wandern, ist unter uns Autoren nichts Neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, sonst müssen Sie

mit darunter leiden, und mich wenigstens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, so ich etwa bei diesem Schiffbruch noch retten könnte, zusammenraffte, und gar nach Kopenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutschen Sekretär Brod und Amt bei Ihnen! Und vielleicht, wenn Alles fehlte, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten, und wir stürben beisammen, mein bester Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundschaftliche Schwärmerei! Gewiß, ich glaube, aus Freundschaft fange ich an, zu phantasiren. Wie ungern störe ich mich in diesem Traume! Nein, meinen Cramer sehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienste, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem König ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Gesellschafter bis an unsern Tod sein werde? Wie angenehm habe ich mich jetzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bei Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachsen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter seinen Feinden saß. — — — — — — — — — — — — — — Ich bin ewig

Ihr

redlicher

Rabener.

Dresden, am 7ten December 1756.

Hier sende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen Mann, dessen guter Geschmack, dessen Eifer

in seinen Amtsgeschäften, dessen menschenfreundliches, dessen empfindendes Herz, dessen ernster Haß gegen alle niederträchtige Thoren, dessen geprüfte Freundschaft . . . wie soll ich recht erklären, was ich denke? — mit einem Wort, hier sende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern, sehr ungern. Untröstbar würde ich sein, wenn ich nicht wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit seines Vaterlandes gewiß hoffte, daß ihn diese Entfernung von mir seinem dauerhaften Glücke näherte. Lieben Sie ihn, wie ich ihn geliebt habe; er verdient es, und auch Sie verdienen einen solchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird so gut sein, als erzählte ich es Ihnen selbst, denn er weiß viel von meinen Umständen. Mein gegenwärtiges Befinden ist noch eben so traurig und sorgenvoll, als es bei dem Abgang meines letzten Briefs vom 22sten November war, und wie es sein wird, wenn Sie gegenwärtigen Brief empfangen; denn vermuthlich empfangen Sie ihn erst auf künftiges Frühjahr, das weiß der Gott, der unser gegenwärtiges Unglück wußte, da wir noch nicht einmal daran dachten. Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt gesund und vergnügter, als Ihr

redlicher

Rabener.

Kopenhagen, den 14ten December 1756.

Wie gerührt, wie im Innersten meiner Seele gerührt bin ich durch Ihren Brief vom 22sten

November geworden, den ich erst vorgestern erhalten habe! Meine Empfindungen lassen sich nicht ausdrücken, da ich zumal heute nur kurz schreiben kann; aber mit dem nächsten Posttag schreibe ich ausführlicher. Das arme Sachsen! Mein unglückliches Vaterland! Ihre Liebe und Freundschaft — wie dringt sie durch meine ganze Seele! Was Sie im Schlusse Ihres Briefes schreiben, nehme ich ernsthafter auf, als Sie wohl glauben. Was Sie nur eine leidversüßende Schwärmerei nennen, ist vielleicht nicht unmöglich. Ich bitte, ich beschwöre Sie, mir mit nächster Post zu schreiben, ob wirklich einiger Ernst dabei gewesen ist. — — — — — — — — — — — —

Dresden, am 23ten December 1756.

Es ist mein Ernst gewesen, was ich in meinem letzten Briefe vom 22sten November wegen meiner Reise nach Niedersachsen und Kopenhagen geschrieben habe; doch verstand ich die Bedingung dabei, daß die Ruhe in Norden und Niedersachsen erhalten würde, daß die Reise in künftigem Frühjahr geschähe, und daß ich durch die preußische Administration aus der völligen Aktivität gesetzt würde. Der andere Einfall, gar und beständig meine Zuflucht nach Kopenhagen zu nehmen, war allerdings mehr ein erquickender Traum, als ein ernstlicher Einfall; den aber eine fortdauernde Noth meines Vaterlandes und dessen Umsturz ernsthafter machen könnte. Dänemark ist nach seiner gegenwärtigen Einrichtung das Land, wo ein Jeder

sich zu sein wünscht. Wie angenehm würde ich in diesem glücklichen Lande bei meinen Freunden, bei meinem unvergeßlichen Cramer leben können! Zwar entfernt von meinem Vaterlande, aber von einem verunglückten Vaterlande, mit dem es vielleicht in wenigen Monaten gar aus sein wird! — — — — — — — — — — —

Sehen Sie, mein liebster Cramer, wie ernsthaft Sie mich durch Ihre ernstliche Anfrage gemacht haben? Ich schwanke, Sie sehen es, und ich kämpfe mit mir selbst. Rathen Sie mir, bester Freund, rathen Sie mir unparteiisch! Ich kenne die Heftigkeit Ihrer Freundschaft, Ihrer großen Dienstbeflissenheit. Aber thun Sie zu meinem Besten noch keinen Schritt, den Sie nicht mit Anstand, und ohne sich Vorwürfe machen zu lassen, zurückthun können. Wie ruhig, wie ruhig wollte ich das letzte Drittheil meines Lebens bei meinem Cramer zubringen, wenn es Gott, meinem und Ihrem Könige gefiele! Wecken Sie mich auf, Cramer, wecken Sie mich auf! Ich träume wieder, ich träume zu angenehm, und träume ich zu lange; so wird es mir desto empfindlicher sein, wenn ich doch endlich aufwachen und sehen muß, daß es nur ein freundschaftlicher Traum gewesen. — — — — — — — — — — — — —

Rabener.

An Herrn Johann Adolph Schlegel.

Leipzig, am 30sten Dec. 1751.

Ihren Brief vom ersten Dec. habe ich am 29sten erhalten. Sie sehen daraus, wie viel Zeit sich der Ueberbringer genommen hat, und wie sehr ich zu entschuldigen bin, daß ich später antworte, als Sie verlangen. Sollte die Schuld an Ihnen liegen, oder wären Sie aus einer gar wahrscheinlichen Unachtsamkeit in Ihrem Kalender irr geworden; so würde sich das Räthsel noch besser auflösen. — Sie dauern mich, mein liebster Freund, gewiß sehr dauern Sie mich; aber Sie sagen mir nichts Neues oder Unerwartetes. Ich bin recht wohl damit zufrieden, daß Ihnen Ihr Beruf so sauer wird. Wie sehr wird Sie das nöthigen, an Ihre Freunde, an die vergnügten Augenblicke zurückzudenken, die Sie und Ihre Freunde zu schätzen wußten. Vielleicht verfolgt Sie G** Fluch. Haben Sie Geduld genug gehabt, seine deutschen Verse zu lesen, und darüber zu spotten, so nehmen Sie dieses als eine Strafe an, daß Sie die lateinischen Verse Ihrer Schüler scandiren müssen, um Ihr Brod zu verdienen. Wie sehr muß Ihnen diese Arbeit erleichtert werden, wenn Sie an die ersten Jahre Ihres Fleißes zurück denken, wo Ihre Lehrer vielleicht über Sie eben so seufzten,

als Sie nun über Ihre Schüler seufzen. Und wer weiß denn, ob nicht unter der kleinen Brut, die jetzt über Ihre Jamben und Trochäen zittert, ein schaffender Geist verborgen steckt, welcher einmal durch ein würdiges Heldengedicht unser Vaterland an dem Noah, dem Nimrod, dem Hermann rächt, und welcher, wann er die Trauerspiele verfertigt, die Sie aus Bequemlichkeit nicht verfertigt haben, die Schaubühne zu der Vollkommenheit bringt, die man von dem geschickten Fleiß Ihres verstorbenen Bruders erwartete.

Ich schreibe dieses mit der Miene, die einer Entzückung sehr nahe kommt. Jetzt sollten Sie mich sehen auf meinem Sopha sitzen! So weissagend sitze ich hier, wie auf dem Dreifuß, und so voll und strotzend von meiner weisen Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, wie ein junger Rathsherr!

In der That hat mich Ihr Brief ziemlich ernsthaft, oder doch wenigstens sehr nachdenkend gemacht. Ihr Schicksal erinnert mich an das Schicksal unserer übrigen Freunde. Die wenigsten von uns haben das Glück gehabt, in ein Amt zu kommen, das ihrer Neigung gemäß gewesen wäre. **, der arbeitsame **, der nur für die Bücher und seine Freunde erschaffen zu sein schien, der das Landleben und die Wirthschaft weiter nicht kennt, als von dem Garten her, wo er mit seinen Freunden scherzte, und aus den Eklogen des Virgil: dieser unglückliche Mann ward in ein elendes Dorf, unter eine Menge ungesitteter Bauern, zum Ackerbau verstoßen, um alle Jahre wenigstens zweimal in Gefahr zu sein, zu ersaufen oder zu ver-

hungern. Hat er es jetzt wohl viel besser, da er an einem Orte lebt, wo Niemand im Ansehen ist, als der Schweine mästet, und wo er unter der Kabale eines geistlichen Hofs leiden muß, welche desto gefährlicher ist, da sie von Weibern und von kleinen Durchlauchten unterstützt wird? Denken Sie an H**, das kleine süße Männchen, der seine Freunde über Alles, nur sein Mädchen mehr, als seine Freunde, liebte; welcher fleißig war, um der Welt reizend zu sagen, wie angenehm es sei, zu lieben, zu küssen, und müßig zu gehen. Ist er jetzt wohl glücklicher, als Sie? Ist es wohl G** mehr, als H**? Bedauern Sie G** nicht, dem sein Amt mehr als die Hälfte des Tages raubt, die er seiner Freundin, seinem Witz und seinen Freunden wünscht. E** ist vielleicht noch am glücklichsten, da der Wein in H** wohlfeiler ist, als in Leipzig, und da er vielleicht immer noch einen Freund findet, den der Wein erträglich macht. Soll ich von mir noch etwas sagen? Kommen Sie zu mir, und sehen Sie mich. Ich schreibe diesen freundschaftlichen Brief auf einem Konvolut Akten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden soll. Ich habe diesen Morgen die Thränen eines Mannes ausgehalten, dem Unrecht geschieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Oft kostet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf schimpfen würden. Und die meisten meiner Freunde haben mich verlassen! Und Sie, mein Liebster, wollen seufzen, daß Sie in der Gesellschaft Ihrer artigen Schwestern, unter Freunden, die Sie durch ihre Gefälligkeit sich verbinden, vor den Augen einer Jugend, die Sie für

die Nachwelt heranziehen, daß Sie bei diesen Umständen einige Stunden auf die Untersuchung wenden müssen, welche Sylben lang, und welche kurz sind? Bedenken Sie Ihr Unrecht! Haben Sie Mitleiden mit mir; wenigstens verlangen Sie von mir keines. Je mehr ich der Sache nachdenke, je mehr finde ich, daß Sie kein Mitleiden verdienen, und daß Sie noch zu beneiden sind. Künftig schreibe ich Ihnen Neuigkeiten, jetzt will ich schließen. . . .

Sind Ihnen diese Verse bekannt?

Deux Henrys immolés par nos braves Ayeux,
L'un à la liberté, et Bourbon à nos Dieux,
Nous animent, Louis, à pareille entreprise.
Ils revivent en Toi ces anciens Tyrans!
Crains nôtre desespoir. La Noblesse a des Guises.
Paris des Ravaillacs, le Clergé des Clemens *).

Diese Verse sind im letzten Oktober zu Paris an das Hotel Dieu und à la Porte du Palais angeheftet gewesen. Hätte man wohl diese Verwegenheit von einem Franzosen wider seinen bien aimé vermuthen sollen? Der König ist aus Empfindlichkeit über das Mißvergnügen seiner Unterthanen krank geworden. Königlicher konnte er sich an diesem Muthwillen kaum rächen. Ne ultimae quidem sortis hominum conspiratione et periculo caruit (er war nicht einmal von Seiten der niedrigsten Menschenklasse sicher vor Verschwörung und Gefahr) sagt Sueton vom August, den Rom liebte. Sehen Sie, mein liebster Schlegel,

*) Der 5te Januar 1757 hat diese unmenschliche Drohung wahr gemacht.

daß ich neben den Steuerausschreiben auch den Sueton lese. Ich muß aufhören; sonst schreibe ich Ihnen bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Homer hin, die in der Feder eines deutschen Steuerrevisors etwas Widernatürliches sein würde.

Grüßen Sie Ihre Schwestern, und leben Sie glücklich.

. . . . Tibi Dii, quaecunque preceris,
Commoda dent. Ita Vir bonus es, convivaque comis!
(Freund, o mögen die Götter dir alles Erwünschte bescheeren;
So bist du ein vortrefflicher Mann und wackrer Geselle.)

War das recht scandirt, Herr Präceptor? Ich bin unverändert

der Ihrige,
Rabener.

Mein liebster Herr Steuerrevisor,

Freilich ist es lange her, daß ich nicht an Sie geschrieben habe. »Schlimm genug für Sie,« werden Sie sagen, »daß Sie die Pflichten der Freundschaft nicht besser beobachten.« Sie haben ganz Recht. Schelten Sie immer auf mich; ich will Ihnen selbst helfen, wenn Sie Ihre Zunge noch nicht recht aufs Schelten eingerichtet haben. Ich will zwar Ihnen das gar nicht streitig machen, daß Sie ein sträfliches Amtsgesicht anzunehmen wissen; doch das werden Sie mir auch wieder nicht streitig machen wollen, daß ich, als ein erfahrener anderthalbjähriger Schulmann, in dieser Kunst noch weiter gekommen sein muß. Wie kann

ich also wohl mein langes Stillschweigen besser gut machen, als wenn ich mich erbiete, Ihnen mit meinem Amtsgesicht wider mich selbst beizustehen. So lassen Sie uns zusammen in Gemeinschaft auf mich schmälen, recht tüchtig auf mich schmälen. Doch worüber wohl? Was meinen Sie? Ueber Faulheit? Das wissen Sie wohl selber, daß dieser Vorwurf mich nicht trifft. — Nun denn! Ueber Kaltsinnigkeit in der Freundschaft? Ich bin sicher, daß auch davon Sie selber mich freisprechen werden. — So viel ich herumdenke, kann ich doch in der That mich auf sonst nichts besinnen, als darauf, daß ich so sehr viel zu thun habe; denn das kann ich freilich nicht leugnen.

Wie sollt' ich dieses leugnen können,
Da mich, der mich sonst zur Braut vom Buche stahl,
Jetzt Schularbeiten ohne Zahl
(Freund, denke, für ein Herz, das sich in seiner Wahl
So glücklich preiset, welche Qual!)
Des Tages oft von meinem Muthchen trennen;
Für meine Zärtlichkeit mir Armen nicht einmal
Nur halbe Viertelstunden gönnen?
Mir ist, mein Freund, nicht wenig leid,
(Denn dieß hat mir vordem die Amme prophezeiht)
Daß mich die Schnitzer einst ermorden;
Doch bin ich, wie du siehst, zur Zeit
Noch nicht ein Märtyrer von der Grammatik worden.
Jetzt eben bin ich nur, dem Himmel sei's gedankt!
Den Schnitzern, die schon oft auf meinen Tod gesonnen,

Und wider mich Verschwörungen entsponnen,
Gesund und unverletzt entronnen.
Wenn mir das Haupt schon schwer vom Schlafe
schwankt,
So muß ich noch von allen Seiten
Mit einem Muthe, der nicht wankt,
Mit neuen Wörtermonstren streiten,
Und mich durch Schnitzer durcharbeiten:
Doch ist das Schlimmste noch, daß sich um meine
Zeiten
Der Autor mit dem Schulmann zankt.
In Leipzig waren bessre Zeiten . . .
Doch war da wohl ein Muthchen? Nein!
Wie konnten sie denn besser sein?
Sollt' ich jetzt wieder tauschen? Nein!
Und wenn sie auch noch zehnmal besser wären;
So würd' ich sie doch nicht zurückbegehren.

Das arme Muthchen, ob es gleich mit mir in Einer Stube wohnt, so ist sie doch bald nicht besser daran, als ob sie in einer Einsiedelei wäre, oder neben einer Bildsäule säße. Da ich so wenig mit dieser meiner guten Frau reden kann; so werden mir ja wohl meine Freunde nicht ansinnen, daß ich mit ihnen mehr reden soll. Ich bin ohnedieß gestraft genug, denn ich muß fast den ganzen Tag korrigiren; und gleichwohl liegt mir mehr daran, mich mit meinem Muthchen zu unterhalten, als immermehr einem Knaben an einer Mahlzeit liegen kann, die er zur Strafe entbehren soll. Sehen Sie: sogar jetzt, da ich von so langen Zeiten her mich mit dem Vorsatz herumtrage, an Sie zu schreiben, kann ich für diesesmal doch nicht weiter kommen, weil mich Vanier abfordert, den

ich, wie Sie wohl wissen werden, übersetze, und mit erstaunlich gelehrten Anmerkungen begleite. Wenigstens wimmeln sie von Citaten, daß ich mich selbst nicht enthalten kann, die Stirn davor in finstere Runzeln zu falten. Welch eine Beschäftigung für einen alten Freund der Poesie, der des Umgangs mit poetischen Schriften so gewohnt ist! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — —

Ihr

redlicher Freund,
Schlegel.

Leipzig, am 7ten Juni 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort schuldig. Nicht wahr? Und was stand denn in Ihrem Briefe? Aber was das für ein Gesicht ist, das Sie machen? Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute, wie ich, verlieren sie manchmal mit Fleiß, damit sie Gelegenheit haben, von ihren weitläuftigen Geschäften und ihrer amtsmäßigen Zerstreuung ein paar große Worte zu seufzen. Wie gesagt, Ihren Brief habe ich verloren, und wenn Sie etwa nichts an mich zu schreiben wissen, so will ich Ihnen die Erlaubniß geben, mir darüber mit einer sträflichen Schulmiene eine tüchtige Lektion zu geben.

Wissen Sie denn, daß ich in vierzehn Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in

groß Oktav beseligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen vorher das Concept zugeschickt! Aber es war nicht möglich; Gisete und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müssen. Die ganze Sammlung besteht aus satirischen Briefen. Gellert ist mit Allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satire mit Poeten frevelt. G** ärgert sich über nichts, als wenn ich der Chikane spotte. F** hat mich auf eine feine Weise betrogen, daß ich zwei Stellen habe wegstreichen müssen, wo der Würzkrämer gedacht war. M*, der sich bei der Censur sehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philosoph, und ein paarmal Magister, und noch einmal Präsident habe wegstreichen müssen. Werden Sie es wohl, mein lieber Schlegel, leiden können, wenn vom Scandiren etwas darin steht? Und was wird C** zu den Satiren wider unwürdige Geistliche sagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unschuldigen Ausdruck, der diese Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein Jeder sonst mit Allem zufrieden ist, und nur um deßwillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche seiner Kollegen nicht schone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter seinen Kollegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürrischen Lesern besorgen, da meine vernünftigen Freunde so bedenklich sind? — Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre lieben Schwestern, und lieben Sie mich, wie ich Sie.

Rabener.

Am 10ten Juli 1752.

Mein liebster Rabener,

Wie listig sind Sie! Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verloren hätten. Sie denken, ich soll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie sich sodann lustig machen. Nein! die Freude sollen Sie nicht erleben, mich in der Gestalt eines kleinen Präceptors zu sehen. Sie könnten wohl gar die geheime Absicht dabei haben, in Ihrem nächsten Bande von Satiren einen Schulmeister nach dem Leben zu zeichnen, und in dieser Absicht mich dazu reizen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben solle; denn einem so schlimmen, so satirischen Manne, wie Sie sind, kann man solche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; so gern ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt sehe, so mag ich es doch in den Ihrigen nicht sein; denn der Lobredner möchte neben dem Satirikus nicht gut abstechen; und unsterblich die späteste Nachwelt noch zu lachen machen, das ist eine gar zu traurige Unsterblichkeit, als daß sie meine Ehrbegierde reizen sollte. Sie erlangen also Ihren Endzweck nicht, und ich bin listiger, als mein Freund Rabener; das kitzelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie sich einbilden, ich bin wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn sie in Gefahr gerathen, in der Predigt stecken zu bleiben, zum Schmälen ihre Zuflucht nehmen? Nein! so arm und erschöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bei dem Weller

und Laugen leicht in Gefahr gerathen könnte, so soll es dießmal doch, bloß Ihnen zum Trotz, nicht geschehen.

Wovon soll ich nun zuerst mit Ihnen reden? Von Ihren Schriften, oder von meiner Braut? Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu Gefallen thun, und ihn ein wenig mit dem Lobe seiner Schriften trösten, damit er ihn nicht gar zu sehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu empfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mädchen ist. Eine fast unerhörte Sache, deren Sie sich freilich schämen sollten, da sie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen also sagen, daß Sie in diesem dritten Bande von sich selbst sind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein Anderer übertroffen hätte. — — —
— — — — — — — — — —

Alles, was nur hier lesen kann, liest und bewundert Sie, und mein Exemplar ist aus einer Hand in die andere gewandert, und, seit ichs habe, wenig zu Hause gewesen. Werden Sie bald vortheilhaftere Begriffe von einem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit Andern geargwohnt, daß da bloß die Schulweisheit das Monopol der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie ausloosen wollen, hat mir besonders gefallen. Wirklich ist Ihre Kunst in der Mannichfaltigkeit der Briefe nach den verschiedenen Charakteren sehr glücklich gewesen. Nach diesem ist der Roman von dem Fräulein, das Großvater und Enkel zugleich vor ihren Füßen seufzen sieht, mein Günstling. Kurzum, ich wünschte, daß Sie alle Messen die Welt mit einem solchen

Bändchen beschenkten. Fast dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht so hart sein, und die Welt umsonst bitten lassen, ob Ihnen gleich dabei bange genug werden sollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums Berühmtsein eine schlimme Sache sei, und daher ist mein Witz auch so weislich faul, damit das Publikum mich vergesse, wie ich das Publikum vergessen habe. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — Ich bin ewig

Ihr

zärtlicher Freund,

Schlegel.

Mein liebster Schlegel,

Ich habe noch immer einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feierlichen Tage zu überfallen. Aber nun ist diese angenehme Hoffnung ganz verloren. Ich habe eine Menge von Arbeit vorgefunden, welche mich hindert, vor dem ersten Oktober wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deßwillen keine weitläuftigen Versicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beständig wohl! Weitläuftiger will ich auch nicht wünschen, sonst ärgere ich mich nur, daß ich es nicht mündlich wünschen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen

Menschen im ganzen Städtchen, mit dem ich von etwas Anderm, als von Steuern, vom nassen Wetter und vom Dauphin reden könnte. Es macht mich dieses, sogar in den müßigen Stunden, so verdrüßlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und sie sind mir ganz unnütz.

Quorsum pertinuit stipare Platona Menandro?
Eupolin Archilocho? comites educere tantos?
(Was hilfts mit sich zu schleppen Plato und Menander?
Den Eupolis, Archilochus, und all' die Großen miteinander?)

Das waren also zwei Zeilen Latein, dergleichen in diesem Städtchen wohl seit der Reformation nicht geschrieben worden. Ich habe mein Quartier bei einem wohlhabenden Bürger, der mir die beste Stube eingeräumt hat, die einer Schirrkammer *) ähnlicher sieht, als einer Wohnstube, und, welches wohl zu merken ist, kein Fenster hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren soll, wie schlecht mein jetziger Aufenthalt ist. Ich sage Ihnen also kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und besonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schwestern. Doch noch Eins! Ich habe in meinem Quatier verschiedene Bücher gefunden, wie sie sich für einen Seifensieder schicken; denn das ist mein Wirth. Unter andern: Lebens- und Liebesgeschichte der Jenny Cameron,

---

*) In Sachsen wird diejenige Kammer so genannt, wo das Pferdgeschirr aufbehalten wird.

Grand-Mätresse des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgelesen, besonders die schöne Poesie, mit der das Buch durchwirkt ist. Unter Anderm seufzt ein Liebhaber, der schon den Strick der Verzweiflung um den Hals hat:

Gib mir demnach nur einen holden Blick,
Sobald wir heut zur Mittagstafel kommen.
An diesem hängt mein Wohlsein, Heil und Glück.
Nie wird der Schmerz, der noch restirt, entnommen.
Ich hoffe, und hoffe; bei tenderen Hoffen
Wird endlich der Endzweck nach Wunsche getroffen.

Um deßwillen verharre ich

Ihr

aufrichtiger

Rabener.

Geithain bei Rochlitz,
am 29sten August 1752.

Leipzig, am 15ten Februar 1753.

Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht besuche ich meine Mädchen nach der Reihe? Das ließe sich eher hören, und doch müssen Sie besser rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beschäftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigster treugehorsamst pflichtschuldigster Steuerrevisor für meinen König einem armen Bauer aus seinem Kober den letzten Bissen Brod zu reißen, den er für eine kranke Frau und sechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja, mein Herr, das sollte wohl sein; aber heute bin ich für dergleichen theure

Pflicht zu menschenfreundlich. Sie errathen es also nicht? Ich muß es Ihnen wohl selbst entdecken. Quirinizo *). Ich schreibe heute an die halbe Welt, um gelesen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramer zwei Bogen voll freundschaftliches Nichts geschrieben; nach Kopenhagen, nach Hamburg, nach Braunschweig, nach Dresden, nach Bernstadt in Schlesien habe ich nichts Wichtigeres geschrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Ist dieser Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?

Ich habe mich seit meiner Rückreise an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer und der Frau Liebsten Gesellschaft gehabt. Auf diese neue Bekanntschaft bin ich stolz, recht sehr stolz, und Ew. Hochwohlehrwürden sind ein vollkommen überzeugender Beweis von der liebreichen Fürsorge des Himmels, welcher gemeiniglich die liebenswürdigsten Weiber für diejenigen Männer aufhebt, die sie am wenigsten verdienen. Ich würde es nicht wagen, Ihnen diese Schmeichelei ins Gesicht zu sagen, wenn ich nicht Ihrer Billigkeit zutrauete, daß Sie selbst davon überzeugt wären. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu beständiger Freundschaft aufs Beste. — — — Wollen Sie das nicht thun? Gut; so muß ich zu Ihnen reisen, wenn Sie die Inspektion haben, und muß mich ihr selbst empfehlen. Der Einfall gefällt mir. Empfehlen Sie mich also nur nicht; ich will es

---

*) Den Kardinal Quirini nannte man wegen seines unermüdeten Eifers, Briefe zu schreiben, den Cardinalem epistolarem.

mündlich thun. Wie traurig werden Sie alsdann vom obersten Tabulate herunterschielen! so traurig, wie auf die Tische ein armer hungriger Knabe schielt, den Sie, Grausamer, ganz cariren lassen. —

— — — — — — — — — —

Herr D* ist ein Bräutigam mit***. Können Sie das Frauenzimmer? Wenn Tugend und Liebe eine glückliche Ehe machen, so muß diese Ehe die glücklichste sein; ich wenigstens wünsche mir in Ansehung dieser beiden Punkte niemals eine glücklichere Wahl. Sollten Sie wohl meinen, daß ein Steuerrevisor so christlich denken könnte? Warum nicht? Denken kann er wohl so! Jetzt sollten Sie meinen lieben D* sehen; er sieht so süß, wie ein Chorengel. Die ganze runde Welt ist sein; voll Entzückung watet er durch alle Pfützen; den ganzen Tag über ist sein Mund spitzig und küssend; er schwimmt im Vergnügen. O! daß man doch nicht zeitlebens Bräutigam sein kann; ich würde es noch diesen Abend. — — — — —

— — — — — — — — — —

Das wird Alles sein, was ich Ihnen zu schreiben habe.

Vom römischen König ist hier Alles still, denn jetzt redet die ganze Stadt von nichts, als von den Elephanten, Kameelen, Trampelthieren, Pferden und andern vernünftigen und unvernünftigen Bestien, die die letzte Oper in Dresden verherrlicht haben.

Gleich fällt mir ein, daß in Ihrem letzten Briefe Verse waren, die ich, prosaischer Laie, nicht beantworten kann. Da die Reime die Seele der Verse sind, so will ich es Ihnen wenigstens mit Reimen vergelten. Die Gedanken sind ein ganz

kleiner Nebenumstand, dafür sorgen Sie. Hier sind die Reime:

Schuld,	Vorzimmer,
Geduld.	dümmer!
borgen,	Excellenz —
morgen.	Peter Squenz.
Kammerherr,	theuer,
Wucherer.	Steuer.
Beste,	Papier,
reiche Weste.	dafür.
Witz,	Kastrate,
unnütz.	Gnade.

Aber nun schließe ich im ganzen Ernst, und bin rc.

Rabener.

Am 3ten September 1755.

Liebster Herr Obersteuersekretär,

Ich habe schon lange studirt, wie ich einen Brief vom 15ten Februar mit guter Manier am 3ten September beantworten könne, ohne daß ich mich gar zu sehr zu schämen brauchte, und wie ich es anfangen wolle, daß ich Ihnen zum Antritt einer neuen Station Glück wünschte, da Sie vielleicht schon wieder im Begriff stehen, dieselbe mit einer höhern zu vertauschen; denn wenn Sie bald in H***s Stelle einrücken wollen, so muß es mit Ihren Veränderungen sehr eilfertig zugehen. Ich sinne vergebens; mein Witz will mir gar nicht zu Hülfe kommen; es sei nun, daß er schon zugesetzt worden, die Vertheidigung einer schlimmen Sache

über sich zu nehmen, oder, was auch möglich sein könnte, daß er sich unter den Folianten, die mich zeither umlagert gehalten, verloren hat.

Denn ich bin jetzo so gelehrt,
Daß man nur paginas aus meinem Munde hört,
So grundgelehrt, daß ich oft vor mir selbst erschrecke,
Daß ich vom Morgen an bis in die späte Nacht
In einer Bücherburg als eingekerkert stecke,
Ganz wie die Griechen riech' und schmecke,
Und meine Frau im Traum, wenn ich mich satt gemacht,
Oft mit Historien aus dem Plutarche wecke.
So ein solider Mann ist der, der Noten macht!
Trotz sei jetzt jeglichem geboten,
Der mich und meinen Fleiß verlacht!
Ich macht' ihn gleich mit einem Dutzend Noten
Zum unbelesnen Idioten.

Also fürchten Sie sich, mir über mein Stillschweigen Verweise zu geben! Ich würde in aller Eile über Ihre Vorwürfe Noten machen; und ein Notenmacher kann noch besser schimpfen, als ein Kunstrichter. In der That habe ich diesen ganzen Sommer hindurch, als ein Baugefangener, in dem Schutt alter Folianten und Quartanten herumwühlen müssen.

Ich sitze noch, wenn sich der Tag zur Ruhe neiget;
Ich sitze noch um Mitternacht,
Wenn nebst mir kein Geschöpf, als nur die Eule, wacht;
Späh' einen Namen aus, von dem Gyraldi schweiget;
Und blättre mit Geduld, und lese mit Bedacht,

Von einem Gott des Alterthumes,
Den nicht Hygin erwähnt, sogar trotz seines Ruhmes,
Der große Vossius kaum kennt.
Und Augustin nur im Vorbeigehn nennt,
Von dem verlegnen Gott des grauen Alterthumes,
Tutan, Homogyrus, Telerion, Montin,
Verraktor, Aesculan, Aurin,
Und Argentin, und Limentin,
Und Statilin und Fabulin,
Mich zuverläßig zu versichern,
In großen und in kleinen Büchern.

Schwindelt Ihnen, liebster Freund, nicht der Kopf bei den seltsamen Namen? Ich mag ja aufhören, Verse zu machen, wenn ich mich nicht um meinen witzigen Namen bringen soll; denn ich fühle es selbst an der Geburt, daß es kleine Mißgeburten sind. Jetzt möchte mich Niemand zwingen, Verse zu machen. Ich glaube, aus Mangel poetischer Gedanken, fiele ich in der Angst auf den desperaten Einfall, den Festus, oder auch der Kollegenschaft wegen, noch lieber den Paulus Diakonus, in Reime zu bringen. Meine Frau sehe und höre ich nicht; und wenn sie mich liebkost, so erzähle ich ihr die Schnitzer, welche Montfaucon gemacht hat, oder antworte ihr mit einem Citat aus dem Athenäus oder Pausanias.

Mein Rabener, wie gefällt dir das?
Sie hat sichs ernstlich vorgenommen:
Sie will zunächst bei meinem Dintenfaß
Mit ihrem ersten Sohn, ganz vom Pausanias,
Gräv, Gronov, Montfaucon umschanzet, niederkommen.
Nicht wahr, mein Freund, das wäre was,

Daß einst, damit es noch die späte Nachwelt
wüßte,
Sein Leichenprediger mit Ruhm gedenken müßte?

Wird das nicht ein gelehrter Junge werden, wenn ihm gleich bei seiner Ankunft auf die Welt die mythologischen Dünste in den Kopf steigen? —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ich bin rc.

rc. rc.

Dresden, den 10ten März 1751.

Mein allerliebster Schlegel,

Ist es Ihr Ernst, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worin ich Ihnen, obwohl nur mit wenigen Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geschrieben, und der Himmel weiß, wo dieser Brief sie sucht. Inzwischen ist nicht viel daran verloren.

Ich freue mich über Ihre Veränderung, und wünsche Ihnen tausend Glück und tausend Vergnügen dazu. Aber sie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, sobald Sie Zeit haben. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Auch zu Ihrem Jungen wünsche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tausend Glück. Der Himmel schenke ihm alle Tugenden der Mutter, und bewahre ihn vor allen Fehlern seines Vaters. Das ist der größte Segen, den ich ihm wünschen kann.

Vermuthlich wird er ein Kunstrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne sie zu verstehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften herausreißt. Ich glaube, daß sie seine künftigen Schoosfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die sein, deren Tadel er schon so früh zerreißt. —

Gisefe hat mir sehr freundschaftlich und weitläuftig geschrieben. — Von unserm** habe ich auch Briefe. Ich sehe seinen Abzug ungern. Ist es freundschaftlicher Eigennutz? Oder ist es eine gegründete Besorgniß, daß ihm diese Veränderung nicht vortheilhaft sein werde? Das weiß ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger

Rabener.

Dresden, am 24sten Februar 1758.

Mein liebster Schlegel,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten. — — — — — — — — — — — —

Ich befinde mich gesund, aber das ist auch alles Gute, was ich melden kann. Sie werden einen Theil unserer unglücklichen Umstände wissen; aber nicht alle unsere Noth können Sie wissen, und wenn Sie solche auch wüßten, so würden Sie doch den wenigsten Theil davon glauben. Perfer et obdura. Sehen Sie, mein lieber Schlegel, vor Angst rede ich Latein, so wie ich, in guten Zeiten, bei einem Glas Wein vor Freuden fran=

zösisch redete. Sie werden auch wiederkommen, diese guten Zeiten. Aber wann? Und wer wird sie erleben? Gott weiß es, und wenn ich binnen der Zeit nicht die äußersten Unfälle erfahren muß, will ich ihm dafür danken. Sie würden kaum Ihren Rabener mehr kennen, so niedergeschlagen und mürrisch bin ich jetzt; und wenn ich einmal von ungefähr über meine Schriften komme, so wundere ich mich, daß ich jemals so aufgeräumt habe sein können. Nicht für mich allein, sondern noch für meine hiesigen und auswärtigen Freunde bin ich niedergeschlagen und traurig. Bei unserer hiesigen Noth sind wir noch darin glücklich, daß wir an unserm Commandanten, dem Generalmajor von Fink, einen glimpflichen und vernünftigen Mann haben, welcher, wenn es auf ihn ankäme, uns lieber Gutes thun, als harte Befehle an uns vollstrecken würde. Aber das arme Leipzig! Und was werden unsere Freunde in Halle, in Halberstadt, in Quedlinburg, in Braunschweig, in Lüneburg und sonst ausgestanden haben? Einen ganzen Band Satiren will ich auf die Feinde schreiben, sobald Friede ist; aber zwei Bände auf uns Sachsen; und kaum werden zwei Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu sagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in diesem Augenblick immer unglücklicher machen, und, nach allen Anstalten zu urtheilen, künftig noch unser Unglück vermehren werden. Les abus de l'autorité rendoient la corruption necessaire; la corruption produisoit la lacheté, le luxe et l'extinction de toute vertu etc. Les sujets etc. pour revenir à leurs anciens principes d'hon-

neteté et d'amour du bien Public, ils avoient besoin, d'étre réveillez par les coups de verge etc. So sagt der Ketzer Gordon. Gott gebe, daß er das Letzte von uns geredet hat!

Ueber Ihre Familiennachrichten habe ich mich sehr vergnügt; und über Ihre Predigten eben so sehr. Sie sind (ob ich sie gleich bei einigen Stellen scharf kritisiren möchte), so viel ich davon gelesen habe, vortrefflich. — — — — — — — — — — — — — — —

O wenn sich doch Jemand einmal in meinem Namen mit dem Teufel zanken wollte, denn dem gebe ich Schuld, daß er hinter dem ganzen Krieg stecke. Nur kann ich dabei nicht begreifen, warum wir in Dresden darunter so viel leiden müssen, wo der Teufel doch auch so viel gute Freunde hat.

Ich freue mich, Ihren Herrn Bruder auf Ostern hier zu sprechen. Empfehlen Sie mich ihm, Ihrer lieben Frau, Ihren lieben Schwestern und allen guten Freunden. Vermuthlich sind das Ihre Kinder; denn sonst kenne ich in Z** niemand. Leben Sie wohl, vergnügt und ferner ruhig; so sind Sie weit glücklicher, als Ihr Freund,

Rabener.

Liebster Freund,

Ihren Brief vom 23sten Mai habe ich in Leipzig bekommen. Ich hätte also wohl eher antworten können. Aber Sie glauben nicht, mein liebster Freund, wie wenig Zeit ich habe, an meine Freunde zu schreiben, da ich von früh 7 Uhr bis

Abends um 7 Uhr in meinem Berufe schreiben muß. Freilich gehe ich noch manche Stunde müßig spazieren; aber das ist auch das Einzige, was mich bei Kräften und gesund erhält. Von unserm Gisefe habe ich gestern einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten; vor einigen Monaten auch von unserm Cramer. Unendlich angenehm sind mir beide gewesen; aber wenn ich sie nur mündlich beantworten könnte!

Ich bin, trotz aller meiner Arbeit, gesund und vergnügt: denn das Podagra, von welchem ich ein Kandidat zu sein glaube, halte ich für keine Krankheit. Ich habe Ihnen oben gesagt, wie mein Tag eingetheilt ist; aber jede Stunde, die ich mir abstehlen kann, wende ich zur Bewegung und zum Vergnügen an. Ich fahre, ich gehe, ich tanze, ich genieße viele Divertissements. Ich habe Gesellschaften, aber wenige und gewählte. Mit einem Wort, ich lebe glücklich, und, weil es nun mit mir stark bergunter geht, so will ich, so gut ich kann und darf, die Welt genießen, in die ich niemals wieder komme, wenn ich hinaus bin, und mit der ich allemal sehr zufrieden gewesen. Der Gedanke, daß ich vielleicht bald abtreten muß, ist bei meinen einsamen und ruhigen Stunden demungeachtet einer von meinen vergnügtesten Gedanken. Sie glauben nicht, wie sehr mir dieses meine Heiterkeit erhält. Ueberhaupt hat mich Gott vor vielen meiner Freunde glücklich gemacht. Ich genieße dieses Glück in vollem Maaße. Ich habe seit drei Jahren aufgehört zu wünschen, denn seit drei Jahren bin ich in meinem jetzigen Amte, wo ich viel, sehr viel Arbeit habe, die mir aber nicht

sauer wird und mit wenigem Verdruß verbunden ist; wo ich vielen tausend Unterthanen unbemerkt ihre Steuerlast erleichtern kann; wo ich bei meinen Obern und Untern Zutrauen und Freundschaft habe; wo ich, nach dem Verhältniß meiner Arbeit, nicht reichlich bezahlt werde, aber doch mehr habe, als ich brauche; wo ich, wenn ich heute sterbe, Alles in seiner Ordnung hinterlasse; mit einem Wort, wo ich so glücklich bin, daß mir nichts fehlt, als Sie, mein lieber Schlegel, und meine andern freundschaftlichen Beiträger.

Also bin ich, dem Himmel sei Dank! sehr glücklich. Können Sie mich ganz gewiß versichern, daß ich noch glücklicher sein werde, wenn ich heirathe?

Ich habe von mir so viel geschrieben, daß ich von Sachsens Zustande nicht viel schreiben kann, wie Sie zwar verlangen. Unter einer guten Regierung hoffen wir Alles. Ein Kranker, welcher durch seine jugendlichen und vieljährigen Ausschweifungen seinen Körper entkräftet hat, und durch eine zugestoßene heftige und anhaltende Krankheit gänzlich niedergeworfen worden ist, braucht Zeit, Diät und einen guten Arzt. Der Himmel verhüte die Recidive!

** ist — — und — — hier in Dresden. Verlangen sie keine genaue Beschreibung seines Amtes. Es ist so weitläuftig und so wichtig, daß ich nicht weiß, ob es sein Körper lange aushalten wird. Er ist der geschickteste, der ehrlichste, der fleißigste Mann. Aber so zu leben, wie er leben muß, das ist Galeerenarbeit; und ich würde ihm rathen, Alles aufzugeben, und nur — — zu blei-

ben; doch wer soll seine Arbeiten verrichten, bei welchen ein ehrlicher, geschickterer und fleißiger Mann so viel Gutes stiften kann? Er läßt sich Ihnen aufs Freundschaftlichste empfehlen.

Grüßen Sie Ihr gutes Muthchen und Ihre lieben Kinder vielmals, und glauben Sie, daß ich ewig Ihr Freund sein werde.

Am 8ten Julius 1764.

Rabener.

An Herrn Friedrich von Hagedorn.

Leipzig, am 17ten April 1752.

Es haben mich Herr E** und Herr D**, zwei Geistliche aus Bern, gebeten, sie Ihnen zu empfehlen. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich über diesen Antrag sehr verlegen gewesen bin. Mein Hochmuth verlor zu viel, wenn ich es ihnen abschlug, denn ich hatte seit einem halben Jahre gegen sie mit dem Wohlwollen groß gethan, dessen Sie mich einigemal schriftlich versichert haben, und nunmehr schämte ich mich, diesen beiden Herren merken zu lassen, daß ich Denselben wieder unbekannt geworden sei. Frontis ad urbanae descendi praemia. Ich habe ihnen ein Empfehlungsschreiben mit einer so stolzen und wichtigen Miene versprochen, daß sie gewiß glauben, ich sei so glücklich, alle Wochen Briefe von Ihnen zu bekommen. Verrathen Sie mich nicht, hochzuehrender Herr. Diese beiden Fremde würden eine Art der Achtung gegen mich fahren lassen, die ich nicht gern verlieren möchte, da es Männer sind, deren Gelehrsamkeit und redliches Herz sie unendlich schätzbar machen. Sie sind keine schweizerischen Kundschafter, welche das Land durchziehen und die Sekten des Witzes ausspähen. Sie sind so unparteiisch, daß sie noch

nicht bestimmen können, wer vor beiden, ob G** oder B**, die meisten Fehler und die meisten Tugenden habe? Ihre Belesenheit und ihre Kenntniß des Witzes ist so allgemein, daß sie die Schriften, welche von der Ilias bis auf den Nimrod in einer langen Reihe folgen, gelesen und mit Geschmack beurtheilt haben. Lassen Sie, H.H. nur diesmal mein Bitten statt finden, und benehmen diesen beiden Herren das schmeichelhafte Vorurtheil nicht, das ich ihnen von Ihrem gefälligen Wohlwollen gegen mich beigebracht habe.

Ich muß mir Gewalt anthun und hier abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen und keinen Empfehlungstraktat zu schreiben. Wie viel fällt mir noch ein, das ich gern fragen und schreiben möchte! Ich werde mir doch die Freiheit nehmen, noch einmal mit Herr Bohnen zu schreiben, um den dritten Theil meines satirischen Muthwillens Ihrem Schutze zu empfehlen. — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Und dennoch plaudere ich fort, da ich doch überzeugt bin, daß es wider den Wohlstand ist, so viel zu schreiben? Aber bedenken Sie auch, mein Herr, daß Sie seit drei Jahren mit meinen Briefen verschont geblieben sind!

Gönnen Sie mir Ihr Wohlwollen künftig, und versichern Sie Sich meiner vollkommensten Hochachtung. Ich habe die Ehre zu sein ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 22sten Mai 1752.

Ich mache jetzt Anstalt, einen ziemlich weitläuftigen Brief an Sie zu schreiben, um mich in den Besitz des Rechts zu bringen, das Ew. rc. mir gegeben haben, und das ich immer gern mißbrauche, wenn meine Freunde einmal die Uebereilung begangen haben, mir es zu gestatten.

Sie können wohl glauben, daß Ihr Brief vom siebenten Mai, den ich aber erst heute bekommen habe, mir wegen vielerlei Ursachen unendlich angenehm ist. Er würde es schon um deßwillen gewesen sein, da er mich Ihres Wohlwollens versichert, und mir die Erlaubniß gibt, Ihnen meine Hochachtung schriftlich zu bezeugen. Für die Aufnahme meiner Bernischen Freunde danke ich Ew. rc. gehorsamst. Ich wünsche, daß Sie bei einem nähern Umgange mit denselben an ihnen mögen gefunden haben, was sie mir seit einem halben Jahre schätzbar gemacht hat. Sie sind beide sehr ehrliche Leute, das sieht man ihnen gleich an; aber sie sind auch gelehrt und artig, ungeachtet sie sich nicht viel Mühe geben, es beim ersten Anblick zu scheinen.

Der Beifall macht mich fast übermüthig, den Ew. rc. meinen satirischen Briefen geben. Er beruhigt mich wegen meiner Furcht, die ich hatte, man werde ihnen die Uebereilung ansehen, mit welcher ich diesen dritten Theil bei meinem unruhigen Amte seit dem Brachmonat vorigen Jahres ausarbeiten müssen. Eine Entschuldigung, die der Welt zu verdächtig ist, als daß ich sie hätte in der Vorrede anführen können, und die mir nur meine Freunde zu Gute halten. Noch den vier=

ten Theil wünsche ich mir mit dem Beifall der Welt und solcher Kenner, wie Ew. ꝛc. sind, zu Stande zu bringen. Wie beruhigt will ich mich hernach von dem Platze zurück ziehen, auf den ich mich gewagt habe, und welcher dem Glück und der Ehre eines Autors so gefährlich sein kann, wenn er sich nicht mit der größten Behutsamkeit in dem ehrwürdigen Ansehen eines unparteiischen und menschenfreundlichen Mannes zu behaupten weiß. Drei Tugenden, die man den Satirenschreibern so gern und so oft mit Grund streitig macht! Macht mir dieser vierte Theil keine Schande, so will ich das Vergnügen ganz ruhig und stillschweigend genießen, welches junge Schriftsteller meiner Art Nachruhm nennen, und welches sie nicht genießen können, wenn sie bis an ihren Tod schreiben. Wie zufrieden will ich alsdann aus meinem kritischen Winkel auf die Thoren hervorsehen, die ich nicht gebessert habe, und auf die junge Nachwelt von Thoren, welche für die Geißel meines Nachfolgers heranwachsen. Noch viel andere Ursachen machen mir den Entschluß wichtig, den ich gefaßt habe, mit dem vierten Theil den Lauf meiner Autorschaft zu vollenden. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Satiriker zu mürrisch, zu böse und zu traurig ernsthaft wird. Ich fühle es, daß ich schon jetzt mir oft Gewalt anthun muß, diese finstre Miene in meinen Schriften nicht merken zu lassen, welche mir außerdem bei meinem menschenfeindlichen Berufe *) fast natürlich werden will.

*) Ich war damals Steuerrevisor im Leipziger Kreise; welches Amt für einen Menschenfreund sehr trau-

Kann ich wohl hoffen, daß ich diese Gewalt auch alsdann über mich behalten werde, wenn mich meine Geschäfte und mehrere Jahre noch ungeduldiger machen? Fast werde ich mir lächerlich, daß ich jetzt bei, Gottlob, gesunden Fingern und einem Herzen voll satirischen Muthwillens so ernsthaft von meinem Autorende spreche? Werde ich wohl standhaft genug sein, meine vernünftigen und billigen Entschließungen zu behaupten, und wenn ich es nicht thue, wie sehr werde ich mich alsdann vor Ew. rc. schämen müssen! Breche ich mein Gelübde, so sind Sie die erste Ursache, wenigstens werde ich es Ihnen am ersten zur Last legen. Ihr Vorschlag zu einem poetischen Roman hat so viel Schönes und Einnehmendes in sich, daß ich sehr wünsche, ihn als ein ganz besonderes Buch zu sehen, und wo möglich, selbst zu arbeiten. Zu dem vierten Theile, an dem ich noch nicht angefangen habe, würde er nicht kommen können, weil dieser Theil nur achtzehn Bogen stark werden soll, und weil ich aus vielerlei Ursachen mich hinter meinem Gemälde verborgen halten möchte, um die Feindschaft zu vermeiden, die ich von der halben Autorwelt mir auf den Hals ziehen werde, und die, nach der Feindschaft der Weiber, der Geistlichen und der Zeitungsschreiber, mir die gefährlichste zu sein scheint. Ich will mich mit dem Plan, den

---

rig ist, da man bei den aufgetragenen Kommissionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erschöpften Unterthanen sieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar amtswegen gezwungen ist, diese Noth zu verdoppeln. R.

Ew. rc. vorgeschlagen, bekannter machen, und eine Fabel dazu ausdenken, damit diese so nöthige Satire auch denen angenehm wird, welche entweder zu vornehm, oder zu klein sind, als daß sie auf die lächerlichen Thorheiten der Gelehrten Acht haben sollten. Dieser Plan soll mir der Vorwand sein, öfter an Ew. rc. zu schreiben und Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, um die Ihrigen dabei zu erfahren. Wird Ihnen bald Angst, wenn Sie an die Folgen dieser Drohungen denken?

Wie sehr wünsche ich unserm rechtschaffenen G** ein dauerhaftes Glück und ein einträgliches Amt, das seiner Gemüthsart gemäß ist! Bedenken Sie nur, wie christlich ich bin, daß ich mich überwinden kann, diesem kleinen faulen Geschöpfe so viel Gutes zu wünschen, da er sich, seit er von Leipzig weg ist, nicht ein einzigesmal die Gewalt anthun können, an mich zu schreiben. Und doch ist er so faul nicht, als unser anakreontischer E**. Dieser läßt mir nicht einmal sagen, daß er an mich schreiben will; das thut doch G**, der seit vier Jahren mich heilig versichern läßt, daß er mit dem nächsten Posttag an mich schreiben will. Bin ich nicht mit meinen besten Freunden unglücklich? Ich glaube, sie fürchten sich alle vor meinen langen Antworten; wahrhaftig ich glaube es. Konnte ich doch um die Zeit auch in Hamburg sein, wenn der Abt, wenn Gisefe und Klopstock da sein werden!

Diesen Wunsch, in Hamburg zu sein, habe ich schon oft, und oft vergebens gethan, er wird auch niemals erhört werden, so lange ich mich mit meinem jetzigen Amte quälen muß. Werde ich wohl noch vor meinem Ende das Glück erleben, daß ich diese

freundschaftliche Wallfahrt zu unserm Vater Hagedorn thun kann? Und verdiene ich wohl dieses Glück? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Fortsetzung der vermischten Schriften geschieht in der That wider meinen Willen. Die Verfasser sind allzusehr beschäftigt, als daß sie Zeit und Fleiß genug darauf wenden könnten. Die scherzhaftesten Verse und muntersten Satiren haben sonst E** und S** gemacht; beide stehen jetzt in solchen Aemtern, wo sie es weiter nicht thun dürfen, ohne die Kirche Gottes zu ärgern. Ich bin mit meiner eignen Sammlung beschäftigt. G** und G*** haben die Fortsetzung am meisten verlangt, und werden am wenigsten arbeiten, jener, weil er zu viel Amtsgeschäfte, und dieser, weil er zu viel Faulheit hat; an E** mag ich nicht einmal denken. Die Gedanken von der geistlichen Epopee, welche im ersten Stück vorkommen, sind, wie mich dünkt, das Bescheidenste, das in der Art geschrieben worden ist. Der Herr Probst oder Konsistorialrath in Berlin hat G** dabei mehr geschont, als es dieser verdient hat.

Ohne mich und meinen ungestalten Brief weiter zu entschuldigen, will ich abbrechen, mit der Versicherung, daß ich mit der größten Hochachtung sei

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 25sten Mai 1753.

Eben da ich im Begriff stehe, auf Ihren freundschaftlichen, mir unschätzbaren Brief recht weitläuftig zu antworten, begegnet mir ein Zufall, der mir ganz unerwartet und für mich gar wichtig ist. Ohne mein Ansuchen und ohne mein Hoffen hat mich das Obersteuerkollegium zum Steuersekretär verlangt. Morgen also werde ich von meinem traurigen Revisorate entlästigt, und trete mit einiger Verbesserung und mehrerer Hoffnung in ein Amt, das zwar eben so mühsam, aber nicht so unruhig und nicht so menschenfeindlich ist, wie mein bisheriges. Der letzte Umstand ist mir der angenehmste. Ich werde mich nach und nach des Vertrauens des Kollegiums zu bemächtigen suchen, um für diejenigen zu bitten, welche die Strenge der Gesetze zu sehr drückt. Nun habe ich die Noth des Landes in adeligen Schlössern und Bettelhütten kennen lernen. Ich habe nichts weiter thun können, als diejenigen bedauern, die sie trifft. Vielleicht kann ich mit der Zeit mehr thun, zumal da ich versichert bin, daß unser Steuerkollegium auf die Erleichterung der Unterthanen aufmerksamer ist, als unsere Nachbarn es glauben. Bisher schreibe ich nichts, als was mir ganz angenehm ist; aber nun kommt ein schlimmer Punkt. In vierzehn Tagen muß ich von hier, von meinem lieben Leipzig, weg und nach Dresden! Wie unruhig mich diese geschwinde Veränderung macht, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin wie im Traum, und mit Uebergabe meiner zeither gehabten Kommissionssachen so zerstreut beschäftigt, daß der schlechterdings Hagedorn sein muß, an den ich

schreiben soll. Was für eine neue Lebensart wartet auf mich! Wie demüthig werde ich künftig unter meinen Originalen antichambriren, mit denen ich bisher auf meiner Stube gefrevelt habe! Eine Tabatiere kaufe ich mir noch in dieser Messe, um eine Prise den Heiducken gehorsamst präsentiren zu können. Heute und gestern habe ich schon zwei Stunden gepfiffen. Ich hoffe, es soll sich geben, wenigstens habe ich heute das Vergnügen gehabt, eine so gedankenlose Miene zu machen, daß mich ein Jude fragte: Haben Ihre Excellenz nichts zu schachern?

Bis hieher kam ich am 21sten dieses, und seitdem habe ich mir nicht einen Augenblick abstehlen können, um in meinem Briefe fortzufahren. Am 22sten habe ich meine Pflicht abgelegt, und vom Premierminister ein Kompliment bekommen, welches mir, als Sekretär und als Autor, schmeichelhaft war. Würden Ihre Hochweisheiten in Hamburg wohl das Herz haben, einen Mann auch um deßwillen zu befördern, weil er Satiren geschrieben hätte? Ich schicke mich zu meiner Abreise an, und habe das seltne Glück, daß nicht allein meine hiesigen Freunde, sondern auch die meisten von denen meine Wegreise bedauern, wider die ich bisher Berufswegen arbeiten müssen. Vergeben Sie mir diesen Stolz, denn ich bin sehr hochmüthig, indem ich dieses schreibe; es ist auch ein großes Paradoxon, daß man die Freundschaft derjenigen beibehält, denen man zuwider sein muß. Dieser Brief ist nur der Vorläufer von dem, welchen ich in etlichen Wochen schreiben werde, und alsdann werde ich auch auf den Vorschlag wegen des Ro=

mans antworten, welcher mir immer angenehmer wird, je länger ich ihm nachdenke. Aber was wird mir es nunmehr helfen, wenn ich auch schon noch so viel Lust hätte, diese Arbeit anzufangen? Hätte ich mir diese Veränderung vermuthen können, so würde ich, ungeachtet meiner starken Winterarbeit, mir alle ersinnliche Mühe gegeben haben, den vierten Theil meiner satirischen Schriften zu fertigen. Nun fürchte ich sehr, daß dieser so bald nicht zu Stande kommen werde, weil ich mit ungewohnten Arbeiten gar zu sehr überhäuft bin, und wenigstens im Anfange mehr vorsichtig sein muß, als bisher. Allenfalls gebe ich in der Vorrede dem Publikum die eidliche Versicherung, daß ich von allen verehrungswürdigen Narren in Dresden nicht Einen gemeint habe.

Unsern rechtschaffenen Bohn habe ich in dieser Messe bei meiner großen Unruhe gar nicht sprechen können. Wie sehr soll ich Ihnen für die freundschaftliche Art danken, mit welcher Sie mich in der neuen Auflage Ihrer moralischen Gedichte der Nachwelt bekannt gemacht haben? und wie sehr freue ich mich, daß das Blatt vom Korrespondenten nicht auf die Nachwelt kömmt, wo man von mir gesagt:

Leandern schimpft kein Rabner mehr.

Also glaubt man in Hamburg wirklich, daß meine Satire schimpft? Dieser unverschuldete Vorwurf ist mir desto naher gegangen, da ich ihn von unserm Herrn Z** gar nicht erwartet hätte. — —

Was ist das für ein verwirrter Psalm? So sang David nicht; er müßte denn damals so gesungen haben, als er seine Geberde vor denen zu

Gab verstellte und unter ihren Händen kollerte, daß ihm sein Geifer in den Bart floß. Von diesem Psalm hat der Verleger weit mehr Ehre, als der Verfasser. Unserm rechtschaffnen *** wünsche ich gewiß tausend Glück; seine Braut soll ein allerliebstes Kind sein, und doch bin ich mit ihm nicht ganz zufrieden. Es ist immer meine Klage gewesen, daß die witzigen Köpfe zu viel seufzen und zu wenig rechnen. E** Roman ist mir auch zu arkadisch; inzwischen freue ich mich, daß er liebt, denn außerdem würde er ganz müßig gehen. Ich empfehle mich Ihnen aufs Verbindlichste, und bin mit der größten Hochachtung

Ew. rc. rc.

Rabener.

Von Giseke.

Leipzig, am 18. Juli 1747.

Das wußte ich wohl, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, ob ich wieder gesund würde, oder nicht; und ich entschloß mich also, in wie fern es bei mir stünde, wieder gesund zu werden. Ich kenne meine Freunde.

Sie, dacht' ich, werden doch nur ungern dich verlieren,
Und oft, wenn sie spazieren gehn,
Dein Grab, nicht ungerühret, sehn,
Und Alle bei ihm stille stehn,
Und nur von dir Gespräche führen,
Und sagen, wenn vielleicht dabei ihr Auge weint:
»Das war auch unser Freund!
»Hätt' unsern Wunsch das Schicksal hören wollen:
»Er hätte später sterben sollen.«

Sehen Sie, mein liebster Rabener, diesen Kummer habe ich Ihnen und auch mir ersparen wollen. Es ist immer besser, wenn man die Glückwünsche zu seiner Genesung selbst hören kann, als wenn man sich mit der Vorstellung trösten muß, daß man nach seinem Tode werde bedauert werden. Ich kann Ihnen jetzt die Nachricht geben, daß ich nunmehr völlig wieder hergestellt bin, und das Fieber

mich ganz und gar verlassen hat. Ich habe am Sonntag schon wieder ausgehn und spazieren dürfen.

Ich habe, Freund, den Sommer schon gesehn!
Auf Feldern, wo noch stolz die vollen Aehren stehn,
Sah' ich ihn majestätisch gehn.
In Gärten hab' ich ihn gesehn,
Und Alles, was ich sah, war zum Entzücken schön.
Wie offen war mein Herz, die Freuden zu empfinden,
Wie gern ließ ich von schmeichelhaften Winden
Von alten, doch vielleicht noch nicht besungnen, Linden
Die Blüthen mir entgegen wehn!
Wie neu war Alles mir, was ich schon oft gesehn!
Doch, Freund, anstatt jetzt nur beständig zu spazieren,
Werd' ich mich selten nur vom Schreibepult verlieren,
Die allermeiste Zeit studiren,
Und anders nicht, als wenn die Freunde mich verführen,
Und selten nur, spazieren gehn etc.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

G.

Am 21sten Juli 1747.

Sie sind seit Ihrer Genesung sehr ehrgeizig geworden. Aus Ihrem Brief scheint es, daß Sie nur Ihren Freunden zu Gefallen, nicht gestorben

sind. Ich würde Ihnen diese Eitelkeit kaum zu Gute halten, wenn Sie nicht Ihren Hochmuth in so freundschaftlichen Versen hätten einzukleiden gewußt. Es sei Ihnen verziehen; werden Sie nun nicht mehr krank, und verlassen Sie Sich ja nicht auf meine Thränen! Es gehört viel dazu, wenn ein Steuerrevisor aus Freundschaft und Mitleiden weinen soll. rc. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Rabener.

Leipzig, am 28sten Januar 1748.

Ich kann es doch nicht über mein Herz bringen, Ihnen ein Buch zu schicken, ohne Ihnen zugleich zu schreiben. Ich mag so viel zu thun haben, wie ich will, so bleibt doch ausgemacht: zu einem Brief an einen guten Freund ist noch immer Zeit genug; ungeachtet ich einige gute Freunde habe, die dieses nicht für ausgemacht halten. Verstehen Sie mich? Sie finden also einen alten französischen Roman, von dem ich nicht weiß, ob er gut oder schlecht ist, und die Briefe des Pays, nebst zwei Gedichten von mir.

Entferne, wie du willst, von deinen Freunden dich,
Und denk': ich will mich kostbar machen!
Du irrst dich nicht. Freund, wir entbehren dich,
Doch du entbehrst auch uns, und unter uns auch mich,
Und wirst auch uns dir kostbar machen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Den 1sten April 1748.

Sie sind wahrhaftig mein einziger Freund in der Noth. Wenn mich die Andern Alle in meiner unwitzigen Einsamkeit verlassen, so schreiben doch Sie an mich, und machen, daß ich wieder auf ein paar Stunden Muth bekomme, die Menschengesichter zu ertragen, mit denen ich umgehen muß. Der Himmel wird Ihnen dieses Werk der Liebe nicht unvergolten lassen; und wenn Sie künftig auch zuweilen in meine traurigen Umstände kommen, so wird sich auch für Sie ein Freund finden, der an Ihnen die Barmherzigkeit ausübt, für welche ich Ihnen jetzt danke. Alsdann erst werden Sie die Wichtigkeit meines Wunsches und die Verbindlichkeit völlig einsehen, die ich Ihnen schuldig bin.

Die Nachricht von Ihrer Veränderung ist mir sehr unerwartet. Wäre ich eigennützig, so wünschte ich, daß gar nichts daraus werden möchte; allein ich liebe Sie zu sehr, als daß ich dieß im Ernst wünschen sollte. Die Umstände scheinen dabei so vortheilhaft zu sein, als es möglich ist. Wie sehr bedaure ich euch, Rekruten der Kirche, daß euer erster Beruf gemeiniglich das Kinderlehren ist! —

Wie unvermuthet muß ich Sie verlieren! Wäre ich in dergleichen Fällen nicht bereits so sehr abgehärtet, und wäre ich nicht schon so gewohnt, einen Freund nach dem andern von Leipzig zu verlieren; so würde mir diese unvermuthete Trennung noch weit empfindlicher sein. Aber das ist doch zu grausam, daß ich meinen lieben Freund, ohne Abschied von ihm zu nehmen, auf ewig einbüßen soll. — — — — — — Ich bitte Sie, Ihretwegen und meinetwegen bitte ich Sie, reisen

Sie ja noch zum Herrn von Hagedorn nach Hamburg, ehe Sie nach Hannover gehen. Grüßen Sie meine Freunde in Leipzig; Gellert, Cramer und Schlegel grüßen Sie zweimal; Klopstock küssen Sie in meinem Namen mit einem epischen Kuß. Leben Sie wohl. Ich bin mitten unter meinen Akten und Bauern

Ihr

Freund
Rabener.

Am 8ten April 1748.

Also sind wir, mein liebster Freund, auf ewig sind wir getrennt? Der gestrige Tag wird mir unvergeßlich sein. Binnen einer Zeit von vier Wochen verliere ich zwei so liebe Freunde. Dieser Verlust muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde so furchtsam bin, und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe ich mich entschließen kann, nur den ersten Schritt zu einer neuen Freundschaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abwesend mein Freund bleiben, daß diese Veränderung der Grund Ihres künftigen Glücks sein kann, dieser Gedanke wird mir vielleicht zu einer andern Zeit tröstend genug sein; jetzt ist er es nicht, unsere Trennung ist noch zu neu. Ich hatte mir vorgenommen, mich diesen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande sein möchte, Ihren Abschied auf Michaelis etwas gleichgültiger anzusehen. Aber Sie haben meine Zärtlichkeit über-

rascht, und ich bin die ganze Rückreise über für die Standhaftigkeit, die ich bei dem letzten Abschieds=kusse heuchelte, grausam bestraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund und lieben Sie mich so zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir selbst, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabend mit meinem ungehofften Besuch in Leipzig zu über=schleichen. Werde ich wohl in der Welt jemals so glücklich sein, noch eine dergleichen freundschaftliche Wallfahrt zu Ihnen zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Gesetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wäh=len. Es ist ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf eine kurze Zeit leiht.

Ich wünsche, daß Ihre Reise glücklich sein möge. Auf den Mittwoch werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich ein=schließen, keinen Menschen zu mir zu lassen, alle meine Akten wegräumen und Ihre Gesundheit aufs Feierlichste ganz allein trinken; denn hier in diesem elenden Städtchen ist kein Mensch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Gesundheit mittrinken sollte.

Bei Ihrer Ankunft in Hamburg vergessen Sie ja nicht, den Herrn von Hagedorn meiner Ergeben=heit aufs Ueberzeugendste zu versichern. Es ist mir daran um so viel mehr gelegen, da ich dieses auf gewisse Maße auch als einen Abschied auf ewig ansehen muß, den ich von diesem Mann, dessen Verdienste und Wohlthaten ich so hoch schätze, nun=mehr nehme, da ich mit Ihnen, mein lieber Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem An=denken desselben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich schreibe diesen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn so sehr lieben? Ich sterbe als

Ihr

redlichster Freund

Rabener. *)

Hannover, am 16. Mai 1748.

Wenn ich Ihnen einen Brief schreiben sollte, wodurch ich Ihren letzten so freundschaftlichen, so schönen und mir so unvergeßlichen Brief nur einigermaßen bezahlte; wie vortrefflich müßte ich den nicht schreiben? Zum wenigsten, wie Hagedorn! Mein Herz ist viel zu zärtlich, als daß ich nicht lange gewußt haben sollte, daß Sie mich lieben, und auch, daß Sie mich ungemein lieben. Aber, daß Sie mich so sehr lieben sollten, wie ich aus Ihrem letzten Brief gesehen habe, damit habe ich mir

*) Ich bekam nach einigen Jahren diesen Brief wieder zu Gesicht und fand unter meinem Namen folgende Zeilen:

„Dieses unterschrieben den 9. April, am letzten
„glücklichen Abend in Leipzig, die wenigen übrig
„gebliebenen Redlichen,

„Ebert, Cramer, Charlotte, Klopstock."

Und weiter unten stand:

„Gärtner, Zachariä,

in Braunschweig."

Daß so rechtschaffene Freunde die redliche Sprache meines Herzens mit einem so schmeichelhaften Beifall zu der ihrigen gemacht, das ist für meinen Ehrgeiz zu angenehm, als daß ich es hier mit Stillschweigen übergehen sollte. R.

doch nicht geschmeichelt. Wenn ich meinen Freunden Schuld geben könnte, daß sie in der Wahl ihrer Freunde fehlten, so wollte ich auch sagen: das verdiene ich nicht. Allein, wenn man es durch eine gleich zärtliche Liebe verdienen kann; so habe ich es schon lange verdient. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Wenn ich jetzt auf einen Augenblick aufhören könnte, ernsthaft zu sein, so wollte ich sagen, andere Thränen, als Ihre übrigen Schriften zuweilen auspressen. Ich hatte mich in Leipzig bei Ihrem Brief noch nicht satt geweint; ich nahm ihn also, nebst einem Briefe unsers Schlegel und einem andern von unserm Cramer, mit auf die Reise. Bessere Reisegefährten konnte ich auch nicht haben; so wenig, als ich noch jetzt bessere Gesellschaft finden kann. Sie werden daraus schließen, daß Sie einige Verbindlichkeit haben, mir so oft zu schreiben, als Sie können; weil Sie mich doch einmal so sehr lieben. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Leipzig, am 15. Oktober 1749.

Mein immer noch liebster Freund,

Sie sind ein gefährlicher Mann! Ich war Willens, Sie wegen Ihres so langen Stillschweigens zu züchtigen, und Ihnen entweder einen bittern Vorwurf zu machen, oder gar zu schmollen, und noch ein paar halbe Jahre zu verstummen; aber ich kann keines von Beidem thun. Ihr Brief, den ich heute bekommen habe, entwaffnet meinen Grimm,

ungeachtet, wie Sie wissen, ein Steuerrevisor sehr grimmig ist. Sie haben ihn so freundschaftlich geschrieben, daß ich Ihnen gleich meinen Zorn wieder abbitten möchte; und das will bei mir viel sagen! Also kann ich nicht schmollen, das ist richtig: Soll ich Sie nun ausschelten? Sie würden, nach Ihrer Art, mit einer lächelnden Miene auf die Erde sehen, und das würde bei Ihrer Verstockung Alles sein, was ich gewönne. Kurz, ich will nicht trotzen, ich will nicht schelten, ich will aber, mit Ihrer Erlaubniß, auch nicht Eine von allen denen Entschuldigungen glauben, die, — — — — die Sie in Ihrem Briefe anführen.

Schon wollte ich am 15ten Oktober schreiben; aber können Sie wohl glauben, daß ich es erst heute, am 2ten Januar 1750, vollends ausschreibe? So lange hat der Anfang dieses Briefes gelegen. Ich bin seit dem 17ten Oktober immer verreist und so verdrüßlich beschäftigt gewesen, daß ich glaubte, Sie würden mir im Briefe meinen Verdruß ansehen: das wollte ich doch nicht; denn Sie dauern mich. Zu allem diesen kam noch ein Umstand, der wichtig war. Ich habe zwei Blatt von Ihrem mir so lieben Briefe verloren. Der Himmel weiß, in welcher Gegend von Sachsen sie sind liegen geblieben. Aller Bemühung unerachtet, kann ich sie nicht finden. Wie soll ich sie also beantworten? Ich will es thun, so gut ich mich deren Inhalts erinnere. Die Nachricht von des Herrn *** Veränderung und seiner glücklichen Heirath hat mich erfreut; aber für den Witz ist es nicht gut: denn nunmehr hat er einen scheinbaren Vorwand, für die neuen Beiträge noch bequemer und spar=

samer zu arbeiten, als er es bisher gethan. Wiewohl, unter uns gesagt, es gibt Leute, junge, muntre und geschickte Leute, die eben so faul sind, ob sie schon keine Weiber haben. Verstehen Sie mich? Gott versteht mich, sagte Sancho! — — — — — — — — — — — —

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu melden. Die wichtigsten mag ich nicht schreiben; kommen Sie an die Grenze, so will ich Ihnen einige mündlich, und dennoch nur ins Ohr sagen. — — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabend haben die Diebe beide Stuben unter der meinigen ausgeräumt, in welchen Sie und Cramer Sich aufgehalten haben. Warum sind die Diebe damals nicht gekommen, da noch zwei Poeten darin wohnten? Einen Poeten zu bestehlen, muß sich also wohl der Mühe nicht verlohnen; es müßte denn solches wieder ein Poet thun. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch zwei Neuigkeiten. Wissen Sie denn, daß ich noch auf meine alten Tage italienisch gelernt habe? Und daß ich seit Michaelis Wasser trinken muß? Lauter Wasser und gar kein Bier mehr? Bedauern Sie mich! Aber desto mehr Wein trinke ich; freuen Sie Sich! — — — — — — — — — — — — — — —

Rabener.

Trautenstein, den 12ten Januar 1754.

Ich fange, wie Sie sehen, einen großen Brief an Sie an. Da ich so lange nicht an Sie ge=

schrieben habe; so ist das das Wenigste, was ich thun kann. Wann er fertig werden wird, weiß ich nicht; aber genug, er wird fertig werden, und Sie werden ihn bekommen, und sich ein Bischen darüber freuen. Ein Bischen? Das wäre ja für meinen Rabener nicht viel. Nein, Sie werden Sich recht sehr, und zwar so sehr darüber freuen, daß Sie vergessen, in wie langer Zeit ich Ihnen nicht geschrieben habe, und mir recht bald antworten. Mein letzter Brief an Sie war ein wenig wild*). Wenn ich Lust hätte, so sollte dieser eben so wild werden. Denn ich bin, Gottlob, jetzt eben so fröhlich, als damals, wo nicht fröhlicher; und ich habe auch noch eben so viel, oder noch mehr Ursachen, es zu sein, als ich damals hatte. Ich bin seit ein und zwanzig Wochen ein Ehemann, meines Hannchens Ehemann. Für die meisten Ehemänner ist das schon zu lange, als daß Sie fröhlich sein könnten; aber die haben auch kein Hannchen und sind nicht Ich. Wie könnte ich mit Ihnen doch, da ich zum erstenmal als ein Ehemann an Sie schreibe, eher von was Anderm, als von meiner Glückseligkeit reden? Diese Materie ist für Sie viel zu wichtig, als daß ich nicht davon anfangen müßte. Wie oft haben Sie mich, da ich noch so verlassen war, bedauert? Freuen Sie Sich nun auch mit mir! Ich habe die beste Gesellschaft.

Wollen Sie wohl eine kleine Abbildung von meiner Frau lesen? Ich will sie Ihnen so un=

*) Dieser Brief ist in gegenwärtiger Sammlung nicht befindlich.

parteiisch machen, als ich kann; und Cramer, der sie nun kennt, mag sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Meine Frau ist nicht groß, das ist ein Nebenumstand; aber Sie erinnern Sich vielleicht, daß ich mir immer mein zukünftiges Mädchen nicht groß vorgestellt habe. Und es ist sehr süß, daß meine Vorstellung nun erfüllt ist. Sie hat blaue Augen, und auch die habe ich vordem meinem Mädchen gegeben, wann ich sie mir im Geiste erschuf. Ihr Haar ist braun, nicht gar zu dunkel, ob sie gleich, mir zu Gefallen, sich nicht pudert. Ihre ganze Gestalt gefällt, und nach meiner Meinung ist sie auch vollkommen werth, zu gefallen; das ist Alles, was ich davon schreiben kann. —

— — — — — — — — — —

Meine Frau hat so viel Witz, daß mir bei ihrem Gespräch die Zeit niemals lang wird, und daß mir in unserer Einsamkeit die Stunden auch alsdann sehr geschwind dahin gehen, wenn ich sie gleich nicht küsse. Sie hat so viel Geschmack, daß Alles, was sie thut, oder spricht, für mich eine ganz unbeschreiblich süße Anmuth erhält, und so viel Empfindung, daß sie bei den meisten Schönheiten meiner liebsten Schriftsteller so gut, als ich, gerührt wird, und einen rührenden Dichter oft durch sanfte Zähren belohnen kann. Wenn ich nur vor wichtigern und bereichernden Arbeiten Zeit hätte; so würde es mir bei ihr nicht an Ermunterungen und Belohnungen fehlen, meine ehemaligen angenehmen Beschäftigungen wieder hervorzusuchen. Ich habe sie vor der Ehe von dieser Seite am wenigsten gekannt, weil sie zu bescheiden war, sich von

derselben zu zeigen. Und Sie können denken, wie sehr das mein Vergnügen vergrößert.

Aber ihr Herz, mein liebster Freund, ihr Herz ist so edel und so freundschaftlich, daß ich dem Himmel nicht genug für ihren Besitz danken kann. Sie liebt alle meine Freunde gewiß so sehr, als ich selbst; und wenn sie einen von ihnen noch nicht so sehr liebte, so wäre die einzige Ursache nur die, daß sie ihn noch nicht genug kennte. Was für eine unaussprechliche Wonne ist es für mich gewesen, sie zu Cramer und Charlotte zu führen! Wie lieb hat mein Hannchen diese beiden glücklichen Eheleute! Und ich kann mit Wahrheit sagen, wie sehr lieben sie auch mein Hannchen! Mir fehlt beinah keine Glückseligkeit mehr, als daß ich mit ihr nicht von einem Freunde zum andern reisen, und ihnen allen mein Hannchen und sie Alle ihr zeigen kann. Dann würde ich auch zu Ihnen kommen, liebster Rabener, und sie würde Ihnen gewiß gefallen, und Sie — würden freilich meinem Hannchen auch recht sehr gefallen. Das ist meine größte Glückseligkeit, daß mir der Himmel eine so freundschaftliche Gattin gegeben hat, die es einsieht und recht lebhaft fühlt, daß meine Freunde für uns ganz unschätzbare Geschenke der Vorsehung sind. Darum gehört Hannchen auch zu uns. Sie können leicht denken, daß eine so freundschaftliche Seele auch viel Menschenliebe hat. Und ich freue mich auch, als Priester, über die Proben, die sie mir täglich davon gibt, und wodurch sie meine Gemeinde ohne Zweifel eben so sehr erbauen wird, als sie sich dadurch bei ihr beliebt macht. Es müßte ein Wunder sein, wenn ein solches Mädchen

keine gute Wirthin wäre, und Sie können Sich darauf verlassen, daß der Himmel auch in diesem Stück für mich gesorgt hat, da ich ungleich weniger Talente zur Wirthschaft, als zur Freundschaft habe.

Nun, mein liebster Rabener! Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich Ihnen so viel von meiner Frau vorgeschwatzt? Ich hätte nicht ruhig Hannchens Ehemann sein können, wenn ich Ihnen nicht nur etwas von meiner Glückseligkeit beschrieben hätte. Wann soll ich Sie auch so glücklich sehen? Ueber Ihre Beförderung nach Dresden freue ich mich freilich von Herzen, weil ich überall höre, daß Sie dort so sehr gut gesetzt sind. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, und bitte mir bald eine kleine Nachricht von Ihrer Lebensart und von Ihren dortigen Freunden aus. Aber, wenn Sie mir schreiben, daß Sie ein so glücklicher Ehemann sind, als ich; so will ich mich doch noch vielmehr freuen und mein Hannchen noch zärtlicher, oder, weil das vielleicht nicht möglich wäre, noch freudiger küssen. — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Und Sie, mein theuerster Rabener, behalten Sie mich immer lieb. Mein Hannchen grüßt Sie recht freundlich und wünscht, Sie kennen zu lernen. Ich bin

Ihr

zärtlichster und getreuester

G.

Dresden, am 9ten Oktober 1754.

Denken Sie etwa, mein Herr, daß ich jetzt auf Ihren Brief vom 12ten Januar antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beide nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Januar 1755 ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bei unserer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, also antworte ich Ihnen nicht; aber zanken will ich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab, denn ich will Sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O, über die Nachlässigkeit!

Den Augenblick setzen Sie Sich hin und schreiben mir Alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen? wie Sie Sich befinden? wie Sie Sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zwei Briefe recht weitläufig antworten. . . Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernst? Wollen Sie nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!

Madame,

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, daß Sie die Frau eines so trotzigen Mannes geworden sind. Dieser ist einer von seinen hundert Fehlern, die mir seine Erziehung sehr sauer gemacht haben. Ich bitte mir gehorsamst die Erlaubniß aus, künftig unmittelbar an Sie schreiben zu dürfen. Das Gemälde, welches mir Ihr Mann von Ihnen überschickt hat, ist so vortrefflich, daß ich von dem

Augenblick an die größte Hochachtung gegen Sie empfunden. Ich werde mich dieser Erlaubniß bedienen, Sie dessen mit der aufrichtigsten Ergebenheit zu versichern, zugleich aber Sie vor einem Mann zu warnen, welcher desto gefährlicher ist, je angenehmer er verführt. Wie unerschöpflich wird die Materie zu meinen Briefen sein, wenn ich Ihnen von den Fehlern dieses Mannes schreibe! Ich küsse Ihnen die Hände rc.

Sehen Sie, mein guter Herr, kann ich Sie so kriegen? Nun schreiben Sie nur bald, recht bald, so will ich Sie bei Ihrer rechtschaffenen Frau nicht verrathen. Und hernach will ich Ihnen auch recht viel antworten. Ich will Ihnen melden, daß ich mich wohl befinde; daß ich sehr vergnügt lebe; daß ich ein ziemlich einträgliches Amt habe, daß ich aber auch fast unter der Last meiner Arbeit erliegen muß; daß ich meinen ganzen gesunden Witz verloren habe, und also mein Glück hier in Dresden höher bringen werde; daß ich wenig Gesellschaft suche, aber unter diesen wenigen Freunden sehr zufrieden lebe; daß ich nicht heirathen will, weil ich befürchte, ich werde niemals so glücklich wählen, als mein Freund gewählt hat; daß ich tausendmal an Sie und nach Braunschweig denke; daß ich Sie erstaunend liebe: das Alles will ich Ihnen schreiben. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 29sten Januar 1757.

Wenn Sie, mein Herr, keinen Antheil an dem brandenburgischen Ueberfalle der sächsischen Lande

haben; wenn Sie nicht glauben, daß ich unschuldiger Steuersekretär an dem vierten geheimen Artikel des petersburgischen Traktats gearbeitet habe; wenn Sie nicht, wie Ihr König, nöthig finden, der Religion wegen mich zu zerknirschen, mich armen Sachsen, der ich der Religion wegen verhungern soll, da ich doch so orthodox protestantisch bin, daß ich alle Freitage Rindfleisch, die ganze Fasten durch Wildpret esse, und auch ohne geweihte Kerzen durch dieses finstere Jammerthal hindurch zu tappen gedenke; mit einem Wort: wenn Sie noch . . . ach ja! . . . wenn Sie noch mein guter Freund sind; o! so antworten Sie mir; ich beschwöre Sie bei Ihrer Frau und Ihrem besten Kinde, so antworten Sie mir auf meinen ersten, zweiten, so antworten Sie mir wenigstens auf diesen dritten Brief. — Und so lange hat mich mein alter, bester, kleiner Freund vergessen können?

Wie viel Noth, wie viel Jammer, wie viel Schrecken, wie viel Angst wegen des Zukünftigen, ach! wie viel, wie viel Unglück, das mich und mein armes unschuldiges Vaterland seit dem neun und zwanzigsten August, das Ihr Leipzig, in dem es Ihnen so wohl gegangen ist, betroffen hat; wie viel könnte ich Ihnen melden! Aber Sie haben mich vergessen: Sie haben Sich Mühe gegeben — — — — wollte Gott, es wäre Ihnen sauer geworden! . . . . ja wohl, Mühe haben Sie Sich gegeben, mich ganz zu vergessen: Sie würden doch sonst ein einzigesmal an Ihren Rabener, Ihren aufrichtigen Rabener, Ihren guten Freund geschrieben haben, einmal doch würden Sie mich gefragt haben, wie es mir ginge? Sein Sie ruhig, Sie

sollen keine Klagen weiter von mir hören, mein Herr; Sie möchten sonst Ihr feierliches Gesicht ganz von mir wegwenden, wie von einem unglücklichen Bettler, dessen ekelhaften Anblick man scheut. Nur Einen Brief von Ihnen, als ein Almosen von Ihnen nehme ich es an, nur Einen Brief, guter Freund, von Ihnen; so vergesse ich meine ganze Noth.

Aber, G***, ich bin ein trotziger Bettler; schlagen Sie mir auch dieses Almosen unbarmherzig ab, so verfolge ich Sie mit einer hungernden Wuth, und rufe allen Leuten auf der Gasse zu, daß dieser ungetreue Freund sich seines sonst geliebten Sachsens und seiner zärtlichen Freunde schämt. Wie sollen Sie zittern, wie beschämt sollen Sie fliehen! In das nächste Haus sollen Sie flüchten, um der Wuth Ihres verachteten Feindes auszuweichen. Aber das Pflaster will ich aufreißen, und an die Hausthüre donnern, hinter die Sie, vergessender Freund, Sich und Ihr böses Gewissen geflüchtet haben! Das will ich thun; gewiß ich will es thun.

Rabener.

N. S.

Unmöglich kann ich es thun. Ich liebe Sie noch eben so sehr, noch eben so aufrichtig, noch eben so heftig liebe ich Sie, wie ich Sie in Leipzig liebte. O! Madame, bitten Sie doch Ihren Mann, daß er seinem alten Freunde Rabener antworte. Freilich kennen Sie diesen Rabener nicht; aber er ist ein

ehrlicher Mann, sonst würde er kein Freund von Ihrem Mann sein.

Rabener.

Quedlinburg, den 9ten Febr. 1757.

Ihren Brief habe ich empfangen, als meine Frau krank war, und er hat mich nur desto mehr verwundet, ob er gleich mein Herz auch zu einer jeden andern Zeit verwundet haben würde. So weh er mir gethan hat; so umarme ich Sie doch und danke Ihnen tausendmal dafür. Ich weiß doch nun, daß Sie leben und gesund sind, und Sie haben es mir wieder gesagt, daß Sie mich lieben. Sie haben es mir nicht nur gesagt, sondern Sie haben es mir aus einer Fülle des Herzens versichert, dessen Zärtlichkeit mitten unter den Vorwürfen, die es mir macht, so nachdrücklich redet. Sie klagen mich an, daß ich Sie vergessen, daß ich mir Mühe darum gegeben habe, und wünschen, daß es mir nur sauer geworden sein möge. Mein liebster Rabener, halten Sie es denn für möglich, daß Jemand, dessen Freund Sie gewesen sind, und insbesondere, daß ich Sie vergessen kann? Nein, Sie kennen mich und Sich selbst. Mit eben der zärtlichen Freundschaft, die Sie mir ehemals eingeräumt haben, bin ich noch jetzt der Ihrige. Sie sind, nebst unsern übrigen Freunden, mein öfteres liebstes Gespräch mit meiner Frau, und diese hat ein Herz, das so stolz sein darf, Ihre Freundschaft zu fordern, und Ihnen die seinige anzubieten. Sie kennt die ganze Lebensart, die wir mit

einander in Leipzig geführt haben. Wenn kann das Andenken unsrer Zeiten in Leipzig, dieser glücklichen Zeiten! in mir verlöschen? Ach! wenn es einer Erinnerung, und einer solchen! bedürfte, so müßte es durch das gegenwärtige Schicksal Ihres geliebten Vaterlandes lebhafter, obgleich auch mit mehr Schmerzen, als jemals, erneuert worden sein! Wo hat Sachsen, mein theuerster Freund, und insbesondere Leipzig, nicht Freunde, und das letzte Pflegesöhne, die an seinem gegenwärtigen Schicksal Theil nehmen? Die Vorsehung, die Ihr geliebtes Sachsen, das so lange das Augenmerk so vieler andern Völker in seinem Flor und in seinen Sitten gewesen ist, jetzt vor allen diesen Augen heimgesucht, wird es wieder segnen. Sie wird sich jetzt aller Leidenden annehmen; und sie wird insbesondere meine Freunde behüten. Ich bedaure Sie innigst, mein liebster Rabener, — sein Sie nicht so grausam und lassen mich, nach diesem ersten Briefe, nach Nachrichten von Ihnen vergebens seufzen. Geben Sie mir dieselben so bald und so ausführlich, als Sie können. Sie sollen sehen, wie hurtig ich antworte. Sollte ich in der That zwei Briefe von Ihnen unbeantwortet gelassen haben? — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

C**, um von unsern Freunden Ihnen auch etwas zu sagen, hat in Kopenhagen den Beifall, die Bewunderung, die Liebe und das Vertrauen gefunden, die er verdient, und bei Keinem mehr, als bei den höchsten Herrschaften. Ich weiß ganz

besondere und zuverläßige Umstände davon, die ich von Jemand erfahren habe, der selbst in Kopenhagen ein Zeuge davon gewesen ist. — G** hat vielleicht mehr, als Einer von uns Andern zu thun, ist übrigens gesund. — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Und nun, mein liebster Rabener, leben Sie wohl. Hängen Sie Ihrem Unmuth nicht zu viel nach. Ich bin bereit, wenn das Sie zerstreuen könnte, Ihnen recht oft zu schreiben. Aber Sie müssen mir auch antworten. Ihr Brief vom 6ten Mai 1755 ist ein Beweis, daß Sie es auch nicht immer gethan haben, ob ich gleich mich damit nicht entschuldigen will. Meine Frau kennt Sie; sie weiß, daß Sie mein Freund sind; das Erste ist die Ursache, um derentwillen sie Sie hochschätzt; für das Andere ist sie Ihnen verpflichtet. Wenn Sie sie kennten, so würde sie stolz sein, Ihre Freundin zu heißen. Sie wünscht es zu sein, und empfiehlt sich Ihnen. Meine Kinder sind es nicht unwürdig, daß ich sie Ihnen empfehle. Ich umarme Sie, und bin von ganzen Herzen,

mein liebster Rabener,

Ihr

allergetreuster Freund.

An Herrn Professor Gellert.

Liebster Professor,

Wie unvermuthet sind wir von einander gerissen worden, und wie sehr vermisse ich Sie, so stumm Sie auch sind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden beide glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht sagen: denn wir sind bis jetzt nicht sehr gewohnt gewesen, davon zu reden. Wie ist Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reise ins Bad bekommen? Sie müssen vollkommen gesund sein, wenn die Wünsche Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt sind. Wie ich mich eingerichtet habe und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michaelis sagen. Viel Arbeit, sehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, sonst vermisse hier ich kein Vergnügen. Bald werde ich hier eingewohnt sein, und Leipzig zwar niemals vergessen, aber auch nicht lange mehr vermissen. Lesen Sie denn auch manchmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefaßt, mir auf Michaelis die schwedische Gräfin eingebunden zu schenken. Ja freilich eingebunden, denn der Band ist das Beste, und mein Exemplar haben jetzt die Prinzessinnen*** und ***, von denen ich es schwer zurück bekommen möchte, wenigstens kann ich es

ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Prinzessinnen haben beide Theile durchgelesen, und sie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil Alles so fein leserlich gedruckt ist. Je ja! das Buch ist ganz gut, es steht auch nichts Aergerliches darin, daß es also eine Prinzessin ganz wohl lesen mag. Wie befindet sich denn unser Graf B* mit seinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen selbst gefragt haben, aber es ist bei mir noch zu viel Gewirr, als daß ich so viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichsten Empfehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, seinen liebenswürdigen Hofmeister und deren hochfreiherrlichen Nachbar. Fragen Sie diesen einmal, wie ihm die Rückreise bekommen sei, sehen Sie ihm steif zwischen die Augen, und wenn er roth wird, so geben Sie noch nicht alle Hoffnung verloren. Er hat mir gesagt, daß auf der Rammischen Gasse, wo ich wohne, viele verdächtige Häuser wären. Woher muß er wohl diese Nachricht haben? —

Nun kommt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine auswärtige Universität gehen soll und etwa fünfzehn Jahr alt ist, wird ein Hofmeister gesucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wissen; ich weiß es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Ansehen, auch französisch und Geduld verlangt. Den Gehalt weiß ich auch nicht; so viel hat man mir aber gesagt, daß es nicht darauf ankommen würde,

hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich sehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie schreiben, so haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigstens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroschen zum Merseburger fehlt. Leben Sie wohl, mein liebster Stummer!

Rabener.

Lieber Kleiner *),

Wenn Sie meinen Beifall aus der geschwinden Antwort schließen wollen; so hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie sind ein allerliebster Schleicher, so schleichend, wie Ihr horchender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, so überraschen Sie mich mit einem Bändchen, worin ich meinen Gellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtsamkeit sehr unzufrieden sein, wenn Sie im Ernste aufhören wollten, mehr zu schreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? so geben Sie uns Lehrgedichte, in denen Sie gewiß glücklich sind. Wissen Sie, daß mir »der Stolz« am besten gefällt? Die Gedanken sind neuer, als in »Reich=

*) Rabener pflegte Gellerten, in Beziehung auf seinen ältesten Bruder, den Oberpostkommissarius in Leipzig, so zu nennen.

thum und Ehre«; doch hat auch dieses Stück, gleich dem »Christen,« vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weiß ich beinah keine Wahl zu treffen; sie sind alle schön. Die zweite, dritte, zwölfte und dreizehnte kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht sorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confiscirt werden; ob sie den frommen General in die B*** Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich fast. Ich freue mich, daß Sie das auf unsern Grafen mit beidrucken lassen. Er verdient, von Ihnen auf diese Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig seinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen sollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darin vergessen. Bei einer neuen Auflage können sie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedicht auf Cramer ist viel Zärtlichkeit und Weissagung; außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133.

Da, liebe Töchter, liebe Söhne, rc.

müssen Sie schlechterdings Selbst und mit Ihrer eigenen menschenfreundlichen Miene lesen, wenn sie gefallen soll. Inzwischen ist der Gedanke gar christlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengesang:

Schöne
Söhne
Und die Docken,
Die den Rocken
Fein abspinnen,
Und die Zeit mit Kunst gewinnen!

Unser Cramer wird jetzt wohl bei Ihnen sein. Wie beneide ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen ist:

Sei er ruhig, eß er und trink er ꝛc.
Schreib' er fleißig Bücher, mein Sohn!

Oder, welches einerlei ist:

Auf! Wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verläugne dich und schreib!

Dieses wünscht mit Herrn Wendler

Ihr

redlicher

Rabener.

Dresden,
den 24sten März 1745.

Extrakt
aus dem dresdnischen Anzeiger.
sub rubro. Allerhand kleine Schriften ꝛc.

Leipzig. Allhier haben wir aus dem Wendlerischen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: Lehrgedichte und Erzählungen von Gellert, groß Oktav, 9 Bogen. Es ist dieses eine Sammlung gar lehrreicher Denksprüche, die uns der sel. Mann hinterlassen hat, und die seine Erben zusammen drucken lassen. Wir hätten gewünscht, daß einige Nachricht von seinem Leben

vorgesetzt wäre. Da er schon vor zwei Jahren gestorben ist *), so würde es noch Zeit sein, Verschiedenes von seiner Person und Umständen zu sammeln. Der selige Mann gehörte unter die großen Geister, die mehr als eine Sphäre füllen, und seine tiefe Einsicht in die Berg und Metallwissenschaften **) werden ihn in seinem Vaterlande unsterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Pastor B** in S** Hoffnung macht, eine ausführliche Beschreibung von seinen Lebensumständen künftige Peterpaulmesse zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts gespart. Wir wollen zur Probe von diesen Gedichten eine anakreontische Ode einrücken:

An den
Herrn Grafen Hans Moritz von Brühl.

ꝛc. ꝛc.

Wie gefällt Ihnen dieses Extraktchen, mein lieber Kleiner? Ich erstaune, da mir es den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief schließen will. Sehen Sie, daß wir in Dresden auch Geschmack haben! Am 26sten März.

---

*) Der Ruf hatte ihn dazumal todt gesagt.

**) Dieß bezieht sich auf eine Stelle im Journal Etranger, wo man bei Gelegenheit der Recension der Metallurgie des Herrn Bergkommissionsrath Gellert in Freiberg, ihn mit dem Dichter verwechselt und sich verwundert hatte, daß ein Mann in einer so trocknen Wissenschaft zugleich ein so guter Dichter sein könne.

Dresden am 19ten Jan. 1756.

Liebster Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedacht auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil ihrer traurigen Monate vorbeigehen zu lassen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben. Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine Freunde zu schreiben, da keiner von ihnen an mich schreibt. Cramer hat mir auf zwei Briefe nicht geantwortet, Gisefe auch nicht; von Braunschweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu stören, und Graf M. hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutschen, gar vergessen. Sind Sie mit dieser Entschuldigung meiner so langen unterlassenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entschuldigungen von meinem Amte hernehmen soll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angst, sobald ich von meinen Berufsgeschäften zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich erst vorgestern mit den Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen Sie Ihren alten geschäftigen Freund, welcher demungeachtet mitten unter so vielen Fröhnen gesund, vergnügt und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug gewesen ist, jetzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterei? Wahrhaftig englisch, oder engländisch, wie es heißt, lerne ich,

und lerne es seit Michaelis ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Kastraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redoute komme. Ich besuche meine Freunde und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwei Stunden vom Tage mein, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spazieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr sein, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie Sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch so vergnügt. Der Beifall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bei; aber ich verlasse mich darauf mehr nicht, als sich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweideutig, und überhaupt sehr flüchtig und vergänglich ist. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genannt werden, weil wir gelebt haben. »Der »fließende Herr Gellert und der spitzige Herr Rabener (wird es heißen), haben hier und da ganz »artige Gedanken gehabt, und die wenigen Bogen, »die von ihren vermuthlich gar weitläuftigen Werken noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, »so gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten,

»in denen sie gelebt haben, erwarten kann ꝛc.« Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelassen dabei, wenn diese Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen, so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersekretär verewige, so, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Messe flüchten? Sie sind ein Spötter, indem Sie Sich über das Glück meiner Schriften, die in B** immer auf dem Nachttisch liegen, eifersüchtig stellen. Vermuthlich soll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, daran erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müssen und gern auswendig lernen. Der Beifall des Pfarrers und seiner häuslichen Tochter ist mir so schmeichelhaft, als der Beifall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den seltnen Hochmuth gehabt, zu wünschen, daß meine Satiren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es ist mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu sein.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsch. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Messe. Und in künftiger Messe lassen Sie Sich wenigstens einen Tag lang sehen. Noch einmal, leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, den 31sten Jan. 1756.

Mein liebster Gellert,

Hier sende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich sehr vergnügt haben. M** bleibt doch unser guter Graf, und da er es in Paris bleibt, so wird er sich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch steigen wird. Denn von ihm hoffe ich gegewiß, daß er niemals wird schwindelnd werden. Diese Woche geht ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geistlichen Lieder nicht anvertraut haben, so erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch gestern versichern wollen, unter der Feder häben. Das schlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entschuldigung vortrefflich zufrieden, die sie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe scheinen nur denen grausam, die mich nicht so, wie Sie, kennen.

Ich kann es geschehen lassen, daß wir Ernesti und Bach verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli*) und die unsterbliche Pilaja*). Kästner können wir leicht vergessen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, so lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf seinem Kopfe gesehen? Wollen die Ausländer etwa Jöcher, Mascov, Crusius ꝛc. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bei uns bleiben, denn sie machen gar zu drollige Fabelchen. Und geht auch die

*) Belli, ein großer Sänger, und Pilaja, eine berühmte Sängerin auf dem damaligen dresdner Operntheater.

ganze Universität ein; was ist es nun mehr? Leipzig wird doch, wegen der Lerchen, nach wie vor berühmt bleiben!

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 25sten März 1757.

Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert, daß Sie meinen Beifall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte ansehen wollen. Sie haben ihn ganz diesen Beifall, den Ihnen keiner von Ihren Lesern versagen wird, welcher nicht so unglücklich ist, ein Feind von Religion und Witz zu sein. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war; aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen.

Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt sein, da die Welt Sie bereits von einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publikums gewonnen, welches nichts Anderes, als etwas Lehrreiches, Tugendhaftes und Vollkommenes erwartet, sobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr

dieses Zutrauen der Welt für unsere heilige Religion sein! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu den erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn derjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sei. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird.

So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bei denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bei denjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch schätzbarer ist, als Ihr Witz; und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu sein wünscht. Voltaire kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltaire erbauen,

dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, sobald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weiß, wie niedrig er denkt.

Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bei aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortrefflicher Freund sind Sie! Ich fühle jetzt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorsagen, die ich Keinem andern vorsagen würde, da sie zu viel Aehnliches von einer Schmeichelei haben. Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beifall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind.

Ob ich Ihre Entschließung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich jetzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sei nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte

wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unserm Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bei der Universität gewiß solche Umstände äußern, die Ihnen ein bequemeres Auskommen verschaffen.

Tausendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie, bei Ausarbeitung Ihrer Lieder, mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabei gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe schließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehen? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können?

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Rabener.

Dresden, am 4ten Mai 1757.

Lieber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geschwind einen Informator nach beigehendem Recepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten sind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung diese Bedingungen noch mehr verbessern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und Arbeiten, die man verlangt, die menschlichen Kräfte

eines **S. S. Th. Candidati** übersteigen. Er muß allerdings, wie Sie sehen, ein Theolog sein, denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses, so viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an seinem Glück und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geschlecht ein V* ist. Freuen Sie sich nicht, lieber Gellert, daß, nebst dem Latein, auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll? Wie glücklich ist unser Professor C*, daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreien Versen sollen die Kinder nicht angesteckt werden; merken Sie das ja wohl. Klopstocks Messias hat den D** Hof und die ganze P*** Armee wider sich: den erstern, weil ihn die Kastraten nicht singen können; und die letztere, weil er der Messias ist.

Wie wird der Herr Kandidat mit dem Französischen zu rechte kommen? Doch dieses wird mehr des Informators, als der Kinder wegen verlangt, weil über Tische nichts anders gesprochen wird, als französisch. Man wird es dem deutschen Michel vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäsche und eine gesittete Perücke hat. Ich glaube, dieses Beides versteht man unter der **sittlichen Lehrart**, so, wie die **beliebte Lehrart** ihre eigene Erklärung bekommen hat.

Lassen Sie sich, mein lieber Gellert, die Beschleunigung der Sache angelegen sein, und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn F***, der schon hier ist und den ich nicht wohnen weiß? Leben Sie wohl.

Rabener.

Wölkau, am 25sten Januar 1760.

Ich habe vergessen, Ihnen, liebster Kleiner, da ich in Leipzig war, meine Autornoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Desto mehr Ehre für Sie, mein Herr Kollege, werden Sie sprechen. — Aber sprechen Sie das im Ernste? Unmöglich! Ein verpfuschter Nachdruck, wie dieser sein soll, muß mich eher demüthig, als stolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu sehr, als daß ich mich über den prächtigsten Nachdruck freuen sollte. Denn, ob ich gleich ein Steuersekretär bin, so habe ich doch, Gott verzeih mirs, so viel Menschenliebe, daß ich mich über den Verlust meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmste aber ist dieses, daß der schelmische Korsar in der Schweiz durch die Schafhauser Zeitung hat bekannt machen lassen: er gebe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns gesprochen, ich bin darüber sehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücke sie könnten vermehrt sein? Durch einige, aus den Belustigungen, die ich, als unächte und ungerathene Kinder, vorlängst verstoßen habe? das will ich nicht wünschen. Und doch wünsche ich das noch eher, als wenn diese angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geschehen sollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren, an Bodmer und andere Schweizer geschrieben habe *). Und wäre das, wie ich es beinahe befürchten muß, was soll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Gellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in diesen Briefen sein

*) Der Erfolg hat diese Furcht widerlegt.

mögen, die ich würde gemäßigt haben, wenn ich mir hätte vorstellen können, daß Jemand meine Korrespondenz auf diese Art mißbrauchen würde: Aber doch getraue ich mir Alles zu verantworten, was darin steht. Soll ich an das Publikum appelliren und protestiren? Soll ich die Briefe, so viel ich deren etwa noch in den Händen habe, selbst bekannt machen, ohne zu erwarten, daß sie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verstümmelt, mittheilt? Oder soll ich das Alles erwarten, und mich alsdann erst bei der Welt entschuldigen, oder durch einen Freund mich entschuldigen lassen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es so weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath. Ich bin ganz unschlüssig dabei, so unschlüssig, daß ich noch nicht einmal recht weiß, ob ich bei der Schelmerei dieses Buben mich ärgern, oder gleichgültig sein soll. Läßt er sie drucken, so erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche desto unparteiischer sein müssen, da sie niemals in der Absicht geschrieben waren, der Welt solche bekannt zu machen. Und sind auch etwa hier und da lächerliche Züge von andern Personen darin, so ist das nicht eine Beleidigung von mir, sondern von dem, der sie wider meinen Willen hat drucken lassen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch jetzt noch so philosophisch dabei anstellen; wer weiß, ob ich nicht durch diese philosophische Gelassenheit mich selbst zu betrügen suche. Ihren Rath, bester Freund, erwarte ich mit Ungeduld, und er wird desto gründlicher sein, da Sie gewissermaßen Selbst in den Umständen sind, nur mit dem Unterschiede,

daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden sollte; meine Briefe aber . . o, das war gar zu bescheiden, Schande sollen mir diese Briefe auch nicht machen; ich will doch sehen, wer das Herz hat, mir so etwas nachzusagen? Aber darin ist ein großer Unterschied: in drei von meinen Briefen wird etwa von Einer Person ein wenig Gutes gesprochen, und Sie haben in Einem Brief von drei Personen auf einmal so viel Gutes gesagt: und sind auch einige scherzhafte Züge mit darin, so sind diese für das Original immer noch vortheilhaft, denn ich glaube, ein preußischer Husar, wie sie ihn geschildert haben, wird sich dabei immer noch sehr geschmeichelt finden, anstatt, daß er sich hätte müssen für beleidigt halten, wenn Sie ihm hätten eine süße lispelnde Sprache, eine Beutelperücke, glacirte Handschuhe, und weiße seidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weiß nicht, warum ich mich bei Ihrem Brief aufhalte, da ich selbst so viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Wort, ich bitte mir Ihren freundschaftlichen Rath aus, und dafür schwöre ich Ihnen bei den wildesten von meinen Satiren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu sein. Leben Sie wohl, mein lieber Kreuzbruder!

Rabener.

Dresden, am 9ten August 1760.

Liebster Gellert.

Aus meinem Brief an den Herrn Kommissionsrath, den ich Herr W** vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie

mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte: denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14ten Juli, mit Anbruch des Tages, fing sich die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer (sie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen), zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben möchte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, anging, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neustadt zu D**. Aber auch hier fing am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Residenz

an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsere Sachen geschafft hatten, zerschmettert und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfing einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verlust natürlicherweise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? Und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allem diesen gesegnet hatte. Gott znm Preise muß ich gestehen, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von Allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fing man an, auch für die Neustadt besorgt zu sein, und viele tausend Menschen gingen zum Thore hinaus, auf das offene Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter

mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, meinen ganzen Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meile Wegs weit zu meinem Freunde auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tags nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg ging er zu Fuß. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtag gingen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich: denn keiner von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch= und Bettzeug ist bei einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt.

Meine Bücher, die dauern mich: alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst

einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verschiedner Art sind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyck, welcher, sobald Gott Ruhe und Frieden gibt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind: denn ich will ihn hernach in Kontribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satiren in Duodez, zwei Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper sein wird.

An das Haus St** bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drei tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglück würde nöthig gewesen sein; so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eigenes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklichers vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer und Wassersnoth

Ihr redlichster

Rabener.

N. S.

In der Residenz sind 226 Häuser abgebrannt, 37 sehr beschädigt. In Neustadt 25 Häuser beschädigt. Vor dem Pirnischen Thore 102 abgebrannt und 50 beschädigt. Vor dem Wilsdurfer Thore 88 abgebrannt und 3 beschädigt, 50 Personen von der Bürgerschaft sind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bei dem Sturmwind, der gestern Nachmittags war, über 10 Personen von dem Gemäuer erschlagen worden. Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in der Residenz angerichtet und daß auf die Kreuzkirche um deßwillen Bomben geworfen worden, weil von dasigem Thurm auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unseres Elends auf eine grausame Art.

Dresden, am 18ten Jan. 1757.

Mein liebster Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden. Was machen Sie, mein guter, bester Gellert? — Hum! Ein Philosoph wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen ließe. Aber gesund

sind Sie doch? das will ich Ihnen rathen: denn ich bin sehr gesund und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man versichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen. Wie groß kam mir unser Feind, der König, in dem Augenblick vor, als ich dieses hörte! Vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurückhalten läßt.

Haben Sie etwa auch gehört, daß ich in preußische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt sagen ein Mährchen. Ich würde es am wenigsten jetzt thun, da ein solcher Entschluß mehr eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksumstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Ich habe hier sehr viele Bekanntschaften mit preußischen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bei vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bei dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen, und bin mit wahrem Vergnügen bei ihm gewesen. Ich habe, so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache und unsere Literatur wenig schätzt; aber er schätzt Sie, mein guter Gellert, und dieses macht seinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrte ihn auch den redlichen Menschenfreund Gellert kennen; und zu meiner Belohnung sagte ich ihm trotzig, daß eben dieser Gellert mein ältester Freund sei; denn auch bei Prinzen thue ich mit Ihrer Freundschaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deut=

scher Patriot mit diesem liebenswürdigen Prinzen gesprochen und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu sein schienen. Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem König in Traktaten, wer Ihm mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn eben ein Franzose sein, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen König bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir weh! Ich habe mich bei dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich durch seine Vermittelung nicht würde den König sehen können, da ich nicht geübt sei, französisch mit ihm und noch weniger mit dem König zu sprechen. Der Baron von E*** wird in dieser Sache unser Adjutant.

Ich fand nöthig, einen Brief zu schreiben, und mich darin also auszudrücken:

Je suis bien faché, Monsieur, que je fois trop allemand, et Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respets à ce Sçavant, d'autant plus estimable, qu'il est peut-être le seul de sa Nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'esprit. Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout à fait privé de l'honneur, d'être présente par Monsieur le Marquis au Roi, et de me jetter aux pieds de Sa Majesté. Je Vous conjure, Monsieur, de menager l'affaire si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être précisement de mes meilleurs amis, pour me passer l'ennui, que je puisse donner par le François, que je parle: aussi suis-jé trop discret, que d'y vouloir exposer M. le Marquis. Voila la seule raison, qui m'empeche de me presenterà lui.

etc. etc.

Der Marquis d'Argens soll es also nicht sein, welcher mich zu den Füßen des Königs legt. Der König ist so gnädig, sich meine Weigerungen gefallen zu lassen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals August mit dem Horaz in einer harten Muttersprache geredet? wohl niemals, denn das Griechische war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom sprachen Latein. Also ist die Sparche festgestellt, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich seine Befehle, durch wen endlich diese Vorstellung geschehen soll.

Wie freue ich mich, mit dem König zu reden! Wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, so gelehrt und witzig, als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer, als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und seine Franzosen noch nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen König dieser Zeit (ach wäre dieser König nur nicht unser Feind!) den deutschen Witz predigen soll. —

— — — — — — — — — —

Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt, ich sei in preußische Dienste getreten. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bei seinem Hofstaat auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von den Preußen gewiß

glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen. Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht: denn je gnädiger er dabei wäre, desto verlegener würde ich sein, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernst wünschte ich mit dem König zu sprechen, und, außer meinem besten König, ist es von allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschte. Aber wenn mir auch einfällt, wie man hier schon jetzt davon urtheilt, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne; so vergesse ich meine Wünsche und werde stumm, um nichts Bitteres von dieser argwöhnischen Denkungsart zu sagen.

Küssen Sie mich, guter Gellert, küssen Sie Ihren freundschaftlichen Plauderer tausendmal: denn das schmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obristen Mannstein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas, und zwar etwas sehr Lustiges! Können Sie sich wohl vorstellen, daß unser G* den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges und die neuen Siege seines Königes zu schreiben? G*, der Menschenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freiem Willen, einen blutigen Krieg und die traurige Zerstörung so vieler tausend Menschen, die auch trinken und scherzen und küssen können, zu beschreiben! Durch seinen und meinen Freund, den Herrn C*, habe ich ihm sagen lassen, daß ich ihm diesen grausamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieser, daß er den ganzen traurigen Krieg in ana=

kreontischen Versen beschreibe und seine Mordgeschichte anstatt der Kapitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daß Könige so gern Dichter zu ihren Herolden haben? Boileau, Racine, Voltaire, drei Dichter; und unser G*, der taumelnde G*, die sollen für die Nachwelt Zeugen sein; Zeugen in Sachen, die sie selbst nicht glaubten, vor denen sie selbst erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herold? Aber vielleicht fürchten sie sich, daß die historische Lobschrift ihrer unsterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satiren werden möchte? Leben Sie wohl, mein stiller, friedfertiger, mein bester Gellert. Rabener.

Mein bester Freund,

— — Pension, guter Rabener? nein, es wird mir keine ausgezahlt; ich habe auch, ohne die geringste Unruhe, meine Quittung, die mir von Meißen zurückgeschickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob es mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden und bessere Zeiten durch den Verlust von hundert Thalern jährlich erkaufen; ich, der ich, sobald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B** hat mir durch E** den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wolle gebrauchen lassen? Aber, mein liebster Freund, so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben.

So denken Sie auch; ja, denken Sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verliert (dieß kann und muß ich sagen) zu viel mit Ihnen; einen Mann für Geschäfte, für den Staat, einen Autor! Sie müssen unser bleiben.

Bei mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise nicht lange mehr zu leben bestimmt, nur für einige junge Leute gut! O! ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Land und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich sagen, daß ich Ihr ältester und bester Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giseke, meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bei der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks sein, als es für Racine Ehre ist, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen. Unsere Periode, die jetzige, wird in der Literatur der Deutschen nicht weniger merkwürdig sein, als es der Zeitpunkt des Boileau im Französischen ist.

Gehen Sie immer zum König, Er soll Sie sehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber Er soll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehört; Er soll bessere Gedanken von den Deutschen, und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Witzes bekommen, und Sie sollen ihm statt aller Demonstration sein, und wenns möglich ist, den Geist des Friedens einflößen und meiner Furcht=

samkeit. Aber lassen Sie sich durch nichts fesseln. Leben Sie wohl, stets wohl! Ich bin Ihr guter Freund.

Gellert.

Dresden, den 26sten Januar 1761.

Liebster Gellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme, so einsylbig als möglich, sprechen: **Lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — wissen könnte ers — alle Kinder wissen es — freilich — der König hat mit mir gesprochen!...** O mein hochgelahrter Herr Professor! freilich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das gibt Ihrem Stolz kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch viel mehr sagen, als daß er mit Ihnen gesprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch so machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ih=

nen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sei Alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald antworten und Alles aufs Umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publikum ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht — ja, wie gesagt, daß dieser stille und friedliebende Gellert dem König bei seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worin er gezeigt, wie der Krieg wenigstens noch zwei Jahre könne fortgeführt werden, ohne die brandenburgischen Unterthanen im mindesten zu belästigen — ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst; und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin, Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie vor Freuden tausendmal

umarmen! Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängstliche Sorge.

Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer *) in Kopenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darin; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir Alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beiden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch sterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeschreibung, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

Tausend Empfehlungen an unsern lieben Kommissionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund L** auf künftigen Mittwoch Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig spricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zweier Personen, die Gott, wie es scheint, dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beiderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl.

Rabener.

---

*) S. den folgenden Brief.

Dresden, den 25sten Januar 1761.

Mein liebster Cramer,

Ihren Brief vom 15ten November habe ich erst am 23sten December erhalten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die versicherte Freundschaft und für das aufrichtige Mitleiden wegen des unglücklichen Schicksals unsers armen Landes. Gott wird der Noth ein Ende machen, wenn es sein Wille ist; und wenn er, wie es leider scheint, uns noch länger züchtigen will; so wird er uns Muth und Vertrauen schenken, geduldig auszuhalten und auf seine Hülfe zu harren. Unendlichemal danke ich ihm, denn es ist ganz sein Werk, für die Kräfte, die Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths, die er mir am 19ten Julius bei dem erlittenen harten Verluste gab, und die, welches eine noch größere Gnade von ihm ist, mich seitdem nicht einen Augenblick verlassen hat. Ja, liebster Cramer, danken Sie ihm mit mir dafür! Die damalige Beängstigung hatte wohl in meinem Körper eine Unordnung gemacht, welche Folgen nach sich zog, die mich einen nahen Schlagfluß befürchten ließen. Ich erwartete Gottes Wink, wenn ich kommen sollte, und erwartete ihn ziemlich standhaft. Meine Freunde, ich muß es ihrer Liebe nachrühmen, waren meinetwegen unruhiger, als ich; aber ein kleines Mittel hat mir geholfen, und jetzt bin ich so gesund, als ich in vielen Jahren nicht gewesen, und so munter und aufgeräumt, als ich nur damals war, als ich meinen guten Cramer bei mir hatte. Da sich im November die Unruhen unserer armen Stadt wieder näherten, so ließ ich mich von einigen Freunden bereden, an den Ort unsers vorigen Aufenthalts

zu fliehen. Ich blieb dort bis zum dritten December. Seitdem bin ich wieder hier, verrichte mein Amt, so gut es bei jetzigen Umständen geschehen kann, und so schrecklich auch für uns die Aussicht für die Zukunft ist, so gewiß bin ich doch entschlossen, Alles hier abzuwarten, was uns Gott vorbehalten hat. Die Flucht und der Aufenthalt an einem offnen Orte ist allemal mit vieler Gefahr verknüpft; nach Böhmen kann und mag ich nicht, und ich bin überall unter der Hand des Herrn. Will mich Gott erhalten, so kann er es auch hier thun; und soll ich sterben, so habe ich für mich und meine Freunde schon lange genug gelebt. Ich lebe, oder sterbe, so bin ich des Herrn! Erhalten Sie mir nach meinem Tode Ihr gutes Andenken und sagen Sie der Nachwelt, daß ich Ihr Freund gewesen bin; so wird dadurch die Nachwelt überzeugt werden, daß ich Gott gefürchtet, meinen Nächsten geliebt und mein Amt redlich verwaltet habe. So viel begreift der unschätzbare Titel, ein Freund von Cramer zu sein, in sich!

Sie verlangen von mir zu viel, wenn ich Ihnen sagen soll, wodurch die Schlacht bei Torgau ist verloren worden? rc. rc. Ich bin, wie meine Vorgesetzten sagen, ein ziemlich guter Sekretär; aber ich bin, unter uns gesprochen, ein überaus schlechter General; ich kann also von allem dem nicht urtheilen.

Die Großmuth des gnädigen Fräuleins von B** gegen einige durch das Bombardement verunglückte Weibspersonen, verehre ich mit dem lebhaftesten Dank. Ich habe die 180 Thaler in hiesiger Münze erst gestern erhalten, und würde Sie, da Ihr Schuldner in Leipzig dermalen außer Stand ist, einen Dreier zu bezahlen, noch sobald nicht erhalten haben, wenn

nicht der Freund, an den Sie die Sache adressirt haben, so großmüthig gewesen wäre, sie auf seinen eigenen Wechsel mir auszahlen zu lassen. Ich habe heute angefangen, das Geld, mit Zuziehung meines Beichtvaters, unter einige nothdürftige Personen auszutheilen. Binnen acht Tagen werde ich Berechnung davon thun, und dem gnädigen Fräulein selbst im Namen der Elenden danken, die sie so großmüthig erquickt hat. Der Mangel ist bei den meisten Abgebrannten wegen jetziger Theurung und Kälte unaussprechlich, und oft bei denen am meisten, die es sich merken zu lassen Scheu tragen. Ich suche diese vorzüglich auf, und werde lieber nur einigen eine proportionirliche Gabe mittheilen, mit der sie ihr Leben fristen können, als diese 180 Thaler unter allzu viele ausspenden, weil durch eine zu große Vertheilung der erzielte Endzweck ihrer nothdürftigen Erleichterung nicht erreicht werden würde. Gott wird für die Uebrigen auch sorgen. Und ich muß Ihnen mit einer wahren Freudigkeit meines Herzens sagen, daß hier in Dresden mehr Liebe und Gutthätigkeit ist, als ich sonst geglaubt habe. Sogar diejenigen, die selbst abgebrannt sind, theilen ganz im Stillen und ohne es merken zu lassen, ihren geretteten Bissen Brod mit dem Hungrigen. Die öffentlichen Collecten im Lande für unsere Stadt sind wenigstens beträchtlicher, als man von einem so verarmten und ausgepreßten Lande erwarten konnte. Noch mehr ist an unsern Herrn Superintendenten zur beliebigen Vertheilung privatim eingesendet worden: und in dem gutthätigen Hamburg sind einige Familien, welche an unsern berühmten und rechtschaffenen Herrn von Hagedorn von Zeit zu Zeit sehr ansehnliche Posten übermacht haben und noch übermachen, die vorzüglich zu Unterhaltung der

Handwerksleute und Künstler angewendet werden. Ich finde unaussprechliche Freude in einer vorsichtigen Vertheilung des eingesendeten Almosens, und seitdem das gnädige Fräulein von B** mich durch ihre Großmuth in den Stand gesetzt hat, in ihrem Namen wohlzuthun, seitdem bin ich nicht mehr so eifersüchtig auf meinen Freund Hagedorn.

Leben Sie wohl und lieben Sie mich nur eine Minute länger, als ich Sie liebe, so wird unsere Freundschaft bis in den Tod dauern. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Rabener.

An Herrn Weiße, nach Paris.

Wenn Ihnen, mein liebster Freund, Jemand sagte, ich sei am 19ten November wieder aus Dresden geflüchtet und halte mich seitdem in Wölkau, bei dem Herrn Generallieutenant, Grafen von Vitzthum, auf; würden Sie es wohl glauben? Schwerlich. Und doch ist es wahr. Die Unruhen in den dresdner Gegenden vermehrten sich täglich, und da beide Armeen sich bis an die Stadt gezogen hatten, so ward die Gefahr immer schrecklicher. Tag und Nacht war ein ungewohnter Lärmen auf den Gassen, es äußerte sich schon an den nothdürftigsten Sachen ein Mangel, und für einen friedfertigen Autor, wie ich bin, war es ein trauriges Spektakel, wenn ich mit einer unzähligen Menge Volks täglich auf der Brücke stehen und zusehen mußte, wie sich auf den Anhöhen gegen Kesselsdorf, zunächst vor der Stadt, die Vorposten der Oesterreicher und Preußen herumrauften. Täglich erwartete man ein Treffen, dessen Ausgang ungewiß war. Fiel es für die Oesterreicher unglücklich aus, so war Be=

lagerung und Bombardement das unvermeidliche Schicksal der unglücklichen Stadt. Die Vertheidigungsanstalten auf den Wällen sowohl, als Circumvallationslinien waren fürchterlich, und wenn man uns beruhigen wollte, so war diese Beruhigung noch fürchterlicher, indem man uns heilig versicherte, wir hätten das Glück, an unserm alten Marschall einen so braven Gouverneur zu haben, welcher sich eher unter den Ruinen der Stadt begraben lassen, als weichen würde. Der Hof in Warschau, welcher mit der Art, wie man seit Johannis das Land befreit hatte, zum höchsten unzufrieden war, widersprach noch heftiger, da er sah, daß man Dresden zu einem Waffenplatze machen und es befestigen wollte. Aber auch dieser Widerspruch, dem ein ernstlicher Nachdruck fehlte, war vergebens, und beschleunigte die Arbeit nur noch mehr. Archiv und Gallerie, und andre Kostbarkeiten wurden aus der Stadt in Sicherheit gebracht, und das Ministerium selbst stand seit dem 10ten November auf dem Sprunge, nach Prag, oder wo es sonst am sichersten sein möchte, zu gehen. Mit einem Wort: die ganze Stadt war bestürzt, und wer sich retten konnte, der rettete sich. Was sollte ich nun bei diesen Umständen thun? Mein Amt hörte bei diesen Unruhen auf, und meine Vorgesetzten erlaubten mir, wegzureisen, wohin ich wollte. Da ich in Dresden kein Haus, und dem Himmel sei Dank, keine Frau, und dreimal sei dem Himmel Dank! keine Kinder habe, so war ich ganz frei, und nichts konnte mich zurückhalten. Ich nahm mir also vor, diesen unglücklichen Ort auf einige Zeit zu verlassen; aber wo sollte ich hin? und wie sollte ich fortkommen? Mein erster Plan war, über

das Gebirge nach Naumburg zu gehen; aber die Bewegung der preußischen Armee und deren Besitznehmung von Freiberg, verdarb diesen Plan. Nach Pirna lud mich ein guter Freund ein; aber Pirna war den Unruhen zu nahe und bei einem unglücklichen Rückmarsch der Oesterreicher der Gefahr am meisten ausgesetzt. Es ward mir ein Vorschlag gethan, mit Jemand nach Prag zu gehen, wobei ich weder für die Reisekosten, noch meinen dortigen Unterhalt sorgen sollte; aber wenn ich auch sonst kein Bedenken gehabt hätte, so stand mir doch der Ort nicht an, in welchem der Adel und die Bürgerschaft den dahin geflüchteten Sachsen — — — — — — — — — — nicht zum besten begegnete. — — — — — — — — — — — — — — —

Die Seite nach der Lausitz war gesperrt, größtentheils verwüstet, und ich darin fremd. Was zu thun? Von ungefähr kam der Herr Graf von Vitzthum nach Dresden. Ich klagte ihm meine Verlegenheit, und bat ihn, mich bei seiner Rückreise mit aus der Stadt zu nehmen, in der Absicht, einige Tage auf seinem Gute zu bleiben und mich sodann in Leipzig häuslich niederzulassen. Er verstattete mir Alles auf die artigste und gefälligste Art, und wir reisten am 19ten November Nachmittags ab. Gott! wie schwer ward mir dieser Abschied von einem Ort, wo ich mein Amt und den größten Theil meines Vermögens habe, das vielleicht bei meiner Rückkunft nicht mehr sein wird; von so vielen Freunden und Freundinnen, die ich so sehr und so aufrichtig liebe, und der schrecklichsten Gefahr ausgesetzt lassen muß! Ach! liebster Freund, ein grausamer Gedanke für mich! Ich bin endlich am 21sten

hier glücklich angekommen und seit der Zeit hier geblieben, anstatt nach Leipzig zu gehen, wo Alles in der ängstlichsten Unruhe und Verwirrung ist, da vor einiger Zeit 800000 Thaler neuerlich gefordert worden, deren Aufbringung man für ganz unmöglich hält, ungeachtet des harten Ernstes, den man gegen den gesammten Rath und Einige der Kaufmannschaft braucht. Da dieser Brief vielleicht geöffnet werden möchte, so kann ich davon mehr nicht schreiben. Hier befinde ich mich gesund, wohl, ganz ruhig und so vergnügt, als man jetzt in Sachsen sein kann. Die beiden Gellerte und einige andere Freunde haben mich hier besucht; nach dem neuen Jahr werde ich auf ein paar Tage nach Leipzig gehen. — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wie sehr sehne ich mich, mein liebster, bester Weiße, nach ein paar Zeilen von Ihnen! Vermuthlich sind Sie in Paris, und bei Ihrem würdigen Freunde, Herrn Bajon, und dessen rechtschaffener Frau, denen Sie mich aufs Verbindlichste empfehlen werden. Wie sehr beneide ich Paris um meinen Weiße! Leben Sie wohl, kommen Sie mit Frieden und bald zurück, und vergessen Sie unter dem witzigen und unwitzigen Lärmen dieser Stadt Ihren armen flüchtigen Freund nicht. Tausendmal leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Ich liebe Sie mehr als einen leiblichen Bruder, und nur um etwas weniger, als mein Mädchen.

Wölkau, am 30sten December 1759.

Rabener.

An Hrn. Kabinetssekretär Ferber in Warschau.

Dresden, am 12ten August 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sei, da ich, seit meinem erlittenen Unglück, an meinen liebsten Freund nicht geschrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich Alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sei. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verlust eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundin ist. Sie wird Ihnen von H*** aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig sein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mich doch nicht eine Thräne gekostet, und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß Alles verloren sei. — Der 19te Juli war dieser schreckliche Tag. Schon am 14ten, da unsere Noth anging, da war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um acht Uhr zerschmettterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten und zün-

dete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich sein wollte, zusammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir fest genug zu sein glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D***, meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurück. Neustadt ward vom 15ten an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Madame Z*** mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bei Herrn H** in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen, stack die ganze D*** Familie und noch vierzig Personen, alt und jung. Die Fensterladen waren mit Mist verschüttet, der obere schöne Saal mit Mist bedeckt, und mit eben so viel Mist der ganze Hof bestreut. Unter diesem Mist lagen alle diese Personen. Einige waren still und verdrießlich, einige beteten, und man sah es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannegießer und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen ma=

chen, oder nicht lieber Alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs Letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsere Häuser in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparat von Perücken zerschmettert habe)? Lassen Sie es gut sein, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unserer Stube, und mich däucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und Unruhe brachten wir den 19ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf), und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darin Alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von den zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sei. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; all mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und

andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, Alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreitausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler Werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobe. Die witzigen Manuscripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind, zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es sich beinah der Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr; aber manchmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und ... kurz, Ferber, ich bin so nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretär, der ein Jahr in preußischem Depot und zwei Jahr unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitag Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor

der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle Ehrliebende von der Garnison, Officiere sowohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhm unsers tapfern Kommandanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh ging ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzug von einem Kopfkissen stack mein ganzer Reichthum. Wir wateten bei der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D*** Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maul hinaus bringe. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüste mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht bloß auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich ging und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb

ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit fünfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaul den Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Elle im Durchschnitte; diesen Sekretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebenssatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht seit der preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsack einen bundstreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten ging mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brod und braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen, und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzug kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in H***, wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthin eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremoniel, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen sein; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bei ihm ein frisches rundes Mädchen, welche gute Hoffnung

macht, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herumlaufen lassen. Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzräthin mit ihrer Familie und ganz unvermuthet ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsere Bequemlichkeit; beide waren sehr dienstfertig und gastfrei; auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet.

Am 2ten August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück und bedauerte, daß mein Exil nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier, und wohne bei der D***, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumt und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kommt sie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abenteuer! Das Uebrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch. Das Mährchen vom ersten April 5

Zweites Buch. Siebenmal sieben Wahrsagungen vom ersten April 33

Drittes Buch. Der Schlüssel zu dem siebenmal sieben Wahrsagungen 82

Abbitte und Ehrenerklärung 92

Freundschaftliche Correspondenz . . . 129

Versuch eines Tagebuchs vom 23sten Mai 1759 bis den 29sten Mai 131

Briefwechsel mit einigen Frauenzimmern . . . 156

Briefe an Lorchen 238

Briefwechsel mit Herrn Cramer 259

Briefwechsel mit Herrn Johann Adolph Schlegel 296

Briefe an den Herrn Friedrich v. Hagedorn . . 322

Briefwechsel mit Herrn Giseke 333

Briefe an Herrn Professor Gellert 354

An Herrn Weiße 389

An Herrn Ferber 393



